17

160

— 4 —

von Halden
N. 3665.

[Verf.: Rudolph Zacharias Becker]

Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vierter Band.

Darinn für den Bürger- und Bauernstand viel nützliches, angenehmes und belehrendes verzeichnet steht.

Grätz,
bei Kaspar Zaunrith,
1793.

Innhalt.

Neunte Zusammenkunft, in welcher Herr Kaplan **Treumann** eine Rede über die **Beförderung der Reinlichkeit beim gemeinen Manne** hält.

Zehnte Zusammenkunft, in welcher Herr Pflegskommissär die Abhandlung über die Krankheiten beschließt, und zwar 1) von der Erkältung der Menschen, insonderheit des Landmanns, und den Mitteln dagegen, 2) von epidemischen Krankheiten, 3) von der Abzehrung, 4) vom Zahnwehe, 5) von der Entzündungskolik, 6) von der Gallenkolik, 7) von der Kolik von Unverdaulichkeit, 8) von der Windkolik, 9) von der Kolik von Erkältung handelt.

Zweyter Sonntag, an welchem Herr Pfarrkaplan **Treumann** und der Schulmeister Junge und Alte spazieren führt. Was auf diesem Spaziergange vorgeht, muß der Leser selbst nachsehen.

Eilfte Zusammenkunft, in welcher der Landmann **Fleißig** seine Erfahrungen mittheilt; und zwar 1) Ein neues ökonomisches Dungmittel, 2) ein Mittel, wodurch das Wachsen der Bäume, besonders des Bauholzes befördert werden kann, 3) eine vortrefliche Fütterung für das Geflügel und die Fische, 4) ein Mittel, die Kälber zu erziehen, daß sie nie die Rindviehseuche bekommen, 5) über die Kälberzucht überhaupt, 6) ein Mittel wider den kriechenden und fliegenden Wurm, 7) eine sehr leichte Seifensiederey für jede eigne Haushaltung, 8) einen Brandwein aus den Erdäpfeln zu brennen, 9) den Schaden und Nuzen des wilden Senfs, 10) eine Färberey in der Haushaltung mit geringen Farben, 11) ein Mittel, wie die

Blü=

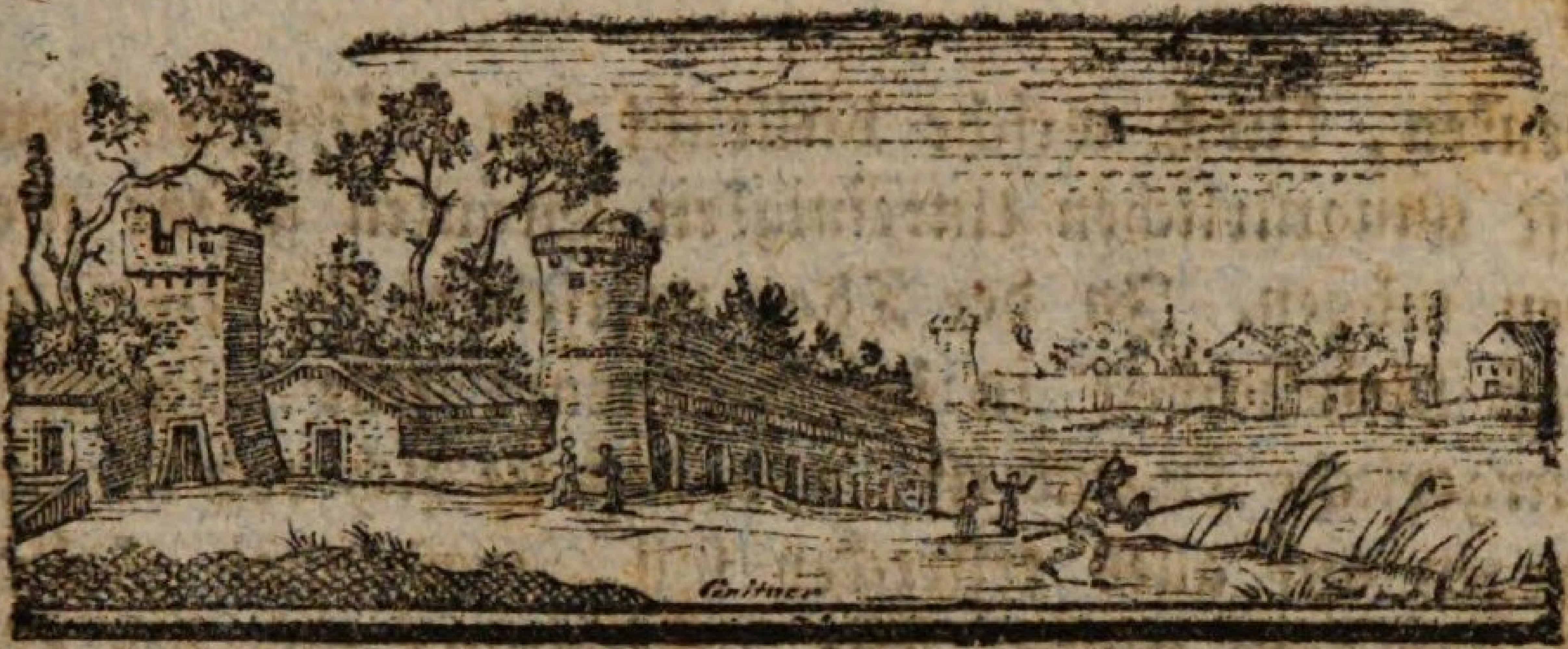
Blüthen der Obstbäume bei gefährlichen und nachtheiligen Ost- und Nordwinden erhalten werden können, 12) ein ächtes Mittel wider die Motten, Flöhe und Wanzen, 13) wie man sehr gute und zum Eyerlegen fleißige Hühner ziehen kann, 14) noch ein Geheimniß für die, welche Hühner haben, 15) eine Anweisung, wie man ein Pferd um die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, füttern könne, 16) wie man alle benöthigten Arten Kräuter und Wurzelwerk lange aufbehalten kann, 17) die Nützlichkeit der gelben Rüben oder Möhren, 18) den grossen Nutzen der Königskerzen oder des Wullkrauts, 19) wie aus dem faulen Obste ein vortreflicher Essig zu machen ist, bekannt macht.

Zwölfte Zusammenkunft, in welcher der Müller **Ignaz** 1) die in den Mühlen im Schwange gehenden Mißbräuche, 2) ein Mittel wider das Sterben der jungen Gänse, und überhaupt die Art, wie die Gänse am besten zu benutzen, 3) ein Mittel, wie das Schweinvieh am besten zu benutzen, 4) wie die Mäuse in den Mühlen auszurotten sind, anzeigt.

Dreyzehnte Zusammenkunft, in welcher der Gerichtsverwalter seine Erfahrungen von den Bienen, Wespen und Seidenraupen, nebst andern Dingen, besonders auch in der Gärtnerey vorträgt.

Vierzehnte Zusammenkunft, in welcher der Hirt **Wendel** 78 Mittel für verschiedene Viehkrankheiten offenbaret.

Dritter Sonntag, an welchem Herr Kaplan **Treumann** seinen Begleitern abermals lehrreiche Beispiele erzählt, und der Schulmeister **Lehreviel** zum Beschlusse das Seinige auch noch beiträgt.



Neunte Zusammenkunft.

In welcher Herr Kaplan Treumann eine Rede über die Beförderung mehrerer Reinlichkeit bei dem gemeinen Manne hält.

„Ich habe, meine lieben Freunde! öfters den Sitten unserer Zeitgenossen, sonderlich vom Bürger- und Bauernstande, nachgespürt, sofern diese einen nothwendigen Einfluß auf das allgemeine Wohl des Staates haben. Eine stille Aufmerksamkeit hat mich beobachten lassen, daß unter einem grossen Theile derselben eine ganz unverzeihliche Sorglosigkeit für ihre Gesundheit, dieses edle Gut des menschlichen Lebens, herrscht. Der grosse Mangel der nöthigen Reinlichkeit im häuslichen Leben erscheint mir dabei als eine Hauptquelle solcher widersinnigen Lebensart. Je größer und vielfacher die Uibel sind, die aus solcher schmutzigen Aufführung zu entstehen pflegen, desto lebhafter, halte ich dafür, soll unsere Pflicht seyn, jener tyrannischen Gewohnheit entgegen zu arbeiten. Ich will einen Versuch wagen, auf Mittel den-

denken, durch welche vielleicht am kräftigsten jener oft unnatürlichen Unreinigkeit Gränzen gesetzt werden mögen. In der That zweifelt wohl Niemand, daß Reinlichkeit in der Lebensart eine allgemeine bürgerliche Tugend ist, und daß sie sich von Rechtswegen auf alles erstrecken soll, was man tägliche Handlungen nennt. Die Zubereitung und der Genuß unsrer Kost, die Kleidungsstücke, die unsern Körper decken, die Wohnung, in der wir athmen und leben, unser Bett und alles Hausgeräthe, dessen wir uns zur täglichen Nothdurft bedienen — mit einem Worte, alles, was wir zur Erhaltung und Beförderung unsers Lebens und unsrer Gesundheit bedürfen, erfordert eine angemessene Reinlichkeit. Sie ist ein wichtiger Theil der bürgerlichen Wohlanständigkeit im Umgange und Verbindung mit unsern Zeitgenossen. Sie wird sogar ein zuverläßiges Mittel zur Beförderung und Erhaltung der menschlichen Gesundheit. Durch alle diese Vorstellungen wird sie für Jedermann Pflicht, und aus eben diesem Gesichtspunkte muß das Gegentheil derselben, die Unreinlichkeit, uns ein Gegenstand des gerechten Haßes werden.

Es ist ein wirkliches tirannisches Vorurtheil, wenn sich Menschen geringern Standes bereden: als ob ihr niedriger Stand sie wegen Vernachläßigung einer reinlichen Lebensart entschuldige. Kann man sich etwas Ungereimters denken? Der ärmste Mensch, wenn er sein Bischen Brod mit Sorglosigkeit, ob damit etwas der Gesundheit Schädliches vermischt sey oder nicht, zu sich nimmt, wenn er seinen Trunk Wasser aus einer mit Millionen Insekten angefüllten Quelle in sich schluckt, ist der wohl etwas weniger, als ein Feind seiner Gesundheit? Eine jede

Unrei-

Unreinigkeit, die er mit seiner Speise oder Trank in den Magen bringt, verdirbt seine Eingeweide, schickt seinen Adern unreine Nahrungssäfte zu, und steckt sein Blut mit Fäulniß an. Ist es denn noch Wunder, wenn er öfter krank, oder doch ungesund seyn muß, mehr als er es seyn würde, wenn er sich einer grossen Vorsichtigkeit im Genuße seiner Speise und seines Trankes befleißigen, und mit beobachteter mehrerer Reinlichkeit weniger unreine Theilchen in sein Inneres aufnehmen würde? Und was ist derjenige Hausvater gegen sich und die Seinigen für ein Tyrann, der so wenig Obacht hat, ob die Luft seiner Wohnung, seines Schlafgemachs, und so ferner, die er doch beständig athmet, und durch Mund und Nase mit jedem Augenblicke in sich schluckt, vom Anstecken der Fäulung gereiniget ist, oder nicht? Ist es denn Wunder, daß bei stäts verschlossenen Stuben- und Kammerthüren, und Fenstern die verdickte und von Ausdünstungen der Menschen und des Viehes verderbte Luft die schädlichsten Folgen für Leben und Gesundheit haben muß? Wenn der Mensch ferners zu faul oder zu nachläßig ist, sein Gesicht und Hände durch tägliches öfteres Waschen von dem die Schweißlöcher des Leibes verstopfenden Staube, und dadurch zugleich verdickten Schweiße zu reinigen; muß er sichs nicht selbst alsdenn zur Schuld anschreiben, wenn er wenigstens mit mehreren Krankheiten seines Körpers oft kämpfen muß? Man setze noch hinzu, daß der Mensch seine Zähne, die doch beides zum Gebrauch der Speise und der Sprache so unentbehrlich sind, wenig oder doch nicht oft genug durch reines Wasser reinige, so wird sich nicht allein sehr vieler verdorbener Mundschleim mit der Speise ver-

 einigen,

einigen, dadurch abermals viele Unreinigkeiten dem Magen zugehen, sondern es muß auch der übrige an den Zähnen hangende Schleim nach und nach zu einem fressenden Weinstein werden, der die Zähne selbst angreift, und sie endlich gar zum fernern Gebrauche untüchtig macht. Eine reichhaltende oder böse Quelle zu Zahnschmerzen, Mundfäulniß und hundertfachen andern Uibeln! Nicht zu gedenken, daß aus solcher verwahrlosten Reinlichkeit, in Rücksicht auf den Mund, sehr oft ein unausstehlicher böser Geruch entstehen muß, der aus dem gesellschaftlichen Umgange mit andern schädliche Wirkung thut, und selbst oft unter Ehegatten nichts weniger als eine Verminderung der Liebe und des Wohlwollens unter sich erzeugt.

Ich könnte meine gerechten Klagen über Mangel der Reinlichkeit in der täglichen Lebensart noch viel höher treiben. In dem Falle müßte ich besonders noch bemerken, daß solcher in Krankheiten und bei Todesfällen gemeiner Bürgers- und Bauersleute oft den höchsten Grad erreicht. Man macht sich dabei in vielen Haushaltungen kein Gewissen, die von den Ausdünstungen der Kranken und der Todten oft ganz infizirte Stuben- und Hausluft so sorgfältig bei einander zu behalten, als möglich, daß fast jeder, der nicht zur Hausgesellschaft dahin gehört, aber doch wenigstens zuweilen aus Amtspflicht oder Freundschaftswegen, in ein solches Haus oder Gemach kommen muß, den gefährlichsten Saamen zur ansteckenden Seuche in sich schluckt. Ist dies nicht wirklich eine Hauptursache der mehrmalen an einzeln Orten um sich greifenden, und viele Menschen dahin raffenden epidemischen Krankheiten? man würde allen diesen Gefährlichkeiten mit leichter Mühe

abhelfen, wenn man wenigstens täglich einigemal die Zugänge in die Krankenstuben eröfnete, und eben so mit denjenigen Kammern oder Behältnissen verfahren, wo Todte außer dem Sarge bis zu ihrer Beerdigung aufbewahret werden. Und dies brauchte doch wohl wenig Mühe, und würde manchem gesunden Menschen zur Erhaltung seiner eigenen Gesundheit dienlich seyn.

Aus Betrachtung alles des Bösen, das eine Unterlassung der reinlichen Lebensart, beides auf uns und andere traurig wirkt, muß die Befleißigung der nämlichen Lebensart einen desto höhern Werth behaupten. Man setze nur fest, daß die Vorsichtigkeit beim Genuße reinlich zubereiteter Speisen, und die Wahl eines reinen und aus gesäuberten Gefässen genossenen Tranks dem Magen, und mithin auch dem Nahrungssafte des Menschen, weniger schädliche Theilchen zur Förderung der Gesundheit und Erhaltung des Lebeus zuführet; man bedenke, daß eine von verdickten und faulenden Ausdünstungen befreite Wohnstube oder Kammer unserm Athem einen gesunden Aether mittheilt, wobei die Lunge — dieser edle Theil des menschlichen Körpers — nicht so leicht vergiftet wird; man begreife wohl, daß das öftere Waschen des Gesichts, der Hände und Füsse, mit einem kalten Wasser, die schädliche Verstopfung der Schweißlöcher, zur nöthigen Ausdünstung des Körpers, zuverläßig am besten hindert, den stinkenden bösen Geruch der Haut vertreibt, und sogar den Nerven des menschlichen Leibes neue Stärkung gewährt; man setze noch hinzu, daß die wiederholte Säuberung des Mundes die Zähne von dem sonst immer daran hangen bleibenden zähen Schleime gereiniget, die Zähne selbst

Eisenfest macht, und das Zahnfleisch samt dessen Nerven wider schädliche Entzündung, Flüsse, und sogar vor der Fäulniß sichert, ja auch endlich den Athem vom stikenden Geruche befreiet. Das alles, sage ich, nehme man als sichere Folgen wahrer Reinlichkeit in genaue Erwägung, und alsdann sage man mir, ob nicht das alles zusammen hinreichend sey, die Stimme der Natur in uns laut werden zu lassen, die uns ohne Ende zuruft: Sey reinlich — Sey reinlich in allen deinem Thun und Lassen. Kein Mensch, wer es auch ist, kann sich daher von der Pflicht, reinlich in aller seiner Lebensart zu seyn, lossagen, und es gehöret nur Anfangs eine kleine Uibung hierin dazu, so wird sie bald zur Gewohnheit, und sodann auch leicht wie zur andern Natur werden. Ich kenne selbst Personen und Familien (ob es gleich wenige sind) vom niedrigen Pöbel, in deren Haushaltung ich unvermuthete Reinlichkeit, und sie und die ihrigen bei dauerhaften Kräften und Gesundheit fand, ob ich gleichwohl wußte, daß ihre Kost und ihr Vermögen vom geringen Werthe sey. Es gehöret auch in der That wenig Geld und Fleiß dazu, sich im niedrigen Stande der Reinlichkeit zu befleißigen. Eine öftere Oeffnung der Thüren und Fenster bei heiterer Luft und Sonnenscheine, die öftere Reinigung des Körpers und der zum Waschen tauglichen Kleidungs- und Bettstücke, und nur zuweilen eine kleine Räucherung mit auf Kohlen gestreuten Wachholderbeeren, oder auf einen heißen Ziegel gegossenen Weinessig in dem Wohn- und Schlafgemache, nebst Entfernung der Schweine, und Hühner und Gänse aus den Wohnungen der Vernünftigen; das ist es höchstens alles, was auch dem Aermsten sein

klei-

kleines Häuschen gleichsam zum Lusthause macht, und ihm alle die gesegneten Folgen seiner Reinlichkeit ohne Sorgenlast genießen läßt. So beruhet eine kleine Aufmerksamkeit auf dem, was im menschlichen Leben Jedermann sich und dem Nächsten schuldig ist, blos auf Anwendung ganz einfacher und wenig kostbarer Mittel.

So einleuchtend dies alles ist, so muß ich doch eine Anmerkung beifügen, welche die häusliche Reinlichkeit jeglichem Erdbewohner noch mehr zur nothwendigen Regel macht. Unläugbar ists, daß Hohe und Niedere, Reiche und Arme, durch beständig fortgesetzten Umgang miteinander in der grossen Menschengesellschaft in verhältnißmäßiger Verbindung stehen. Eben so richtig muß es also auch seyn, daß die reinere oder unreinere Lebensart den einen Theils auf den andern, nur mit dem Unterschiede eines ganz andern Erfolgs, beständigen Einfluß hat. Man denke sich hier die Verhältnisse und den Umgang der Obrigkeiten mit ihren Beamten, Unterthanen, Bedienten, oder man stelle sich die Verbindung der Beamten und der Geistlichen mit den ihrer Aufsicht anvertrauten Untergebenen vor, oder man erinnere sich endlich an Hausstands Personen, in ihrem noch nähern und alltägigen Umgange mit ihren Hausgenossen. Wirkt denn wohl nicht die Reinlichkeit der Unterthanen und Beamten und Bedienten bis auf die Gesundheit ihrer Oberherren, hat nicht der Geistliche weniger Gefahren seiner Gesundheit — ich will nicht sagen seines Lebens selbst — zu befürchten, wenn dessen Pfarr- und Beichtkinder einer reinlichen Lebensart gewohnt sind? Wenigstens wird er z. B. im Beichtstuhle, in der Kirche überhaupt, und bei Krankenbesuchen weniger Eckel, bösen Geruch

u. d. gl. zu befahren haben, wenn er mit reinlich lebenden Christen umgeben ist? Wird nicht sogar die Befleißigung jener nicht genug zu preisenden Reinlichkeit im Hausstande selbst — und der ist ja allezeit der stärkste und größte im Lande — ein ächtes Beförderungsmittel der Zufriedenheit unter Ehegatten und Kindern auf alle Weise seyn? Die Zuneigung des Wohlwollens unter Dienst-Herrschaften und Gesinde wird größer und dauerhafter; und eine jede Person des Hausstandes befördert und erhält zugleich, bei beobachteter durchgängigen Reinlichkeit, die Gesundheit seiner Mitwohner im Hause.

Aber wie und wodurch befördert man die Reinlichkeit? Alte und entgegengesetzte und eingewurzelte Vorurtheile des gemeinen Mannes? ihre gewöhnliche Ausflucht: Wir sind nur schlechte Leute, uns gebühret nicht in allen Stücken so reinlich zu leben, als wie den Vornehmen; unsre Arbeit, unsre Armuth, und andere Umstände hindern uns daran, wenn wir auch wollten, u. s. w. schlägt insgemein die triftigen Ermahnungen zum reinlichen Leben darnieder, und erhält Menschen, die oft durch nichts weiter, als die blosse Menschengestalt sich vom Vieh unterscheiden, in einer von den Voraltern ererbten und von Jugend auf gewohnten Unreinlichkeit. Ist denn aber dem ohnerachtet kein bewährtes Mittel, oder mehrere derselben, aufzufinden, die jene Vorurtheile entkräften, und Menschen auch hierin zum Gebrauch ihrer Sinnen und Vernunft zurückzuführen vermögend sind? O, ja! Ich glaube es wenigstens, und es käme auf wirkliche Versuche an, folgende Mittel in Anwendung zu bringen.

Meiner Einsicht nach kommt es hiebei auf eine wirkliche mögliche Anwendung der obrigkeitlichen

und

und der häuslichen Gewalt der Aeltern an, wobei zugleich der geistliche Stand durch Belehren und Ermahnen eifrig mitwirken müßte. Der Unterthan, der zu gehorsamen schuldig ist, dürfte nur durch wiederholte und geschärfte Verordnungen der gesetzgebenden Macht, der möglichsten Reinlichkeit sich in seinem Hause samt den Seinigen ohne Unterschied zu befleißigen ernstlich angehalten, und allenfalls, bei Nichtbeobachtung dieser weislichen Vorschrift, nur einigemal mit empfindsamer Bestrafung an seinem Leibe darzu mehr als sonst genöthiget werden. Beamte und Diener der Obrigkeit müßten bei Gelegenheit wenigstens einen sorgfältigen Nebenblick auf das den hohen Befehlen einstimmige oder nicht einstimmende Betragen aller Unterthanen haben, so gut, als sie sonst die richtige Bezahlung der Steuern und anderer herrschaftlichen Abgaben ihrer Amts anvertrauten Obacht zu haben schuldig sind. Allenfalls könnte es nicht schaden, wenn in jeder Stadt oder jedem Dorfe einige besondere Aufseher (als quasi Sittenrichter) bestellt würden, die selbst als reinlich lebende Personen, auf die Befolgung oder Nichtbefolgung der hierin ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen von jeder Haushaltung genauere Aufsicht hätten. Würde nicht diese Bemühung des Staats schon dadurch reichlich vergolten, wenn auch nur jährlich einige gesündere und länger lebende Personen ihm selbst zum Nutzen erhalten würden; und sollte dies vielleicht eine Sache seyn, die unter der Würde einer weisen Obrigkeit wäre? Fange nur eine einzige in ihrem Bezirke mit einer solchen vortreflichen Anstalt an, halte aber auch, nach Publizirung eines solches Gesetzes, alsdenn mit Schärfe, ohne Ansehen der Person, bei

allen ihren Unterthanen darüber, was gilts, sie wird die gesegneten Früchte ihrer weisen Verordnungen in wenigen Jahren mit Freuden erblicken, und die Reinlichkeit der Unterthanen wird bald die Nacheiferung der Nachbarn seyn.

Aber auch der Hausstand muß gleich Anfangs bei der Publizirung der hierauf zielenden obrigkeitlichen Verordnungen das Seinige hiebei redlich thun. Nicht nur als Vater und Mutter müssen alle diese Personen des Hausstandes mit einem reizenden Muster eigener Reinlichkeit in allen Stücken ihren Kindern vorgehen, sondern auch als Dienstherrschaften dürfen sie nicht ermangeln bei jeder Gelegenheit die Reinlichkeit ihren Dienstboten zu einem unverbrüchlichen Gesetz zu machen. Und wenn eine solche Strenge dieser und jener Hausherrschaft einem Knecht, Jungen, Magd oder Dienstmädchen nicht gefällt, und diese lieber quittiren, als ihre Unsäubrigkeit ablegen wollten, so mache man es abermals durchs Gesetze der Obrigkeit bekannt im Lande, daß einem jeden abziehenden Knechte oder Jungen, Magd oder Mädchen ein besonderes von den Ortsobrigkeiten und Gerichten ertheiltes Zeugniß wegen seiner Reinlichkeit oder Nichtreinlichkeit bei jedem veränderten Dienste gegeben werden müßte, und daß ohne Vorzeigung dieses schriftlichen Zeugnisses kein Dienstboth, wenn er auch noch sonst so fleißig und treu gewesen wäre, von irgend Jemand aufgenommen werden dürfte. — Die Widerspenstigkeit des Gesindes hierin würde sich bald legen, und die Nothwendigkeit würde ihrem Staarsinne gemessene Gränzen setzen; — Freilich versteht sichs von selbst hierbei, daß von der gesetzgebenden Macht bei Publizirung der vorgeschlagenen Verordnung auch zugleich ein

Regu=

Regulament, in welchen Stücken besonders sich Jedermann und allezeit reinlich erweisen sollte, bekannt gemacht werden müßte. Und nun zuletzt müßte noch zu dem Allen der Lehrstand seinen möglichen Fleiß anwenden, um den Willen und die Befehle der höchsten und hohen Landesobrigkeit, in Ansehung der mehr im Lande allgemein zu befördernden Reinlichkeit in der Ausübung zu unterstützen. In den Schulen eines jeden Orts müßte desfalls vor allen Dingen genauere Aufsicht auf jedes Kind und dessen Sitten und Betragen genommen und gehalten werden. Vernünftige Vorstellungen, wiederholte Ermahnungen mit Sanftmuth, und dann auch stufenweise nach dem Verhalten der Kinder angemessene Bestrafungen würden hier in dem Staate wichtige und nützliche Dienste leisten. Es versteht sich dabei ohne mein Erinnern, daß die Schullehrer selbst, auch in diesem Punkte der Reinlichkeit, ein vorleuchtendes Muster der Nachahmung ihren Zöglingen werden und seyn müßten! Und o wieviel könnte und müßte zuletzt der Geistliche jedes Orts zur Erreichung dieses heilsamen Endzwecks, durch Lehren, Ermahnen, Bestrafen, Zurechtweisen seiner Pfarr- und Beichtkinder sowohl, als durch wiederholte jährliche Abkündigung und Einschärfung der hierauf zielenden obrigkeitlichen Befehle, und deren Befolgung beitragen? Da ich aber selbst unter meinen Mitbrüdern vielleicht der geringste bin, und noch überdies manchem derselben an Klugheit und Verstandeskräften nachstehe, auch nicht etwan durch gewagte Vorschläge der guten Sache wider Verhoffen und Willen eher Hindernisse als Beförderung in Weg legen möchte, so will ich lieber davon diesmal schweigen, und diese ganze Angelegenheit der gesetzgebenden

Macht überlassen, mit dem apostolischen Beisatze: Prüfet alles, und das Gute behaltet."

Zehnte Zusammenkunft.

In welcher Herr Pflegskommissär die Abhandlung über die Krankheiten beschließt.

1) Von der Erkältung der Menschen, insonderheit des Landmannes, und den Mitteln dagegen.

Nicht jede Zulassung der kalten Luft an unserm Körper ist schädlich, oder verdient den Namen einer Erkältung, indem frieren und sich erkälten ganz verschiedene Dinge sind. Wenn man zum Nachtheile der Gesundheit kalt wird, oder wenn von der Zulassung der Kälte eine Krankheit hervorgebracht wird, so erkältet man sich. Dieses trägt sich zu, theils wenn die Hitze und Abkühlung des Körpers schnell miteinander abwechseln, und dann ist die Erkältung desto größer, je größer der Unterschied des Grades der vorigen Wärme gegen den Grad der darauf erfolgten Abkühlung ist; theils, wenn die Wärme nur an einem gewissen Theile unsers Körpers verjagt, in andern aber erhalten wird, da denn die Erkältung desto größer ist, je größer der Unterschied des Grades der Wärme bei dem Theile ist. Die Erfahrung beweiset dieses unwidersprechlich. Im Winter geschehen lange soviel Erkältungen nicht, als in den heißesten Sommertägen, worauf kühle Nächte folgen. Ja, im Winter schadet

det der kälteste Trunk seltener, als im Sommer ein kühles Wasser; das erste darum, weil der Körper, welcher am Tage sehr erhitzt worden, in der kühlen Nacht auf einmal durchgekühlet werde; das letzte, weil im Sommer der Grad der Wärme unserer Säfte von der heißen Luft weit größer, als im Winter, folglich auch das Verhältniß desselben gegen das kühle Wasser weit größer ist. Auf gleiche Weise lehret die Erfahrung, daß eine unbehutsame Entblösung des Hauptes oder der Füsse viel leichter eine Erkältung nach sich ziehe, als wenn man sich zu eben der Zeit über den ganzen Leib nach und nach um soviel abkühlte, als der Kopf und die Füsse allein abgekühlt worden sind. Man kann sich bei grosser Hitze ohne Schaden in kaltem Wasser baden; wollte man aber zu eben der Zeit die Füsse allein in kaltes Wasser stecken, so würde man sich gefährlich erkälten können. Solchergestalt ist stäts die Gefahr, sich zu erkälten, desto größer, je größer der Unterschied der Wärme des Leibes und der Kälte der Luft ist, d. i. je wärmer man sich kleidet, und in je wärmern Zimmern man sich aufzuhalten gewohnt ist; und daher kann auch eine und ebendieselbe Witterung einem Menschen, der sich nicht so sehr warm zu halten gewohnt ist, unschädlich seyn, ja warm vorkommen, da hingegen ein Weichling aufs ärgste davon erkältet wird.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand. Wer kann alle Theile seines Leibes auf einerley Art verwahren? Weder der Wohlstand, noch die Nothwendigkeit verschiedener Handlungen gestatten dieses. Man kann ein Küssen vor der Brust und dem Bauche, aber nicht um den Kopf, tragen, wenn man ausgehen will. Es ist also leicht möglich,

daß der eine Theil in Absicht des Grades der Wärme, von andern, die sehr warm gehalten werden, merklich verschieden sey; und da dieses zu einer Erkältung schon hinlänglich ist, so kann nichts die Erkältung mehr befördern, als die Brust- und Bauchküssen. Dieses klingt eben so seltsam, als wenn man sagt, daß Jemand sich vom Einheitzen der Zimmer erkälten könne; und gleichwohl ist das eine so gewiß, als das andere, wenn ein ungeheitztes Zimmer eine gemäßigte Luft hat, so kann man sich ohne Gefahr der Erkältung darin aufhalten; man lasse aber dieses Zimmer heitzen, und setze sich so an den Ofen, daß nur eine Seite erwärmt wird, so wird hier auf beiden entgegenstehenden Seiten des Körpers ein merklicher Unterschied der Wärme verursacht, und im Augenblicke fängt man an, zu niesen und zu husten. Man lege sich in ein Bette, welches an der Wand stehet, und worin auf der andern Seite ein anderer Mensch lieget; der Leib wird von der Wand auf der einen Seite nicht erwärmet, ob sie gleich auch nicht kalt seyn mag; weil ihn aber auf der andern Seite sein Beischläfer viel stärker erwärmet, so entstehet hier ein Unterschied in der Ausdünstung beider entgegenstehenden Theile, welcher Husten, Schnupfen und Reissen in dem an der Wand liegenden Arme verursachet. Wer sich in einem temperirten Zimmer sehr wohl befindet, der darf nur seine Füsse auf eine heiße Flasche setzen, wenn er den Schnupfen haben will. Also thut die unproporzionirliche Erwärmung einiger Theile des Körpers ebendieselben Wirkungen, als eine Erkältung der ihnen entgegengesetzten Theile; und wenn dem also ist, so ist nichts leichter zu begreifen, als warum die Leute,

die

die im Winter nicht aus ihren Zimmern kommen, und die sich in zehn Kleider und Federmützen einhüllen, einen beständigen Husten, Schnupfen, Flüsse und Reissen haben, wogegen die armen Leute, welche stäts auf den Strassen liegen, von keiner Erkältung etwas wissen. Die Erkältung bringt mehr Krankheiten um deswillen hervor, weil wir uns zu sehr davor bewahren wollen, als sie außerdem thun würde. Wir würden uns nicht so viel erkälten, wenn wir uns nicht zu warm hielten, und wenn wir nicht einige Theile des Leibes, nach Verhältniß der übrigen, zu sehr erwärmten. Es ist fast eine allgemeine Regel: Je dicker die Perücke, desto röther die Nase; je dicker das Bauchküssen, desto bellender der Husten; je dicker die Pelze, desto wüthender das Reissen. Man sehe einen Postknecht mit hinter die Ohren gestreiften Haaren ganze Tage unter freyem Himmel in einem Sturme fahren, der grade auf die Oefnung des Ohres gerichtet ist, und dem es nicht einmal einfällt, sich das Ohr zu bedecken. Ein anderer würde das größte Unglück daran haben; ihm ist es nicht einmal merklich. Wie oft arbeiten nicht die Bauern, daß sie über den ganzen Leib schwitzen, da sie unterdessen mit blossen Füssen in einem Sumpfe stehen, der mit Schnee und Eise vermischt ist; gleichwohl wissen sie weder von Schnupfen noch Kathar etwas. Wenn sich diese Leute reich gearbeitet haben, und bessere Pflege und Bequemlichkeit haben können; wenn sie den warmen Ofen suchen, und sich Pelze und Küssen zulegen: so sind sie den Erkältungen gar bald eben so unterworfen, wie andere vornehme Leute, und dann erfahren sie erst, was Husten, Schnupfen und

Flüsse sind. Dies ist also unser Fehler, daß wir durch unsere sorgfältige Verhütung der Erkältung es uns fast unmöglich machen, uns nicht zu erkälten.

Sollen wir aber um deswillen die Kleider ablegen, und im Winter nicht einheitzen? Nein. Wir wollen nicht aus einer Ausschweifung in die andere gerathen. Wir sind gezüchtiget genug für die eine, wer weis, was uns bei der andern widerfahren könnte! Allein, einem Rathe der Aerzte können wir gar wohl Folge leisten, daß wir zu allen Jahreszeiten einerley Arten von Kleidung trügen, welche so beschaffen seyn müßten, daß sie uns in den warmen Tagen nicht zu heiß, und in den kalten nicht zu kühl wären. Diese Regel ist ohne Gefahr und höchstvernünftig. Sie entwöhnet uns von der Weichlichkeit; sie macht unsern Körper dauerhafter, und überhebt der so mißlichen Sorgfalt, die Kleider nach den Witterungen zu vertauschen, durch welche schon mancher seine Gesundheit verloren hat. Soll ich noch einen andern Rath hinzufügen, so ist es der, sich nicht zu warm geheitzte Zimmer zum beständigen Aufenthalt zu wählen, besonders aber gleich in der Jugend die Kinder so an die Witterungen zu gewöhnen, und ihnen so wenig Bedeckung des Leibes zu gestatten, als vernünftig und leidlich ist. Durch dieses Mittel läßt sich alles zwingen. Hierdurch gehen die zartesten Damen ohne Gefahr mit offener Brust, und die Zigeuner im Winter halbnackend.

Jede Krankheit, die einer Erkältung zugeschrieben wird, rührt entweder davon gänzlich und allein, oder nur zum Theile, oder sie rührt ganz und gar nicht davon her. Im ersten Falle wird öfters in

der

der Kur ein Irrthum begangen, welcher von nicht geringer Erheblichkeit ist. Der Schade, welchen die Erkältungen stiften, besteht gemeiniglich darin, daß sie die festen Theile zur unrechten Zeit oder am gehörigen Orte zusammenziehen, und dadurch theils die Ausdünstung verhindern, theils auch die Feuchtigkeiten, und besonders das Blut, an solche Oerter, wo es in so grosser Menge nicht seyn sollte, hintreiben. Daher entstehen Stockungen und Entzündungen, Krämpfe, Durchfälle u. d. gl. Will man also den Schaden, der eine Erkältung eingerichtet hat, gründlich heben: so muß man sowohl die erkälteten Theile wieder in ihren natürlichen Zustand versetzen, als auch den dadurch schon angerichteten Schaden wieder gut machen. Hieraus ist klar, warum man die zusammengezogenen festen Theile wiederum schlaf machen, die verlorne Ausdünstung wieder herstellen, und zugleich die Stockungen der Säfte, Entzündungen und andere davon herrührende Zufälle zu heben suchen müsse. Wir wollen damit das Verfahren bei Krankheiten, die von der Erkältung herrühren, in Vergleichung stellen. Wenn sich Jemand erkältet hat, so ist die gemeinste Kur dagegen diese: Man leget ihn ins Bette, und deckt ihn warm zu; man giebt ihm eine Tasse Thee nach der andern, bis er schwitzt, und füget auch wohl noch überdies eine schweißtreibende Arzney hinzu, und damit ist die Kur vollbracht. Man müßte die Natur der Krankheiten, die von einer Erkältung herrühren, schlecht kennen, wenn man dieses überhaupt tadeln wolle. Die Wärme dehnt die von der Erkältung zusammengezogenen festen Theile wieder aus; sie befördert hierdurch, und zugleich durch die vermehrte Wärme und Auseinandersetzung der

flüßigen, die Ausdünstung, und leitet solchergestalt den schädlichen Zufluß nach den innern Theilen wieder zurück nach den äußern.

Alles dieses ist heilsam; aber es ist nicht hinlänglich. Man muß allemal befürchten, daß von der Zurücktrettung der Säfte schon ein Schade in den innern Theilen angerichtet worden seyn könnte, und man muß auch dafür Sorge tragen, daß er nicht überhandnehme. Blos dieser Unachtsamkeit ist es zuzuschreiben, daß die Erkältungen oft so gefährliche Krankheiten, ja den Tod selbst, nach sich ziehen.

Wenn die Arbeiter in der Aerndte fast im Schweiße zerfließen, und von dem unleidentlichsten Durste gequält werden, so trinken sie das kühlste Wasser, so sie haben können, werfen die Kleider ab, und lassen sich so lange von der kühlen Luft anwehen, bis sie merken, daß sie recht abgekühlt sind. Alsdenn fahren sie wieder fort zu arbeiten, und glauben, wenn sie wieder zu schwitzen anfangen, daß ihnen die Erkältung nichts soll schaden können. Dieser Irrthum hat einen noch größern Schein, als wenn man glaubt, daß das Theetrinken und Schwitzen im Bette den Schaden wieder werde gut machen können; denn ein durch die Bewegung des Leibes hervorgebrachter Schweiß ist zur Vorbeugung solcher Krankheiten, die von der zurückgetriebenen oder unterbrochenen Ausdünstung herrühren, allemal besser und kräftiger, als ein im Bette hervorgebrachter. Nichts desto weniger bezeuget die Ruhr, nebst einer Menge von andern Krankheiten, welche zur Aerndtezeit den Landmann zu befallen pflegen, zur Genüge, daß alle seine Vorsicht nicht zureicht, den besorgten Uibeln vorzubeugen.

beugen. Daß ein kalter Trunk einem erhitzten Pferde den Tod zuwege bringe, und es öfters nichts helfe, wenn man sie gleich bald darauf wieder in Schweiß gehen läßt, ist bekannt genug.

Eine sehr gewöhnliche Ursache der Krankheiten des Landmannes besteht darin, daß man sich nach starker Erhitzung an einem kalten Orte hinleget und ausruhet. Hierdurch wird die Ausdünstung der Haut schnell unterbrochen, und wenn sich dieselbe zu den innern Theilen wendet, verursachet sie viele sehr heftige Krankheiten, besonders die Bräune, Brustentzündungen, Seitenstechen und Kolik von einer Entzündung der Gedärme. Man kann diese Uibel stäts durch die Vermeidung ihrer Ursache verhüten; wenn es aber bereits geschehen ist, und man die ersten Zufälle der Krankheit merket, die sich aber zuweilen erst nach einigen Tägen einstellen können, so muß man alsobald Blut lassen, die Füsse in mäßig warmen Wasser baden, und viel Fliederblumenthe, Hollunder, mit Honig trinken. Man nimmt zu einer Handvoll Hollunderblüthe 4 Loth Honig und 3 Loth guten Eßig, gießet 1 bis 1 halbes Quart kochendes Wasser in einem irdenen Gefäße darauf, rühret es ein wenig um, daß der Honig schmelze, und läßt es zugedeckt stehen, daß es kalt werde; alsdenn wird es durch Leinwand geseiget, und so lauwarm gemacht getrunken. Durch diese Hilfsmittel wird oft der Krankheit vorgebeuget, hingegen würde man sie nur, wie kurz vorher gezeigt worden, verschlimmern, wenn man sich mit hitzigen Sachen in Schweiß setzen wollte.

Bei grosser Erhitzung kaltes Wasser zu trinken, ist eben so schädlich, ja die Folgen davon kommen gemeiniglich schneller, und mit mehr Heftigkeit.

Man sieht davon die schrecklichsten Beispiele von den allerheftigsten Hals- und Brustentzündungen, Koliken, Entzündungen des Milz, der Leber, und aller übrigen Eingeweide des Unterleibes, mit unglaublichen Aufschwellen, mit Erbrechen, Verhaltung des Urins, und unaussprechlicher Beängstigung. Die besten Hilfsmittel sind hier, gleich Anfangs reichlich Blut zu lassen, und laue und dünne Getränke in starker Quantität zu trinken. Z. B. Laues Wasser mit dem fünften Theile Milch vermischt, oder laues Gerstenwasser mit Salpeter, Honig und Essig, oder eine dünne Mandelmilch; ferner den Hals, Brust, Unterleib mit lauem Wasser zu bähen, und Klystiere von lauem Wasser mit ein wenig Milch vermischt, zu nehmen. In diesem und in dem vorhergehenden Falle hat zuweilen ein laues Bad über den halben Leib, nach dem Blutlassen, schnelle Erleichterung verschaft.

Das Gerstenwasser wird also zubereitet: Man kochet 4 Loth Gerste mit $2\frac{1}{2}$ Quart Wasser, bis sie ganz aufgeplatzt ist. Beim Ende des Kochens thut man $1\frac{1}{2}$ Quentchen Salpeter hinein, seiget das Wasser durch Leinwand, und mischet alsdenn 3 Loth Honig und 2 Loth Essig darunter. Die Gerste wird vorher in warmen Wasser gewaschen, damit sie vom Staube gereiniget werde. In Ermanglung der Gerste kann man auch Haber nehmen.

Die Mandelmilch wird folgendermassen zubereitet: Man stößt 6 Loth süße abgehülsete Mandelkerne in einem Mörsel, und gießet nach und nach 1 Seitel Wasser dazwischen, drücket es durch Leinwand, stößt das ausgedrückte Mark mit noch einem Seitel Wasser, drückt es sehr behutsam und reinlich wieder durch, und wiederholt dieses zum dritten,

ja wohl zum viertenmale. Zuletzt kann man alles Wasser nochmals mit dem Marke durchstossen, und sodenn durchseihen. Man kann, wenn die Mandeln gestossen werden, ohne Gefahr 1 Loth Zucker mitstossen, welches gewiß keine Hitze machen wird, wie man gemeiniglich glaubt. Man kann auch ein paar Löffelvoll Orangenblüh- oder Zimmetwasser darunter mischen, um den Geschmack zu erheben. Was die Vorsichtigkeit in Ansehung der Kleidung betrift, so ziehen kluge Arbeitsleute, welche sich während der Arbeit entkleiden, die Kleider wieder an, wenn sie am Abende nach Hause gehen. Die andern, welche dieselben auf ihren Werkzeugen nach Hause tragen, müssen zuweilen für diese Nachläßigkeit sehr büßen.

2) Von epidemischen Krankheiten.

Epidemische Krankheiten der Menschen, L. Morbus epidemicus oder epidemius werden gemeiniglich mit den endemischen und den ansteckenden Krankheiten verwechselt. Die endemischen Krankheiten sind einem gewissen Land zu allen Zeiten eigen, indem sie eine natürliche Folge des Klima des Landes, und der Lebensart und Nahrung seiner Einwohner sind. Epidemische Krankheiten aber herrschen nicht zu allen Zeiten, sondern sind nur in manchen Jahren in einem gewissen Lande allgemein, befallen viele Menschen auf einmal, breiten sich durch viele Gegenden aus, und sind hitzige Krankheiten, die in kurzer Zeit ihre Endschaft, entweder zur Gesundheit, oder zum Tode erreichen. Auch von den ansteckenden Krankheiten sind die epidemischen Krankheiten zu unterscheiden. Man glaubt insgemein,

daß eine Krankheit ansteckend seyn müsse, weil sie epidemisch ist; und einige nennen blos die ansteckenden Krankheiten epidemisch; allein es sind dahin auch die allgemein herrschenden Krankheiten, die aus allgemeinen Ursachen entstehen, sie mögen ansteckend seyn oder nicht, zu rechnen.

Zur Erzeugung der epidemischen Krankheit sowohl, als der endemischen, tragen die Luft und die Nahrungsmittel das meiste bei; nur mit dem Unterschiede, daß die Nahrungsmittel oft einen größern Antheil an den endemischen Krankheiten haben, seltner aber an Erzeugung einer Epidemie Schuld sind, als welche vielmehr am öftesten von einem Fehler der Luft hervorgebracht wird.

In unserm gemäßigten Erdstriche, wo Frühling und Sommer, Herbst und Winter zu der gehörigen Zeit sich einstellen, und wo wir keine sehr grosse und lange anhaltende Hitze oder Kälte gewohnt sind, werden die epidemischen Krankheiten durch folgende Beschaffenheit der Luft hervorgebracht: 1. Wenn zu früh ein heißer Frühling einfällt. Man hat alsdenn allemal eine Epidemie von allen katarhalischen Krankheiten, zu welchen sich mehr oder weniger böse Fieber, mit oder ohne Ausschlag, gesellen, wenn ein solcher Frühling auf einen naßkalten Winter folgt. In unsern Gegenden pflegen die Katarrhe und ein gutartiges Friesel zu herrschen, wenn auf vorhergegangenen starken Frost sehr gelindes Wetter im März und April einfällt. 2. Wenn auf einen gelinden Winter ein kalter trockner Frühling folgt, wo ein starker rauher Nordwind wehet: so entstehet eine Epidemie von Wechselfiebern, Blutfiebern, Seitenstechen, Bräune, und andern Entzündungen; auch geht als-

denn

denn der Keichhusten unter den Kindern sehr im Schwange. 3. Wenn im Sommer und Herbste, Hitze und Kälte in einem merklichen Grade zu schleunig miteinander abwechseln: so wird daraus eine Epidemie von simplen Rheumatischen Krankheiten, Blutfiebern, Wechselfiebern, Gichten, Cholera, Gallenfiebern, Durchfällen, Dissenterien und Keichhusten. Am häufigsten entstehen diese Krankheiten, wenn die Luft des Morgens vor Anfang der Sonne kalt, den Tag über brennend heiß, und des Nachts wieder kalt ist. Noch gefährlicher und allgemeiner sind dieselben, wenn die auf die Hitze des Tages einfallenden kalten Nächte zugleich feucht sind. Eben dieselben wüthen auch epidemisch, wenn 4. ein kalter Herbst auf einen sehr trocknen heißen Sommer folgt. Die allerschrecklichsten Epidemien aber gibt es, 5. bei beständig grosser feuchter Hitze; denn diese bringt die Pest, Fleckfieber, und solche in hohem Grade faule Fieber hervor, die man wegen ihrer grossen Ansteckung und Tödtlichkeit von jeher mit Recht pestilenzialische Krankheiten genannt hat. Eine heiße feuchte Luft faulet schnell, und diese Fäulniß wird vermehrt, wenn häufige Regen oder ausgetrettene Flüsse starke Uiberschwemmungen machen, oder wenn ein Land sonst viele stehende Wässer hat. Gedachte Krankheiten dauern fort, und währen oft mit größerer oder geringerer Gefährlichkeit ein ganzes Jahr hindurch und länger, wenn 6. der Herbst, Winter und das Frühjahr warm gelinde und feucht sind, und wenn zu diesen Zeiten viele dicke stinkende und giftige Nebel sind.

Man bemerkt aber auch, daß zuweilen nicht die Luft, sondern andere Ursachen zur Erzeugung

einer Epidemie das übrige beitragen. In einem trocknen Lande, welches keine beträchtlichen Flüsse, und keine Moräste und Sümpfe hat, entstehen epidemische Krankheiten bei anhaltender warmer feuchter Witterung, wenn in langer Zeit keine Winde wehen, oder wenn so häufige Regen fallen, daß die Flüsse anschwellen und austretten, das Wasser sich auf den Wiesen und Feldern ansammelt, lange steht, schlammigt und faul wird, und die Luft mit seinen bösen Dünsten anfüllet. Ferner in einem trocknen Lande schadet eine anhaltende trockne Hitze zwar an und für sich nicht, sie verursachet aber gefährliche epidemische Krankheiten, wenn vorher häufiger Regen gefallen, und grosse Uiberschwemmungen geschehen sind, wo, bei nachheriger Ausdünstung des Gewässers, ein fauler Schlamm zurückbleibt, der die Luft verunreiniget; oder wenn auf eine trockne Hitze schleunig ein naßkalter Herbst folgt. In einem sumpfigen und morastigen Lande, in einem mit vielen grossen und beträchtlichen Flüssen versehenen Lande, ist eine anhaltende trockne Hitze die Ursache schrecklicher Epidemien, weil die häufigen Dünste aus den Flüssen und moderichten Wässern die Luft feucht, neblicht und faul machen. Ist zu solcher Zeit vollends eine lange Windstille, oder ein anhaltender Regen, der Uiberschwemmungen vermehrt: so ist die Schädlichkeit dieser Luft desto größer. Kommen hingegen in sumpfigten Ländern die heißen Sommertäge spät, oder werden diese durch öftere Platzregen, Ungewitter und Winde gemäßiget, so sind die Krankheiten gelinder, und finden sich nicht so häufig ein. Oefters ist es die Ansteckung allein, welche eine Epidemie gewisser Krankheiten, auch bei der besten und gesündesten

Be-

Beschaffenheit der Luft, verursachet, und wo die Luft nur, nach ihrer verschiedenen Temperatur, diese Krankheiten gelinder oder schlimmer machet. Schlechte und verdorbene Nahrungsmittel machen an und für sich selbst selten epidemische Krankheiten; am öftern helfen sie zur frühern Erzeugung der aus einer fehlerhaften Luft entstehenden Krankheiten, und verschlimmern dieselben. Auf den Schiffen und in Feldlägern entstehen epidemische Krankheiten durch den Zusammenfluß vieler Umstände, worunter die in einem engen Bezirke lebenden Menschen, schlechte Speisen, und abwechselnde Erhitzungen und Erkältungen, die vornehmsten sind. Man hat auch zuweilen epidemische Krankheiten beobachtet, wenn man auf einem Schlachtfelde die Todten hat unbeerdigt liegen lassen, oder wenn man sie nur ganz nachläßig begraben hat. Dergleichen Epidemie entsteht auch von der Fäulniß einer Menge todter Thiere, welche die Luft anstecken, sonderlich bei heißer Jahrszeit. Endlich sind auch einige epidemische Krankheiten die Folgen öffentlicher Drangsale, z. B. des Mangels an Lebensmitteln oder Hungersnoth, des Schreckens und anderer Unglücksfälle, welche eine schlechte Aerndte, ein Erdbeben, der Krieg, eine Belagerung u. s. w. hervorbringt.

Den epidemischen Krankheiten vorzubeugen, ist schwer, ja fast unmöglich, weil man dem gemeinen Volke keine allgemeinen Anweisungen geben kann, indem die Nothwendigkeit der Aderlässe, des Gebrauchs der Laxanzen, der schweißtreibenden, urintreibenden und anderer Arzneyen, die man zur Präservazion zu brauchen pflegt, blos nach der Verschiedenheit der Subjekte bestimmt werden kann, weil diese Mittel dem einen sehr schädlich, dem andern

aber sehr nützlich sind. Wenn nun vollends die Bewohner eines Landes nicht allein eine fehlerhafte Luft einathmen müssen, sondern auch zugleich entweder einen Mangel an Nahrungsmitteln haben, oder schlechte und verdorbene Nahrungsmittel zu genießen genöthiget sind: so ist es noch schwerer, die Entstehung solcher Krankheiten zu verhindern.

Der einzige Fall, wo man den epidemischen Krankheiten gänzlich vorbeugen kann, ist dieser, wenn einem Lande, in welchem eine gesunde Luft und Nahrungsmittel vorhanden, die Gefahr der Ansteckung drohet. Da kann durch gute Medizinalpolizeyanstalten das Eindringen der in dem benachbarten Lande herrschenden Krankheiten verhindert werden.

Da epidemische Krankheiten eine der Hauptursachen der Entvölkerung eines Landes sind, so sehe ich mich, aus mehr als einer Ursache, verpflichtet, gegenwärtig zu zeigen, wie die denen Jahrszeiten eignen Krankheiten abzuwenden, und der Ausbruch der zu besorgenden epidemischen Krankheiten zu verhüten sey.

1. Denen Krankheiten, welche oben erwähntermassen eine anhaltende trockne Luft, vornehmlich nach vorhergegangener oder bei nachfolgender grosser Wärme, hervorbringt, kommt man zuvor: 1. wenn vollblütige Personen zur Ader lassen; 2. wenn man die Erkältung des erhitzten oder gar schwitzenden Körpers vermindert; 3. wenn man in den Stuben eine mäßige Wärme hält, die heißen Stuben aber verabscheuet; 4. wenn man den häufigen Genuß austrocknender und sehr erhitzender Getränke meidet; 5. wenn man gelind erwärmende Speisen genießt, die etwas gewürzt oder gut gesalzen sind, 6. wenn

man

man viele lauliche Getränke trinkt, als: dünne Bouillons, Bier, Thee ꝛc. 7. Wenn man durch gute Bewegungen das Blut im regulären Umlaufe erhält, und dadurch dessen Stockungen verhütet.

2. Eine naßkalte Luft erschlaffet die festen Theile, unterdrückt die Transspirazion, und macht ein schleimigtes, träge umlaufendes, und mit großen Unreinigkeiten erfülltes Blut. An und für sich bringt sie auch epidemische Krankheiten hervor, die aber nur alsdenn gefährlich werden, wenn die nasse Luft einen geringen Grad der Kälte hat, oder wenn schleunig starke Hitze auf ein anhaltend gewesenes naßkaltes Wetter folgt. Man verwahrt sich wider diese Krankheiten: 1) Wenn man diejenigen Regeln beobachtet, die kurz vorher Nro. 2. 3. 5. und 7. ertheilt worden sind. 2) Wenn man die Moräste und Sümpfe austrocknet, und das ausgetrettene angehäufte Wasser durch Kanäle ableitet. Wenn das Wasser in den Gräben keinen rechten Lauf hat, und daher verdirbt, oder die Luft ansteckt, muß man durch Verengerung des Grabens dem Wasser einen Strohm zu verschaffen suchen. 3) Wenn man die Stuben des Tages einigemal mit angebrannten harzigen und austrocknenden Dingen, vornehmlich mit Storax, Mastix, Bernstein, Zucker, Wachholderbeeren ꝛc. räuchert; dadurch wird die Luft, sonderlich in niedrigen, feuchten, und an Sümpfen gelegenen Wohnungen, wie auch in dergleichen Kellern, die von Leuten bewohnt werden, verbessert und getrocknet. Dazu ist auch der Tabaksrauch sehr dienlich.

Die gemeinen und Landleute haben zwar von diesen ansteckenden Krankheiten weniger, als die in den Städten zu befürchten, und sind deren

nur

nur einzeln unterworfen, weil sie in Wind und Wetter abgehärtet, und an die Veränderung der Luft gewohnt sind. Sie können Hitze, Kälte und Nässe ausstehen, und daher herrschen die davon entstehenden Krankheiten selten epidemisch unter ihnen, und sind auch nicht so gefährlich bei ihnen, weil sie simple Nahrungsmittel genießen, und ihr Blut nicht mit gewürzten Speisen und feurigen Weinen verderben. Jedoch gilt diese geringere Schädlichkeit nur bei solcher Konstituzion, wo keine Faulfieber mitunter grassiren. Dagegen sind die Landleute, und das gemeine Volk schlimm daran, wenn Krankheiten herrschen, die durch Ansteckung fortgepflanzt werden, wenn hitzige Ausschläge, bösartige Katarrhalfieber, faule Gallenfieber und Ruhren unter ihnen im Schwange gehen, denn da sie oft unreinlich leben, zu dicht beisammen wohnen, grobe Nahrungsmittel genießen, schlechte Pflege, und nicht hinlänglichen oder den rechten medizinischen Beistand haben, so greifen diese Krankheiten unter ihnen sehr um sich, werden bösartig, und tödten eine Menge Menschen. — Es kommt jedoch viel darauf an, daß die Krankheit gleich vom Anfange ordentlich behandelt werde. Wenn nicht gleich anfänglich die gehörigen Ausleerungen geschehen, und nach Beschaffenheit der Umstände wiederholt worden sind, so läuft gemeiniglich alles schlim̃ ab, oder man hat die größte Mühe, den Kranken wieder herzustellen.

Wie aber der Ausbreitung und tödtlichen Gewalt der epidemischen Krankheiten Einhalt gethan wird, wie die Verschlimmerung derselben vermieden wird, davon ist hier der Ort nicht zu reden, weil

sol-

solches von den Medizinalpolizeyanstalten eines Landes abhängt.

3) Von der Abzehrung.

Die Kur einer Abzehrung beruht mehr auf einer balsamischen und stärkenden Diät, als auf dem Gebrauche der Arzney. Unter den letztern ist aber vornehmlich die balsamische Latwerge von Nutzen; desgleichen die dekokte von Rosinen, Feigen rc. oder folgender:

Nimm Gundermann, Huflattig, Rosenkonserve, jedes ein Loth, Wasser drey gemeine Pfund, koche es zusammen bis auf zwey Pfund ein, und alsdann seige das lautere davon ab, hievon kann man nach Belieben trinken.

Chokolade, Gallerte und Sago machen einen nützlichen Theil der Diät aus; doch das vorzüglichste Mittel in einer Abzehrung ist die Eselsmilch, welche man Anfangs des Tages zweymal zu einem halben Seidel nimmt, und sobald es der Magen verträgt, damit bis zu einem ganzen ansteigt.

In Ermanglung der Eselsmilch kann man unter den jetzterwähnten Dekokt ein halb Seidel Kuhmilch mischen, und so genießen. Aber wenn man findet, daß der Magen die Milch ganz gut verträgt, so kann man sie reichlicher nehmen, und bei einer skorbutischen oder skropulösen Leibesbeschaffenheit mit dem 4ten Theile Kalchwasser vermischen.

Wenn die Milch ohne irgend eine andere Vermischung genossen wird, und in dem Magen säuert, so kann die Säure dadurch verbessert werden, wenn man allemal eine Stunde nach der Mahlzeit einen Skrupel von folgendem Pulver gebraucht.

Nimm

Nimm weiße Magnesie zwey Loth, Cådamonensaamen gepulvert ein Quentchen, mische es. Eine warme heitere Luft ist in dieser Krankheit nützlich.

4) Vom Zahnwehe.

Die Zahnschmerzen sind bisweilen so anhaltend und heftig, daß die Schlaflosigkeit, Fieber, Entzündung, Vereiterung, Geschwüre, Beinfraß, Zuckungen und Ohnmachten verursachen. Sie rühren von 3 Haupturſachen her.

1) Vom Anfraß der Zähne; 2) von der Entzündung des Zahnnervens, oder der Haut, welche die Zähne umgiebt, die Folge davon ist Entzündung des Zahnfleisches; 3) von einem kalten Fluße, der sich nach diesen Theilen hinzieht.

In dem ersten Falle, wenn der Anfraß die Nerven entblößt hat, wird sie durch die Luft, die Nahrungsmittel, die Getränke, und durch die Feuchtigkeit des Beinfraßes selbst gereizt, und diese Reitzung erweckt mehr oder weniger heftige Schmerzen.

Alles, was die Bewegung vermehrt, nämlich die Leibesübung, die Wärme und das Essen kann eben diese Wirkung hervorbringen.

Wenn der Zahn äußerst verdorben oder hohl ist, so ist kein anderes Mittel, als daß man ihn ausreiße, widrigenfalls halten die Schmerzen an, der Athem wird stinkend, das Zahnfleisch verliert sich, die übrigen Zähne und öfters auch der Kinnbacksknochen, werden vom Beinfraße angegriffen. Uiberdieß wird der Gebrauch der benachbarten Zähne dadurch gehindert, welche mit einer Rinde, wie Weinstein, bedeckt und verdorben werden.

Wenn das Uibel nicht soviel zu bedeuten hat, so kann man bisweilen den Fortgang desselbigen verhindern, wenn man den Zahn mit einem heißen Eisen brennt, oder, wo es möglich ist, mit Bley ausfüllet. Man bedient sich sehr oft verschiedener scharfer Liquers, sogar des Scheidewassers und Vitriolspiritus; aber diese Mittel sind höchst gefährlich. Scheuet man sich vor den obengemeldten Operazionen, so kann man der Gewürznelkenessenz sich bedienen, Baumwolle darein tunken, und auf den Beinfraß legen; dieß giebt oft ziemlich lange Zeit Erleichterung. Ein Gurgeltrank von Gänserich, in Wasser gekocht, stillt oft die Schmerzen, die vom Anfraße herrühren.

Die zweyte Ursache ist die Entzündung der Nerven in dem Innern des Zahns, oder der äußern Haut. Man erkennt sie an der Leibesbeschaffenheit, dem Alter, und der Lebensart des Kranken. Junge vollblütige Leute, die sich entweder durch Arbeit, oder durch Speisen und Getränke, oder durch vieles Nachtwachen, oder durch andere Unordnung heftig erhitzen, solche Leute, welche an einige, entweder natürliche oder künstliche Blutflüsse gewohnt gewesen, und sie nun nicht mehr haben, sind dazu vor andern geneigt.

Der Schmerz kömmt gemeiniglich auf einmal, und oft nach einer Erhitzung. Der Puls ist stark und voll, das Gesicht ziemlich roth, der Mund überaus heiß, man hat oft ein starkes Fieber und heftige Kopfschmerzen, das Zahnfleisch wird entzündet, schwillt, und bisweilen kömmt ein Geschwür. Zur andern Zeit zieht der Fluß nach den äußern Theilen hin, der Backen schwillt, aber ohne Linderung des Schmerzens, so ist es nur eine Ver-

mehrung

mehrung, und keine wesentliche Veränderung des Uibels.

Diese Gattung muß man eben so, wie eine Entzündungskrankheit behandeln, und zum Aderlassen seine Zuflucht nehmen. Dieses verschaft gemeiniglich sogleich Erleichterung, wenn man sie frühe genug vornimmt. Nach der Aderlasse gurgelt man sich mit Gerstenwasser, Wasser und Milch, und legt erweichende Umschläge um den Backen. Wenn ein Geschwüre erfolgt, so läßt man es reif werden, indem man fast beständig warme Milch, gekochte Feigen im Munde hält. Sobald er reif zu seyn scheint, so läßt man es öffnen; das ist leicht und nicht schmerzhaft. Bisweilen ist das Uibel nicht so heftig, ob es gleich von dieser Ursache herrührt, aber es dauert sehr lange, und kömmt wieder, sobald man sich erhitzt hat, im Bette liegt, warme Speisen und Getränke zu sich nimmt. Man muß in diesem Falle eine Ader öfnen, widrigenfalls sind die übrigen Arzneymittel unnütz, und einige Abende nacheinander laulichte Fußbäder, und eine Dose von dem nachfolgenden Pulver gebrauchen:

Nimm 2 Loth Salpeter, und 1 Loth Weinsteinrahm, theile es in 16 gleiche Theile ab.

Die gänzliche Enthaltung vom Fleische, und allen hitzigen Getränken, hauptsächlich des Abends, hat schon viele von sehr hartnäckigen Zahnschmerzen befreyt.

Entstehen endlich die Zahnschmerzen von einem kalten Fluß, der sich nach diesen Theilen hinzieht, so ist es gemeiniglich, obgleich eben so schmerzhaft, doch mit wenigen heftigen Zufällen begleitet. Der Puls ist weder stark, noch voll, noch geschwinde;

der

der Mund ist nicht so heiß, und weniger geschwollen. In diesen Fällen muß man mit dem nachfolgenden den Kranken reinigen; dies heilet bisweilen sehr tief eingewurzelte Uibel von Grund aus.

Laxierpulver.

Nimm gepulverte Jalappe, Senesblätter, und präparirten Weinstein, von jedem 30 Gran, mische alles wohl untereinander, und nimm es auf einmal ein.

Holztisane.

China- und Saßaparillwurzel, von jeder 3 Loth; Saßafras und Guajakholz, von jedem 2 Loth; zerhacke alles klein, thue es in ein irdenes glasirtes Gefäß, gieße 5 Seidl oder Schoppen siedendes Wasser drauf, lasse es eine Stunde lang gelinde kochen, und seige es hernach durch ein leinenes Tuch.

Diese Holztisane hat schon oft Zahnschmerzen geheilet, die verschiedene Jahre lang andern Kuren nicht gewichen waren, doch würde sie in der andern Gattung schädlich seyn.

Blasenpflaster im Nacken, hinter den Ohren, haben oft eine sehr gute Wirkung gehabt, die Feuchtigkeiten abgeleitet, und die Ausdünstung wieder hergestellt. Scharfe Mittel, z. B. Rauchtobak und Bertramwurzel, befördern den Speichelfluß, leeren einen Theil der Feuchtigkeit, die die Krankheit verursacht, aus, und vermindern den Schmerz. Das Tobakrauchen hilft auch zuweilen in dieser Art, theils weil es den Speichelfluß befördert, theils weil es etwas schmerzstillendes, den Kräften des Opiums ähnliches, an sich hat.

Da diese letzte Ursache oft die Wirkung eines schwachen Magens ist, so sieht man täglich welche, deren Uibel sich vermehrt, je nachdem sie kühlende Sachen zu sich nehmen. Die Vermehrung des Uibels macht, daß sie diese Dose des Mittels verdoppeln, und die Schmerzen nehmen in eben diesem Verhältnisse zu. Man muß diese Verfahrungsart nothwendig verlassen, hingegen magenstärkende, und die Ausdünstung wieder herstellende Mittel gebrauchen. Folgendes Pulver hat oft vortrefliche Wirkung gethan; insonderheit vertreibt es ohnfehlbar und sehr geschwinde diejenigen Zahnschmerzen, welche sich periodisch zu gewissen Tägen und Stunden einstellen.

Nimm von dem besten Fieberrindenpulver 2 Loth, theile es in 8 gleiche Theile ab, und nimm des Tags 3mal einen Theil.

Außer den Zahnschmerzen, welche von diesen angezeigten 3 Hauptursachen herrühren, und die die häufigsten sind, giebt es noch eine sehr langwierige und grausame Art derselben. Diese werden durch eine allgemeine Schärfe des Geblüts verursacht, und nur durch solche Mittel kuriret, welche diese Schärfe verbessern können. Dieses Uibel ist langwierig, und man hat also Zeit, einen Arzt um Rath zu fragen.

5) Von der Entzündungskolik.

Die heftigste und gefährlichste Gattung von Kolik ist diejenige, welche von einer Entzündung des Magens oder der Gedärme herrührt.

Sie fängt meistens ohne Schauder, mit einem heftigen Schmerzen in dem Unterleibe an: der Schmerz wird allmählig stärker, und der Puls geschwind und hart; der Kranke empfindet eine brennende Hitze in dem ganzen Unterleibe; bisweilen hat er einen wäßerichten Durchlauf, ein andermal ist er vielmehr verstopft, und hat dabei Erbrechen, welches ein sehr schlimmes Zeiches ist; das Gesicht wird roth, und der Unterleib gespannt; man kann letzteren nicht berühren, ohne die Schmerzen des Kranken auf eine grausame Art zu vermehren, der auch neben diesem Schmerzen äußerst unruhig ist. Der Durst ist sehr groß, und nicht zu stillen; der Schmerz verbreitet sich oft bis in die Lenden, wo er sehr lebhaft ist. Das Wasser ist nicht häufig, und dabei brennend und roth. Der Kranke schläft keinen Augenblick, bisweilen phantasirt er ein wenig. Wenn das Uibel nicht gehemmt oder gemäßigt wird, eh' die Schmerzen aufs höchste steigen, so fängt der Kranke nachher an, sich weniger zu beklagen; der Puls wird weniger stark, und weniger hart, und geschwinder als vorhin; das Gesicht verliert etwas von seiner Röthe, wird bald darauf blaß, der Kranke verfällt in eine stille Phantasie, und verliert ganz und gar seine Kräfte, der Körper wird kalt, es erfolgen Ohnmachten, und der Kranke stirbt.

Greift das Uibel den Magen an, so sind die Zufälle ebendieselbigen; aber der Schmerz wird mehr nach oben zu, in der Gegend der Herzgrube empfunden. Man bricht fast alles, was man zu sich nimmt, aus; die Bangigkeit ist erschrecklich, und die Phantasien kommen sehr geschwind. Diese Krankheit tödtet in sehr wenigen Tägen.

Die einzige Heilungsart derselben ist:

1) Man nimmt eine sehr starke Aderlaß am Arme vor, diese schwächt fast allemal die Wuth der Schmerzen, stillt das Erbrechen, und macht übrigens die andern Mittel wirksamer. Oft muß man sie in 2 Stunden nachher wiederholen.

2) Man setzt alle zwo Stunden, es mag ein Durchfall vorhanden seyn oder nicht, ein Klystier aus einem Dekokt von Käßepappeln und Oel, oder von Gersten nnd Oel zurecht gemacht.

3) Man läßt den Kranken eine grosse Menge Mandelmilch, oder eine Tisane von Pappelblüthen, oder von Gersten, allemal laulicht trinken.

4) Muß man immerfort in lauwarmes Wasser eingetauchte flanellene Tücher auf den Unterleib legen, und mit denselbigen alle Stunde, ja wohl noch öfters abwechseln; sie sind fast gleich trocken.

5) Wenn das Uibel hartnäckig ist, so setzt man den Kranken in ein lauwarmes Bad, welches die beste Wirkung äußert.

Wenn die Krankheit vorbei ist, das heißt, wenn die Schmerzen vorüber sind, das Fieber aufhört, und der Kranke ein wenig Kräfte und Schlaf wieder bekömmt, so ist es dienlich, ihn zu reinigen, aber mit einem sehr gelinden Purgiermittel.

Vier Loth Manna und ein Quintlein Sedlitzer-Salz in einem Glase Molken aufgelößt, purgiren in diesem Zeitpunkte sehr wohl, auch sogar die stärksten und hartleibigsten Körper. Die Manna ist bei zarten Personen allein hinreichend, und alle scharfe Purgiermittel würden, wegen der grossen Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme, nach dieser Krankheit, sehr gefährlich seyn.

6)

6) Von der Gallenkolik.

Die gallichte Kolik äußert sich durch sehr schneidende Schmerzen; sie ist aber selten mit einem starken Fieber begleitet, es sey dann, daß sie einen oder zwey Tage schon angehalten hat. Wenn auch dergleichen wirklich vorhanden ist, so ist doch der Puls, ob er gleich geschwinde ist, weder stark noch sehr hart. Der Unterleib ist weder gespannt, noch brennend heiß, wie in der vorhergehenden Gattung; der Harn fließt besser, und ist nicht so roth; die innere Hitze und der Durst sind beträchtlich; der Mund ist bitter, das Erbrechen, oder der Durchlauf, wenn eins oder das andere vorhanden ist, leeren eine gelbe Materie aus; oft ist der Kopf des Kranken schwindlicht.

Man heilet dieselbige:

1) Durch Klystiere von Molken und Hönig.

2) Wenn man eine grosse Menge Molken, oder von einer Tisane aus Queck- oder Hundsgraswurzeln, mit ein wenig Limonien- oder Zitronensaft, in dessen Ermanglung, mit ein wenig Weinessig und Honig vermischt, trinken läßt.

3) Indem man alle Stunde eine Tasse voll von dem nachfolgenden Tränklein, oder, wenn man solches nicht haben kann, ein halbes Quintlein präparirten Weinstein, in gleichen Zwischenräumen giebt.

4) Die Umschläge von lauwarmen Wasser, und Bäder auf den halben Leib sind auch sehr dienlich.

5) Wenn die Schmerzen bei einem starken und robusten Kranken heftig sind, und der Puls

stark und gespannt ist, so muß man durch eine Aderlaße der Entzündung vorbauen.

6) Die ganze Nahrung muß aus einigen Kräutersuppen, hauptsächlich von Sauerampfen bestehen.

7) Nachdem man viel verdünnende Getränke gegeben, so muß man, wenn das Fieber sich nicht einstellt, und der Schmerz anhält, die Ausleerung aber nicht beträchtlich ist, folgendes Purgiermittel geben:

Nimm 2 Loth Sedlitzer-Salz, 4 Loth Tamarinden; gieße ein starkes Quart siedenden Wassers darüber, rühre es um, damit die Tamarinden aufgelößt werden, seige es durch, trinke es auf zweymal, und laß zwischen beidemal einen Zwischenraum von einer halben Stunde.

Diese Kolik ist einigen Personen ganz gewöhnlich; sie könnten derselbigen am besten vorbauen, durch Vermeidung des öftern Fleischessens, hitziger Sachen, fetter und Milchspeisen, wie auch durch den oftmaligen Gebrauch des nachfolgenden Pulvers;

Nimm 2 Loth präparirten Weinstein, theile ihn in acht gleiche Theile ab, und nimm alle 3 Stunde einen Theil.

7) Von der Kolik, von Unverdaulichkeit.

Hieher gehören alle Koliken, welche entstehen, entweder wenn man allzuviel Nahrungsmittel auf einmal zu sich genommen hat; oder wenn sich mit der Länge der Zeit rohe Materien in dem Magen solcher Personen anhäufen, die nicht gut verdauen; oder wenn man schädliche Vermischungen macht, z. B. von sauren Sachen und Milch; oder wenn die

Nah=

Nahrungsmittel an sich ungesund, oder von schlechter Beschaffenheit sind.

Diese Gattung erkennt man, wenn eine von den vorstehenden Ursachen vorhergegangen; ferner an den Schmerzen, die mit vielem Uibelbefinden begleitet sind, stufenweise ankommen, und nicht so fest sitzen, als in den vorhergehenden Gattungen. Diese Koliken sind auch ohne Fieber, Hitze und Durst, aber mit einem Schwindel, Trieb zum Erbrechen, und mehr mit einer Bläße oder Röthe des Gesichts begleitet.

Sie sind niemals gefährlich, wenn man sie nur nicht durch eine übelverstandene Sorgfalt gefährlich macht. Das einzige, was zu thun ist, besteht darin, daß man durch häufige laulichte Getränke die Ausleerungen befördert.

Es gibt deren verschiedene, die gleich gut sind:

1) Lauwarmes Wasser, entweder ganz ohne allen Zusatz, oder mit etwas Zucker, oder mit ein wenig Salz vermischt.

2) Ein schwacher Thee von Kamillen, Holderblüthe oder Melißen; an der Wahl ist nicht viel gelegen, wenn man nur häufig trinkt. Alsdann leeren sich die schädlichen Materien, entweder durch ein Erbrechen, oder durch einen häufigen Durchfall aus; je geschwinder, und in je größerer Menge diese Ausleerungen geschehen, desto eher bekömmt der Kranke Erleichterung.

3) Wenn der Unterleib sehr voll und verstopft ist, so muß man Klystiere von warmen Wasser und Salz beibringen.

4) Man erleichtert auch die Ausleerung der verstopften Materie, indem man mit warmen leinenen Tüchern den Unterleib stark reiben läßt.

Bisweilen schadet die Materie nicht so sehr durch ihre Menge, als durch ihre Beschaffenheit; alsdann verschwindet das Uibel ohne Ausleerung, wenn diese scharfe reitzende Materie durch viel Wasser verdünnet, oder so zu sagen, ganz ertränkt wird. Wenn die Schmerzen im Magen anfangen, so werden sie nicht lebhaft, und der Kranke füllt weniger Beängstigung, sobald die Materie, welche die Schmerzen verursacht, aus dem Magen in die Gedärme gegangen, welche weniger Empfindlichkeit haben.

Sind nun diese reichlichen Ausleerungen vorbei, und lassen die Schmerzen nach, so bleibt oft ein Geschmack wie von faulen Eyern im Munde zurück, welchen man mit einigen Dosen von dem präparirten Weinstein, und häufigen frischen Wasser vertreiben muß.

Das wesentlichste aber hiebei ist, daß man keine Nahrungsmittel zu sich nehme, bis man völlig besser ist.

Einige sind unsinnig genug, einem solchen Kranken Theriak, Aniswasser, Wachholderwasser, oder rothen Wein zu geben, um die Ausleerungen zu hemmen; aber nichts kann verderblicher und schädlicher seyn. Diese Ausleerungen sind das einzige Mittel, den Kranken gesund zu machen; sie hemmen: ist eben soviel, als wenn man einem Menschen, der ins Wasser gefallen, das einzige Brett nehmen wollte, womit er sich noch retten könnte. Gesetzt aber, man erhielte seinen Zweck, so stürzt man den Kranken entweder in ein faules Fieber, oder in eine schleichende Krankheit; es sey dann, daß die weisere Natur die entgegengesetzten

Hin=

Hindernisse überwindet, und nach einigen Tägen die Ausleerungen erneuert.

Manchmal hat man eine Unverdaulichkeit ohne sehr merkliche Kolikschmerzen, aber mit heftigen Reitzungen zum Erbrechen, einer unaussprechlichen Bangigkeit, Ohnmachten und kalten Schweißen; oft fällt das Uibel, ohne andere vorhergegangene Zeichen, den Kranken plötzlich mit einer Ohnmacht an, er verliert den Gebrauch aller seiner Sinne; das Gesicht ist blaß und mager, er empfindet vielmehr ein Schluchzen, als Reitzungen zum Erbrechen. Dieses zugleich mit dem, daß der Puls nur klein ist, daß das Athemholen nicht beschweret wird, daß das Uibel unmittelbar nach einer Mahlzeit den ersten Angrif gethan hat, und daß man eine Spannung über den Magen fühlet, unterscheidet dies Uibel von einem wahren Schlagfluße. Wenn es diesen Grad erreichet, so tödtet es bisweilen in wenigen Stunden.

In diesem Falle muß man den Anfang mit einem scharfen Klystier machen, worin man Salz und Seife auflösen läßt. Nachher läßt man soviel gesalzenes Wasser, als möglich ist, trinken. Gemeiniglich fängt das Bewußtseyn an, wieder zu kommen, sobald der Kranke angefangen hat, sich zu erbrechen.

8) Von der Windkolik.

Alle unsere Speisen und alle unsere Getränke enthalten viel Luft, doch einige mehr als andere. Wenn sie nicht geschwind genug verdauet werden, oder, wenn diese Verdauung schlecht geschieht, als welches eine stärkere Entwicklung dieser Luft ver-

ursachet; wenn sie eine sehr grosse Menge davon in sich enthalten, oder wenn die Gedärme in ihrer Länge an irgend einem Orte sich zusammenziehen, und verhindern, daß diese Luft nicht allenthalben gleich vertheilet werde, als woraus an einigen Orten eine grosse Anhäufung derselbigen entsteht; alsdann wird der Magen nebst den Gedärmen durch diese Luft ausgespannt, und diese Spannung veranlaßt Schmerzen, welche man die Windkolik nennet.

Diese Gattung findet sich sehr selten allein; sondern sie vereinigt sich oft mit den andern Gattungen, von denen sie die Folge ist, und hauptsächlich mit der eben vorhergehenden, deren Zufälle sie sehr vermehrt.

Man erkennet sie an den Ursachen, die vorher gegangen sind; wenn sie weder Fieber noch Hitze, noch Durst zeigt, weder der Unterleib aufgetrieben ist, jedoch ohne Härte, und ohne allenthalben gleich groß zu seyn; wenn die Winde sich bald an diesem, bald an einem andern Orte sammeln; wenn der Kranke Linderung fühlt, indem man durch Reiben des Unterleibes die Winde auseinander treibt, und noch mehr, indem sie ober- oder unterwärts abgehen.

Wenn diese Kolik mit einer Gattung verbunden ist, so erfordert sie keine besondere Behandlung; sie verliert sich alsdann durch eben die Mittel, welche die Hauptgattung vertreiben.

Manchmal ist sie allein, und rührt von Speisen oder Getränken her, die voller Luft sind. Man heilet sie durch ein Klystier, durch Reiben des Unterleibes mit warmen leinenen Tüchern, durch den

Ge-

Gebrauch des Kamillenthees, wozu man ein wenig Theriak fügen kann.

Wenn die Schmerzen beinahe vorbei sind, wenn man weder Hitze noch Fieber hat, und wenn man den Magen geschwächt fühlt, so kann man alsdann ein wenig Magenliquör nehmen. Man muß aber hiebei wohl merken, daß dies fast in keiner einzigen andern Gattung von Kolik erlaubt sey.

Ist man häufigen Kolikschmerzen unterworfen, so ist dies ein Beweis, daß die Verdauung nicht gut von statten gehe; man muß auf ihre Verbesserung alle Sorgfalt anwenden, widrigenfalls muß die Gesundheit sehr leiden, und man verfällt in schlimme Krankheiten.

9) Von der Kolik, von Erkältung.

Hat man sich, insonderheit an den Füssen, sehr erkältet, so wird man bisweilen wenige Stunden nachher von heftigen Kolikschmerzen angegriffen, in welchen hitzige und geistige Mittel überaus schädlich sind.

Sie werden leicht geheilet, wenn man die Füsse mit warmen leinenen Tüchern reibt, hernach eine Zeitlang in lauwarmes Wasser setzt, und von einem schwachen Kamillen- oder Hollerblüththee reichlich trinken läßt.

Die Heilung wird noch geschwinder von statten gehen, wenn der Kranke sich zu Bette legt, und ein wenig, insonderheit an den Füssen, schwitzt. Sind die Schmerzen sehr stark, so muß man Klystiere beibringen.

Uibrigens sieht man aus dem ganzen Inhalte dieser vier Abschnitte von den Koliken, daß man

sich

sich bei demselben vor hitzigen und geistigen Sachen sehr in Acht nehmen müsse, und daß sie diese Mittel nicht nur verschlimmern, sondern sogar tödtlich machen können. Man muß also nie dergleichen gebrauchen; und wenn man die Ursache der Kolik nicht zu entwickeln weis, so muß man sich an folgende Mittel halten, die in keiner Gattung Schaden thun, hingegen alle Arten, die nicht gar zu heftig sind, heilen können.

Hieher gehören:

1) Wiederholte Klystiere.

2) Das reichliche Trinken von lauwarmen Wasser oder Holderblüththee.

3) Umschläge über den Unterleib; die von lauwarmen Wasser sind allen andern vorzuziehen.

Auch die Oele sind in diesen Gattungen von Koliken ganz und gar nicht dienlich. Man muß sie also nie brauchen, weil sie in mehr als einer Absicht Schaden thun.

Da, wie gesagt, die Kolikschmerzen aus Krämpfungen im Unterleibe bestehen, ihren Sitz meistens im Grimdarme haben, und allemal von einem gefährlichen Reitze herkommen, es sey nun gallichte Schärfe, Würmer, Unverdaulichkeit oder Verkältung, so ists allezeit am besten, sich so schleunig, als möglich, ehe man eine Selbstkur anfängt, an einen geschickten Arzt zu wenden. Ist dessen Erreichung mit Zeitaufwand verknüpft, so bediene man sich der eben angezeigten allgemeinen Mitteln vorbauungsweise; kann man aber die Art der Kolik aus den angegebenen Kennzeichen mit Wahrscheinlichkeit errathen, so ist bei der aus gallichter Schärfe herrührenden Kolik nichts schädlicher, als aller Brandwein oder hitzige Essenzen. Ein allgemeines

Mit=

Mittel dagegen ist der Gebrauch des Safts von der grossen Hauswurz, und im Sommer ein Glas voll frische Butter= oder Rührmilch.

Die von Würmern herrührende Kolik kurirt bei einem starken Magen frisches Sauerkraut aus der Kuffe gegessen.

Kamillenthee ist in Kolikschmerzen und Blähungen, besonders dem Weibsvolke, sehr zu empfehlen.

Weinsteinrahm, alle 2 Stunde einen starken Theelöffel voll genommen, dienet vortreflich in der Kolik, die aus Unverdaulichkeit entsteht.

Klystiere von Kamillenabsud mit ein wenig Oel und Salz vermischt, leisten in allen Arten Koliken grossen Nutzen; doch müssen Leute dazu vorhanden seyn, die die Anwendung derselben verstehen.

Das Uibel, welches die gemeinen Leute Mutter oder Mutterkrankheit nennen, ist nichts anders, als eine Art der Kolik, obwohl beim weiblichen Geschlechte erstere mit der letztern verbunden seyn kann.

Da die meisten Kolikgattungen beim Landvolke häufig zu Hause sind, so war ich auch in deren Bezeichnung weitläufiger, als bei andern Krankheiten, und wünsche, daß ich wohl möge verstanden werden; nämlich daß man die angezeigten Mittel nach Beschaffenheit der Umstände vorsichtig gebrauche, und sich der Leitung eines geschickten Arztes dabei bediene.

Ich könnte zwar noch mehrere Arten von Krankheiten berühren, allein da ich hier die hauptsächlichsten davon angeführt und abgehandelt habe, so

glaub

glaub ich auch meinem Endzwecke ein Genüge gethan zu haben, und ich hoffe, man wird mit mir zufrieden seyn. —

Die Versammlung dankte dem Herrn Pflegskommissär für die gütige Mittheilung und sehr nützlichen Abhandlungen über so vielerlei Arten von Krankheiten, und schied sehr vergnügt voneinander.

Zweyter Sonntag.

An welchem Herr Pfarrkaplan Treumann und der Schulmeister Junge und Alte spazieren führen.

Als die Kinder von ihrem ersten Spaziergange wieder nach Hause gekommen waren, konnten sie nicht genug erzählen, wie gut und angenehm sie sich dabei befunden, und was für schöne und lehrreiche Geschichten sowohl der Herr Kaplan, als der Schulmeister erzählt hätten. Dieses machte die Aeltern lüstern, auch einmal einem solchen Spaziergange beizuwohnen, und kaum war die Kinderlehre, in welcher sich viele der Aeltern mit einfanden, vorbei, als sie den Herrn Kaplan um die Erlaubniß baten, an dem Vergnügen ihrer Kinder mit Theil nehmen zu dürfen, welches auch ganz gerne gestattet wurde, und zugleich dem Kaplan Treumann den Gedanken einflößte, auch bei dieser Gelegenheit den Alten etwas lehrreiches zu sagen; fing aber zuerst bei den Kindern wieder an, die er folgendermassen anredete: „Es freut mich recht sehr, meine lieben Kinder, daß ihr an meinen letzten Erzählungen Vergnügen gefunden habt, ich wün-

sche aber auch, daß ihr diejenigen Lehren, so ich euch dabei eingeflößt habe, stäts befolgen, und im Gedächtniß behalten möget; dann ist der Endzweck meines Unterrichts erreicht; werdet ihr darnach handeln, was ich euch vortrage, so werdet ihr mit der Zeit auch die besten Früchte davon einärndten.

Beim letzten Spaziergange hab' ich euch von den guten Früchten, so die Geduld hervorbringet, gesagt, nun will ich euch auch durch ein Beispiel beweisen, wie ihr euch durch die Ungeduld selbst schadet: Der kleine Maximilian hatte das Unglück, daß er bei einem Spiele fiel, und das Bein brach. Sein Vater, der ihn sehr liebte, erschrack darüber sehr, und schickte sogleich um einen geschickten Wundarzt, der ihn zwar verband, aber ihm auch zugleich anzeigte, daß er wenigstens vier Wochen ganz ruhig liegen müßte, damit das Bein immer in gerader Lage bliebe, und die Wunde wieder verwüchse. Die gute Lehre befolgte aber Maximilian nur ein paar Tage, dann wurde er ungeduldig, warf sich im Bette umher, und stieß sogar unfreundliche Reden gegen diejenigen aus, die um ihn waren, und ihm seinen Zustand zu erleichtern suchten. Da nun die Zeit herbei kam, daß der Wundarzt glaubte, das Bein müsse geheilt seyn, war es krum gewachsen. Darüber entstand nun im ganzen Hause eine Weheklage, aber Niemand war mehr im Stande, das Bein wieder gerad zu machen. Das Bein blieb krum, und Maximilian mußte das krumme Bein mit ins Grab nehmen. Wenn man ihn nun, da er ein Mann war, fragte: **Wie kommt ihr denn zu dem krummen Beine?** so pflegte er zu antworten: **Es ist eine Folge meiner Ungeduld.**

Man muß jederzeit mit seinem Schicksale zufrieden seyn, und bedenken, daß Gott dieses alles so, und nicht anders haben will:

Als in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft Wilhelm mit seinem Weibe und Kindern sich sehr genau behelfen mußte, da pflegte Wilhelm durch seine Fröhlichkeit und Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tische als Hausvater betete, wählt' er immer solche Sprüche der Bibel, die ermuntern und trösten konnten. Eines von seinen Gebethen war folgendes: „Herr Gott! der du mit wenigem oft viele satt machest, und wo zwey oder drey von deinen Kindern versammelt sind, mitten unter ihnen bist, erhöre mein Gebet! segne uns die Speise, die Gottes Gabe, — daß sie uns gedeihe zum frommen und arbeitsamen Leben!"

Als einmal theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andere hatten doch noch weniger; dann sorgte er, daß auch die Armen Theil nähmen an seiner Mahlzeit. „Sollten wir nicht leben können — sprach er zuweilen zu seinem Weibe und Kindern — wenn wir auch einmal nicht ganz satt würden: wir wollens lieber denen gönnen, die noch gar nichts gegessen haben." Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speisen den Armen hin. — Aber Segen und Gedeihen war in Wilhelms Hause.

Gewöhnt euch niemals das Lügen an, weil ihr dadurch allen Glauben verliert. —

Liese

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaume etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen seltsam, und man hob sie blos für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte: sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt, und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Richter, Obrigkeiten befragen, der lüget. Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, bestraft. — Ein junger Lügner, ein alter Dieb. Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den Falschen. Ps. 5. 7. Sir. 20. 26 — 28.

Uiberhaupt ist es ein häßlicher Fehler an Kindern, wenn sie leckerhaft sind: — Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dieses und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl mit Dank gegen Gott hätten können genossen werden, oft verachtet wurden, und stehen blieben. Er kaufte sich Semmeln, oder Kuchen und Kaffee, und verbrachte damit liederlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bei einem Herrn, sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als

einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thüre einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlicht Brod. Ach Gott! sagte er, das hab' ich hier verdient! wie oft war mir damals sehr gutes Essen zu schlecht, wie oft hab' ich das Essen verachtet! Nun muß ich darben. — Spiegle sich ein jeder an diesem Beispiele!

Barthold Grethen war Hauswirth und Bauernvoigt in Stelle, einem kleinen Zellischen Dorfe; ein Landmann von ungeheuchelter Gottesfurcht. Zwar verrichtete er keine glänzende Thaten, weil er auf seinem aus 12 Häusern bestehenden Dörfchen keine Gelegenheit dazu hatte; aber sein Lebenswandel, der ächt christlich war, macht ihn uns eben so ehrwürdig als manchen, der sein Leben dem Besten des Vaterlandes aufgeopfert, oder seine Reichthümer für Dürftige verwendet. Uiberhaupt ist es für den, der viele Kräfte und Gelegenheiten zum Guten hat, nicht schwer, Gutes zu stiften. Der auf dem Throne, der im Ordensbande, der im Purpur, der Besitzer von Tonnen Goldes darf oft nur wirken, oder sprechen, und sein Wink oder sein Befehl stiftet viel Gutes. Aber wenn ein Mann, der auf einem Dörfchen von 12 Familien lebt, der in seiner Jugend den Unterricht stundenweit suchen mußte, der keine grossen, edlen Handlungen, wohl aber oft die Folgen der Unwissenheit, und die Thorheiten des Aberglaubens um sich her sahe, dessen Name nie in den Zeitungen erschien, wenn er that, was seine Pflicht war; wenn ein solcher Mann Vor-

urtheile

urtheile besiegt, rechtschaffen handelt, und Gutes stiftet, das ist wahres Verdienst. Und ein solcher war unser Barthold Grethen. Schon als junger Ehemann verdiente er, das Muster eines frommen Gatten genannt zu werden; denn er war beides, der Versorger und Erzieher seiner Frau. Um nämlich nicht durch die Fehler, die dem weiblichen Geschlechte mehr, als dem männlichen eigen sind, in seinen Pflichten gehindert zu werden, suchte er seine junge Ehegattin mit Sanftmuth und Klugheit nach seinem Herzen zu bilden; und diese dachte so christlich, sich nach dem Freunde ihrer Seele mit zärtlicher Willigkeit zu bequemen. Daß dieses Geschäft nicht aus männischem Stolze geschah, beweist folgender Umstand: Grethen ließ seinem Sohne, als er konfirmirt werden sollte, ein paar neue Schuhe machen. Als sie der Knabe anziehen sollte, waren sie ihm um vieles zu groß. Grethens Ehefrau wollte die Schuhe sogleich wieder zurückbringen. „Nein — sagte der Mann — thu es nicht; das ist des Schusters Wagen und Pflug, wovon er leben muß. Bringst du ihm die Schuhe wieder, so muß er, wenn er sie nun verkaufen will, seinen verdienten Lohn, und vielleicht noch mehr, schwinden lassen. Wir wollen sie hinsetzen, bis unser Sohn groß genug für sie wird geworden seyn, zum jetzigen Gebrauch aber ein paar andere bestellen." — „Du hast recht, Barthold — sagte die Frau mit christlicher Bescheidenheit, — und gieng ein paar andere Schuhe zu bestellen. Freylich eine sonst unbedeutende Geschichte, die aber doch zeigt, wie billig dieser Mann dachte. — Die beiden Söhne, die Gott dem Grethen gegeben hatte, erzog er als ein vernünftiger und geistlicher Vater. Sie

 durf=

durften nie die Kirche oder die Schule versäumen; und ehe sie einen dieser Oerter besuchen, empfahl er ihnen allemal Ehrerbietung gegen Gott, und Liebe und Hochachtung gegen die Lehrer. Dafür hatte er auch die Freude, daß seine Söhne in der Kirche das Muster christlicher Knaben waren, bei der Katechismuslehre dem Prediger immer die besten Antworten gaben, und zu erleuchteten und frommen Menschen aufwuchsen; denn Menschen zu erfreuen, dies war unsers Grethen seine größte Freude. Irdische Güter hatte er freylich nicht; aber was er hatte, das gab er mit christlicher Willigkeit. Und durch seine Einsicht, durch seine Billigkeit, durch seine Gerechtigkeitsliebe, und durch seine Neigung zur allgemeinen Eintracht konnte er bei seiner kleinen Gemeine sehr viel ausrichten. Er durfte seinen Bauern nur ein paar Worte sagen, so wurden sie gebilligt, und, wenn es nur immer möglich war, befolgt. Als vor einigen Jahren das erst kürzlich wieder von einer Feuersbrunst betroffene nahe Dorf Colfeld verschiedene Häuser durch Feuer verlor, gab er jedem Abgebrannten 2 Scheffel Rocken, seine Bauern aber brachten durch sein Beispiel und seine Bitte aufgemuntert, soviel zusammen, daß jeder abgebrannten Familie 2 Malter zu Theil wurden. Und als bald darauf verschiedene Einwohner in dem Dörfchen Bemhorn gleichfalls durch eine Feuersbrunst unglücklich wurden, war seine fromme Beredsamkeit so kräftig, daß jeder Abgebrannte ein Malter Rocken geschenkt bekam; auch sorgte er dafür, daß diesen armen mit ihrem Hausbau beschäftigten Leuten der zur Feuerung nöthige Torf von seinen Bauern umsonst gestochen wurde. Und so schafte dieser Rechtschafene immer

Rath,

Rath, wo sein Rath nützen konnte. Unglückliche gabs in dem kleinen Dörfchen nicht; nur eine einzige kränkliche Person, Namens Margarethe Ahlwers, lebte da; und diese besaß denn auch das ganze Mitleiden unsers braven Grethen. Außer den besondern Wohlthaten, die er ihr dann und wann zufließen ließ, schickte er ihr von jedem Gebäcke ein grosses halbes Brod. Und da die Schwachheit der Person zunahm, wußte sein Herz die Gemeine zu bewegen, die Kranke nach der Reihe herum frey und mit Brod zu erhalten; und Grethen gab außer seinem halben auch allemal das ganze Brod willig her, wenn die Reihe ihn traf.

Das schöne Herz dieses Mannes war besonders im Leiden sichtbar. Er hatte seit vielen Jahren einen kränklichen Körper. Leute von der Art pflegen gewöhnlich zu klagen, einem jeden die Geschichte ihres täglichen Befindens zu erzählen, und das Mitleiden anderer aufzufordern. Grethen klagte nie: immer freundlich, immer munter und froh, lächelte aus seinen Augen stille, gelassene Geduld mit den Fügungen der Vorsehung, und statt andern mit klagenden Beschreibungen seiner Kränklichkeitsgeschichte lästig zu werden, verschafte er ihnen durch seine Munterkeit angenehme Minuten, die ihm selbst doch fehlten. Und als nun seine Schwächlichkeit in eine wirkliche Krankheit ausbrach, da lernten die Umstehenden und Freunde des Hauses an seinem standhaften Muthe und der stillen Ergebenheit in die göttlichen Fügungen, wie glücklich ein Christ ist, der an dem Vater im Himmel vertraut; und so ward also dieser Landmann den Seinigen und seinen Freunden ein erbaulicher Priester. Gewöhnlich beweisen Leute von Grethens Stande in

ihren Krankheiten eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben; denn sonst würden sie nicht Quacksalber und Pfuscher zu Rathe ziehen: oder sie erwarten ihre Genesung auf eine höchst abergläubige Art von dem Genusse des heiligen Abendmahls, das doch nach der Absicht seines göttlichen Stifters kein Arzneymittel für den Körper, sondern ein Arzneymittel für kranke Seelen seyn sollte. Grethen erhob sich auch hier über die Gesinnungen seiner Mitbürger. Denn er ließ gleich beim Ausbruche seiner Krankheit einen wirklichen Arzt rufen, ohne jedoch blindlings zu erwarten, daß des Mannes Kunst ihn kuriren müsse; sondern weil er glaubte, es sey Pflicht für den Christen, in jedem Unglücke immer die besten Mittel zu gebrauchen, das übrige aber dem zu überlassen, dem wir leben und sterben. Und nun konnte ihm auch sein Gewissen nicht den quälenden Vorwurf machen, durch den Gebrauch eines Unwissenden ein Selbstmörder und ein Treuloser gegen die Seinigen geworden zu seyn. Er gieng unlängst hinüber zum Vater der Menschen; da er nur ein und fünfzig Jahre auf seiner Reise ins Vaterland zugebracht hatte. Alle Bewohner der Gegend beweinten ihn, und ihre Thränen waren stille Zähren der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Wehmuth; denn sie flossen bei der Asche eines von ihnen gegangenen Freundes und Wohlthäters. Selbst der Beichtvater des Verstorbenen, ein sehr geschickter und rechtschaffener Geistlicher, gesteht, daß er an ihm einen wahren Freund verloren habe.

Euch, meine lieben Kinder, zu gefallen, habe ich diese Nachricht etwas ausführlich erzählt, weil ihr sehr viel von einem Manne lernen könnet, der

mit euch in einem Berufe lebte. Und wenn ihr denn, liebe junge Freunde, wie unser Grethen, früh anfanget, durch Gehorsam gegen eure Aeltern, durch frommen Besuch der Kirche und Schule, durch christliche Aufmerksamkeit in den Gotteshäusern, eure Erkenntniß zu vermehren, um vernünftige Christen zu werden, und bei der beständigen Erinnerung an die Gegenwart des Allwissenden und Gerechten euch gewöhnt, auch fromme Christen zu werden, so werdet ihr den Mann einst selbst sehen, von dem ich euch hier so viel Gutes gesagt habe, ihm dann brüderlich die Hände drücken, und sagen: Du bist in deinem Tode noch unser Priester und Tugendlehrer geworden!

In einem Dörfgen des Markgrafthums Bareuth im fränkischen Kreise lebte ein Landmann, Peter mit Namen. Er besaß den schönsten Mayerhof im ganzen Land, und doch war dies sein kleinster Reichthum. Drey Söhne und drey Töchter, erzeugt mit seinem Weibe Therese, waren verheyrathet, hatten wieder Kinder, und wohnten alle in seinem Hause. Peter 80 Jahre, und Therese 78 alt, wurden von dieser ganzen zahlreichen Familie, die auf nichts sehnlicher, als auf Verlängerung ihres Alters dachten, geliebt und geehrt. Da sie mäßig und arbeitsam ihr ganzes Leben hindurch gewesen waren, so wurden auch ihre Greisentäge von keiner Ungemächlichkeit verbittert. Vergnügt mit sich selbst, beide noch sich liebend, durch ihre Familie glücklich und stolz, dankten sie Gott, und segneten ihre Kinder.

Eines Abends, als sie den ganzen Tag bei der Aerndte hingebracht hatten, lagerte sich der ehrliche Peter, Therese, und ihr ganzes Geschlecht, auf Garben — vor der Thüre des Hauses, um da auszuruhen. Hier bewunderten sie jenes schöne sommernächtliche Schauspiel, das den Bewohnern der Städte unbekannt zu bleiben pflegt.

Seht, sprach der Greis, wie übersäet mit glänzenden Sternen dieser schöne Himmel ist, wie einige derselben selbst im Losreissen noch eine Feuerstrasse hinter sich lassen! Verborgen hinter diesen Pappelweiden verstellt der Mond sein blaßes zitterndes Licht, das mit einfärbiger Weisse alle Gegenstände überkleidet. Kein Lüftchen rührt sich; Ehrfurcht scheinen die ruhigen Bäume für den Schlaf der Vögel, die in ihnen nisten, zu fühlen. Der Hänfling und die Grasmücke schlummern mit dem Köpfchen unter ihren Flügeln. Der Tauber ruht bei seinem Weibchen, umringt von seinen Kleinen, die doch keine andern Federn, als die Federn ihrer Mutter haben. Nichts stört diese Stille, als ein klägliches fernes Geschrey, das mit immer gleichen Zwischenräumen unser Ohr beleidigt. Das ist der Wiedhopf, ein Sinnbild des Lasterhaften. Er wacht, wenn andre schlafen. Unaufhörlich beschwert er sich, und scheut das Licht des Tages. O meine Kinder! bleibt stäts tugendhaft, und ihr werdet stäts auch glücklich bleiben. Seit sechzig Jahren genieß ich und eure Mutter eines ruhigen Glücks. Möchtet ihr solches doch nicht so theuer erkaufen, als wir es mußten.

Ins Auge des Greises traten hier einige Zähren. Louise, eine seiner Enkelinen, erst sieben Jahre alt, floh herbei, ihn zu umarmen. — Mein lie-

Lieber Grosvater, sagte sie, ihr macht uns so manches Vergnügen, wenn ihr des Abends irgend eine angenehme Geschichte uns erzählt. Urtheilt selbst, wie groß erst dann unsre Freude seyn würde, wenn ihr eure eigne uns erzählet. Es ist noch nicht spät; der Abend so schön; Niemand von uns noch schläfrig.

Peters ganze Familie that die nämliche Bitte; man setzte sich in Zirkel um ihn herum. Luisgen schmiegte sich zu seinen Füssen, und empfahl allen still zu schweigen; jedwede Mutter nahm von ihren Kindern dasjenige, das vielleicht durch Geschrey die Aufmerksamkeit hätte stören können, auf ihren Schooß, alle horchten aufmerksam zu; und der gute Alte, indem er mit der rechten Hand Luisen streichelte, mit der linken die Hand seiner Therese hielt, fieng also seine Geschichte an.

Es ist nun schon lange her, als ich in mein achtzehntes, Therese in ihr sechzehntes Jahr trat. Sie war die einzige Tochter von Aimar, dem reichsten Pachter im ganzen Lande; ich der ärmste Bauerssohn im ganzen Dorfe; doch erst dann merkt' ich meine Armuth, als ich verliebt in Theresen war.

Ich bestrebte mich aus möglichsten Kräften, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die mich unglücklich machen mußte. Ich war gar wohl überzeugt, daß meine Dürftigkeit ein ewiges Hinderniß seyn würde, Theresens Hand zu erhalten, und daß ich entweder ihr entsagen, oder auf Mittel, mich zu bereichern, denken müßte. Doch um reicher zu werden, mußt' ich das Dorf verlassen, wo Therese lebte. Dieser Zwang überstieg meine Kräfte; ich wählte statt dessen, mich bei Theresens Vater zum Hofknecht anzubieten.

Man nahm mich an. Urtheilt selbst, mit welchem Eifer ich jede Arbeit angrif. Ich ward bald Freund mit Aimar; ich ward es früher noch mit seiner Tochter. — Ihr alle, meine Kinder, ihr alle, blos durch Liebe miteinander verehlicht, ihr wißt gar wohl, wie sehr man einander gefällt, wenn man sich sucht, sich findet, wenn einmal das Herz verschenkt ist. Therese liebte mich eben so stark, als sie von mir geliebt ward. Nur auf sie war mein ganzes Dichten gerichtet; nahe bei ihr lebte ich; sahe sie täglich, und glaubte nicht mehr, daß dies Glück sich wenden könne.

Bald kam ich aus meinem Irrthume. Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe ließ um Theresen bei ihrem Vater werben. Aimar gieng hin, um die Getraidevorräthe dieses sich anbietenden Schwiegersohns zu untersuchen; und nach dieser Besichtigung that er den Ausspruch: daß er ein Mann sey, wie er für seine Tochter sich schicke. Die Heyrath ward beschlossen. Wir hatten gut weinen; vergebens flossen unsre Zähren, der unerbittliche Aimar gab Theresen zu verstehen, daß ihre Betrübniß ihm mißfiele; selbst zwingen mußten wir uns.

Der fatale Tag nahte sich; alle Hofnung ward uns geraubt. Therese stand im Begrife, die Frau eines Mannes zu werden, den sie haßte. Sie war überzeugt, daß er ihr Tod sey; ich, daß ich sie nicht überleben würde. Wir ergriffen die einzige uns noch übrige Partey; wir entflohen zusammen, und der Himmel strafte uns dafür.

Therese und ich verließen unser Dörfchen um Mitternachtszeit; sie ritt ein kleines Pferd, das ein Oheim ihr geschenkt hatte. Ich hatte dafür

gehal-

gehalten, daß sie dies Pferd mitnehmen könne, weil es nicht ihrem Vater gehöre. Ein kleines Päckchen von meiner und ihrer Wäsche steckte im Quersattel; einige Lebensmittel, und etwas weniges nach und nach gespartes Geld, war alles, was Therese zu sich steckte. Ich hatte alles übrige mitzunehmen verschmäht; so eigenmächtig schreibt die Jugend sich ihre Tugenden vor. Eine Tochter konnte ich ihrem Vater rauben; sonst das Geringste ihm zu entwenden, hätte ich mir ein Gewissen gemacht.

Wir reisten die ganze Nacht; mit Tagesanbruch gelangten wir über die böhmische Gränze; waren ganz außer Furcht, zurückgeholt zu werden. In einem Thale, am Ufer eines jener kleinen Bäche, welche Liebende so gern zu sehen pflegen, hielten wir an. Therese stieg von ihrem Pferde ab, setzte sich zu mir auf den Rasen, und wir hielten hier ein mäßiges, aber köstliches Mahl. Nach dessen Endigung überlegten wir, was künftig aus uns werden sollte.

Nach einer ziemlich langen Unterhaltung, nachdem wir wohl zwanzigmal unser Geld gezählt, und unser Pferd so hoch, als möglich, geschätzt hatten, fanden wir immer, daß unser ganzer Reichthum kaum zwanzig Dukaten betrug. Zwanzig Dukaten reichen lange nicht zum Lebensunterhalt hin. Wir beschlossen daher, in eine grosse Stadt uns zu begeben, um im Falle, daß man uns nachsetzen sollte, desto weniger entdeckt zu werden, und uns dort so hurtig als möglich zu ehelichen. Nach diesem weisen Entschluße machten wir uns auf den Weg nach Eger.

Bei unserer Ankunft eilten wir sofort in eine Kirche; ein Priester segnete uns ein; wir schenkten ihm dafür die Hälfte unsers kleinen Vermögens; nie ward ein Geld mit so willigem Herzen ausgegeben. Alle unsre Noth schien uns nun geendigt, alle Furcht verschwunden; acht Tage hindurch gieng es vortreflich. Nach Verfluß derselben war unser kleines Pferd verkauft; nach Monatsfrist war jeder Pfenning verthan. Was nun machen? was nun aus uns werden? nur auf ländliche Arbeiten verstand ich mich; und die Einwohner grosser Städte schätzen diese Kunst, wodurch sie leben, nur wenig. Therese war nicht geschickter als ich; sie duldete, zitterte vor der Zukunft; und wir verbargen uns wechselseitig unsern Kummer; ein Leiden, das noch um hundertfach diesen Kummer erschwerte! Endlich als kein Hilfsmittel mehr übrig blieb, ließ ich bei einem Regiment Kavallerie, das zu Eger in Besatzung lag, mich anwerben. Mein Handgeld brachte ich Theresen, die es mit Thränen empfing.

Meine Löhnung reichte zum Lebensunterhalt hin. Theresens kleine Handarbeiten, denn Dürftigkeit hatte sie in mancherley unterwiesen, bestritten unsre übrigen geringen Wirthschaftsbedürfnisse. Um fester noch unser Band zu knüpfen, stellte ein Kind sich ein. Du, meine liebe Gertrude, warst es. Therese und ich sahen in dir das Glück. Mit jedem neuen Kinde vom Himmel uns geschenkt, sagten wir uns das nämliche; und nie haben wir uns getäuscht. Weil meine Frau nicht selbst dich tränken konnte, gab ich dich auswärts in Erziehung. Therese war sehr traurig darüber, sie brachte den ganzen Tag bei deiner Wiege zu; mittlerweile bestrebte ich mich, durch Pünktlichkeit in meiner

Pflicht,

Pflicht, die Achtung und Freundschaft meiner Vorgesetzten zu erwerben.

Friedrich, mein Hauptmann, war erst zwanzig Jahre alt. Durch seine Figur und sein sanftes Betragen unterschied er sich von allen übrigen Offizieren. Er gewann mich lieb; ich erzählte ihm meine Geschichte. Er sah Theresen, und nahm Theil an unsrem Schicksale. Täglich versprach er mir, sich an Aimar unsertwegen zu verwenden; und gab mir, da es ganz von ihm abhieng, sein Ehrenwort, daß ich frey seyn sollte, sobald mein Schwiegervater ausgesöhnt sey. Schon hatte er nach unserm Dörfchen geschrieben, ohne Antwort darauf zu erhalten.

Die Zeit verlief, mein junger Hauptmann war indeß nicht kälter in seiner Freundschaft; aber Therese trauriger von Tag zu Tage. Wenn ich sie um die Ursache befragte, nannte sie nur ihren Vater, und brach das Gespräch ab. Ich war weit entfernt von dem Argwohne, daß Friedrich ihres Kummers Ursach sey.

Dieser junge Mann, glühend, wie man in seinem Alter zu seyn pflegt, hatte Theresen mit meinen Augen angesehen; seine Leidenschaft war stärker, als seine Tugend. Er kannte unsre Unglücksfälle; wußte, wie nöthig wir seiner bedurften, und wagte es, Theresen zu gestehen, unter welchem Preise er sich meiner anzunehmen gedenke. Mit Unwillen hörte ihn meine Gattin an, und ließ ihren Unwillen ihm blicken. Mir hingegen, mit meinem hitzigen und eifersüchtigen Karakter bekannt, verschwieg sie dies fatale Geheimniß. Ohne mir ein Wort zu sagen, widerstand sie dem Hauptmanne zu eben der Zeit, als ich allzuleicht-

gläubiger

gläubiger täglich seine großmüthige Freundschaft ihr rühmte.

Eines Tages, als ich eben abgelößt von der Wache aufs Haus, wo meine Gattin wohnte, zugieng, erblickte ich — urtheilt selbst von meinem Erstaunen — erblickte ich Aimarn vor demselben. — „Find ich dich endlich, Rauber? rief er; Gieb mir meine Tochter zurück; gieb mir zurück das Glück, das du zum Lohn meiner Freundschaft gegen dich mir entwandtest!" — Ich sank vor Aimar aufs Knie; ich hielt den ersten Ausbruch seines Zorns aus; ich besänftigte ihn durch meine Thränen; er bewilligte mir endlich Gehör.

Ich wagte es nicht, mich zu rechtfertigen — Das Uibel, sprach ich, ist nun einmal geschehen. Therese ist mein Weib. Mein Leben ist in euren Händen, bestraft mich! aber schont eures Kindes, eurer einzigen Tochter! Beschimpft nicht ihren Gatten; macht nicht, daß sie vor Schmerzen stirbt. Vergeßt meiner, um nur an sie zu denken. — Mit diesen Worten führt' ich ihn, statt zu Therese, an denjenigen Ort, wo du, meine Tochter, auferzogen wardst. — Kommt, sprach ich, ich will euch Jemanden zeigen, mit dem ihr Mitleiden haben werdet.

Du lagst in deiner Wiege, Gertrude, und schliefst. Dein weiß und rothes Gesicht war ein Bild der Unschuld und Gesundheit. Aimar betrachtete dich; feucht wurden seine Augen. Ich nahm dich in meine Arme, bot dich ihm dar. „Seht hier eure Tochter," redete ich ihn an. — Du erwachtest von dieser Bewegung, und, als hätte es der Himmel dir eingegeben, fingst du nicht etwan zu weinen, sondern zu lachen an; strecktest deine

bei-

beiden kleinen Aermchen gegen den alten Aimar aus, griffst nach seinen weißen Haaren, verwickeltest dich drinnen mit deinen Fingerchen, und nahtest dein Gesicht dem seinigen. Der Alte überhäufte dich mit Küssen, drückte mich an seine Brust; hob dich empor, und rief, indem er seine Hand mir reichte: laß uns meine Tochter aufsuchen! komm mit mein Sohn! — Denkt euch hier selbst die Freude, meine Kinder, mit welcher ich in meine Wohnung ihn führte.

Unterwegs stieg die Furcht mir auf, Theresen möchte allzustark der rasche Anblick ihres Vaters angreifen. Um dem vorzubeugen, eile ich dem Aimar zuvor, steige die Treppe hinauf, öfne die Thüre, und sehe Friedrichen vor Theresen auf den Knien, so daß sie alle mögliche Kraft anwenden muß, sich seiner Liebkosungen zu entwinden. Kaum steht dies Schauspiel vor meinen Augen, als auch mein Säbel schon in Friedrichs Brust sich befand. Er sank, gebadet vom Blute, und schrie laut; man lief herbei, die Wache kam, mein Degen rauchte noch; man bemächtigte sich meiner; und der unglückliche Aimar, herzueilend unter der Menge, sah, wie man seinen Schwiegersohn in Ketten und Banden warf.

Ich umarmte ihn, empfahl ihm mein Kind und mein Weib, die bewustlos dalag. Auch dich, liebe Gertrude, umarmte ich, und folgte dann meinen Kameraden, die mich ins Gefängniß führten.

Zwey Täge und drey Nächte befand ich mich hier in einem Zustande, den ihr euch vorstellen könnt; ich wußte von allem, was vorgieng, nichts, wußte Theresens Schicksal nicht; sah Niemand, als meinen traurigen Kerkermeister, der alle meine Fragen

gen mit der Versicherung beantwortete, daß meine Verurtheilung nicht lange verziehen könne.

Am dritten Tage öfnete die Thüre sich, man befahl mir herauszugehen; ein Kommando wartete meiner, man umringte mich; ich gieng, und man führte mich vors Kriegsgericht. Ich sah schon von fern mein Regiment in Ordnung stehen, sah das schreckliche Werkzeug meiner Strafe. Die Vorstellung, daß ich nun am Ende meiner Leiden sey, gab meine schon verlorne Kräfte mir wieder; ich verdoppelte, gleichsam mit konvulsivischer Bewegung, meine Schritte selbst, wider Willen sprach mein Mund Theresens Namen aus; meine Augen suchten sie; ich beschwerte mich darüber, daß ich nirgends sie fände. Endlich kam sie an.

Man las mein Urtheil mir vor; man überlieferte mich denen, von welchen ich den Tod empfangen sollte; und schon war ich in Erwartung desselben, als ein durchdringendes Geschrey dessen Vollstreckung unterbrach. Ich schlug wieder meine Augen auf, und erblickte ein halbnacktes, bleiches, blutiges Gespenst, das alle Kräfte anwandte, um durch den Kreis von Soldaten, der mich umgab, zu brechen. Friedrich war es! — „Meine Freunde, rief er, der Schuldige bin ich. Ich bins, der den Tod verdient. Gnade, Gnade, meine Freunde, für den Unschuldigen. Ich wollte sein Weib verführen; er hat mich bestraft dafür, er handelte gerecht; und Unmenschen seyd ihr, wenn ihr deshalb das Leben ihm nehmen wollt." Der Oberste von unserm Regimente eilte auf Friedrichen zu. Er suchte ihn zu besänftigen, er verwies ihn auf das Gesetz, das mir den Tod zuerkenne, weil ich Hand an meinem Offizier gelegt habe.

„D

„O das war ich nicht mehr! rief Friedrich aus: Ich hatte ihn bereits losgegeben; seht hier seinen Abschiedsbrief, schon vom Tage vorher unterzeichnet! Er ist eurer Gerichtsbarkeit nicht mehr unterthan." — Die erstaunten Offiziers traten zusammen. Friedrich und die Menschheit vertheidigten meine Rechte. Ich ward zurück ins Gefängniß geführt. Friedrich schrieb an den Minister; er klagte sich selbst an; bat um meine Begnadigung, und erhielt sie.

Aimar, Therese und ich, warfen uns zu den Füssen meines Befreyers. Er bestättigte das Geschenk, das er durch den Abschiedsbrief mir gemacht hatte. Er wollte noch andre Wohlthaten hinzufügen, die wir aber nicht annahmen. Wir kamen zurück in dies Dörfchen, wo Aimars Tod mich nachher im Besitze aller seiner Güter ließ, und wo Therese und ich nun im Frieden unsre Tage zu beschließen gedenken.

Peters sämmtliche Kinder hatten sich während dieser Erzählung so dicht als möglich um ihn geschmiegt. Schon sprach er nicht mehr, als sie noch lange hinhorchten, und ihre Thränen flossen längst den Wangen hinab. — Beruhigt euch, sprach der gutmüthige Greis, der Himmel hat alle über mich verhängte Prüfung mir reichlich durch eure Liebe ersetzt." — Indem er dies sagte, umarmte er sie alle. Louisgen küßte ihn zweymal, und die ganze Familie gieng dann schlafen.

Nun will ich euch auch einmal etwas von einem sogenannten Spiritus Familiaris, der in der

gemeinen Sprache nur gewöhnlich Spirifangerl genannt wird, erzählen:

Man versteht unter diesem lateinischen Ausdrucke einen Geist, der mit einem gewissen Menschen vertraulichen Umgang hat, ihn in wichtigen Angelegenheiten mit Rath und That unterstützt, und ihm außerordentliche, die menschlichen Kräfte übersteigende Dinge thun hilft. Der Glaube, daß es solche Geister gebe, und daß es möglich sey, daß sie als unkörperliche Wesen, sich dem körperlichen Menschen doch verständlich machen könnten, ist aus der heidnischen und jüdischen Geisterlehre in die christliche Theologie übergegangen, obgleich in der heiligen Schrift nichts davon steht, und hat im christlichen Volksglauben eine Menge der schädlichsten Irrthümer hervorgebracht. Der Ursprung dieser Meinung beruht aber zuletzt auf unrichtigen Begriffen und Mangel an Kenntniß von den Eigenschaften der menschlichen Seele. Wir sammeln von Jugend auf eine grosse Menge Vorstellungen, welche nur dunkel in unsrem Gedankenvorrathe aufbewahrt bleiben. Diese dunkeln Vorstellungen werden im Gedächtniße nur bei einer besonders starken Spannung der Aufmerksamkeit erneuert; und weil wir uns derselben lange vorher nicht erinnert haben, so scheint es dann, als hätten wir diese Gedanken noch niemals gehabt, und als entstünden sie in der Seele von selbst, oder dieselben würden durch eine fremde verborgene Kraft erregt. Dieses geschieht aber gemeiniglich nur bei wichtigen Angelegenheiten, die das Gemüth so stark in Bewegung setzen, daß die gleichsam verschütteten Vorstellungen wieder hervorkommen. Und dann kommen sie, wie gerufen, helfen uns vielleicht einer Gefahr entge-

hen, oder bestimmen unsern Entschluß, daß wir in zweifelhaften Fällen gerade das Beste, oder auch das Schlimmste wählen. Ehe man nun diese Beschaffenheit der Seele kannte, und die Sache doch gern erklären wollte, verfiel man darauf, daß solche schnell entstandene heilsame oder verderbliche Gedanken dem Menschen von guten oder bösen Geistern eingegeben würden. Jeder Mensch kommt nun im Laufe seines Lebens mehrmals in solche Fälle, wo er schnellen Rath und Entscheidungsgründe braucht, seine Seelenkräfte dazu anstrenget, und dadurch Vorstellungen und Gedanken lebhaft und hell macht, die vorher dunkel und verwirrt waren. Dieses machte die Meinung wahrscheinlich, daß jedem Menschen ein gewisser Geist zum Begleiten durch das Erdenleben zugesellt wäre, den man Schutzgeist, Dämon, Genius nannte. Von christlichen Gelehrten wurde diese Meinung mit der Lehre von den guten und bösen Engeln vereinigt. Da nun jeder Mensch einmal einen oder zwey Geister beständig um sich hatte, so schien es auch möglich, näher mit ihnen bekannt zu werden. Man schrieb zu dieser Absicht den Geistern die Geschicklichkeit zu, nach Gefallen, einen Körper anzunehmen, damit sie uns sichtbar, hörbar, auch allenfalls riechbar werden könnten. Man erfand Regeln und Kunststücke, die Gunst des Schutzgeistes zu erlangen, oder ihn unter unsern Gehorsam zu bringen, und vermittelst eines solchen sogenanneen Spiritus Familiaris mit andern Geistern bekannt zu werden, und Wunderdinge zu verrichten. Man sah den guten Schutzgeist, den man sich wachend als einen schönen Jüngling vorstellte, im Traume, hörte seine liebliche Stimme, fühlte seinen sanften Händedruck; der böse zeigte sich in

der Gestalt eines grimmigen Thiers, brüllte wie ein Ochs, und zerkrazte seine Auserseheuen mit Bärentazen. Und diese Spiele der Phantasie hielt man für wirkliche Erscheinungen. Alle diese Herrlichkeiten wurden in ein gelehrtes System zusammengefügt, mit der heiligen Religion vermischt — und so entstand die weiße und schwarze Magie, mit der Lehre von Theren, Gespenstern, und allem Aberglauben und Unsinne, der auf diese beruhet.

Dieses scheint mir die natürliche Geschichte der Meinung vom Umgange mit Geistern höherer Art, und was dem anhängt, zu seyn, in Zeiten, wo man noch wenig von der Beschaffenheit der menschlichen Seele wußte. In unsern Tagen, wo man von beiden etwas mehr weis, findet sie vornehmlich bei zwey sehr verschiedenen Menschenklassen Eingang und Beifall; nämlich bei dem niedrigsten Volke, welches in roher Unwissenheit aufwächst, und durch seine gedrückte Lage im Staate gehindert wird, sich im Nachdenken über den Menschen, und den Gang der Dinge zu üben; und bei vielen Grossen, Reichen und Vornehmen, welche den Geschmack und die Empfindung mehr ausbilden, als den Verstand und die Vernunft. Es fehlt ihnen an Uibung im Denken, weil ihnen von Jugend auf alles leicht gemacht, ihre sinnlichen Begierden bis zum Uibermasse gesättigt, und ihre meisten Einfälle und Wünsche befriedigt werden. Sie sehen sich aber, wie es dem Menschen natürlich ist, genöthigt, immer fort zu wirken und zu geniessen. Wenn sie nun die Freuden der Erde ausgekostet haben, so suchen sie gern Hilfe im Geisterreiche, um ihre verschwendeten Schäze durch Verwandlung der Metalle wieder zu füllen, ihre erschöpften Lebenskräfte durch Zaubereyen,

Tink=

Tinkturen zu ersetzen, und durch geheime Künste Menschen und Dinge nach ihrem Willen zu lenken, wenn es ihnen an den dazu nöthigen Einsichten und Kräften mangelt. Darum finden die Schröpfer, Kagliostro, Mesmer, Hirschen und Konsorten an den Höfen der Grossen oft soviel Glauben, als beim gaffenden Pöbel. Die mittlern Menschenklassen haben mehr solche Geschäfte, die den Verstand bilden, und ihr Schicksal hängt mehr vom vernünftigen Gebrauche ihrer Fähigkeiten ab; daher finden solche Geisterseher, Goldköche und Wundermänner in diesen Klassen gemeiniglich die wenigste Kundschaft. Würde aber die wahre Zeit des Lebens — durch Entwicklung und weisen Gebrauch unsrer eigenen Geistes = und Leibeskräfte, immer vollkommener, edler und mächtiger zu werden — von allen erkannt und gesucht — so fänden sie überall keine.

Jetzt wurde der Rückweg angetreten, und der Schulmeister nahm es nun über sich, diesen durch seine Erzählungen unterhaltend zu verkürzen.

Meine Freunde, fing er an, ich weis, es gibt gar viele unter euch, die mit ihrem Stande nicht zufrieden sind, und statt Bauern lieber grosse Herren seyn möchten; aber glaubt mir, es gibt gar viel reiche Herren mit siechen und ungesunden oder krüpplichten Körpern, die lieber dafür gesunde Bauern seyn möchten. — Hört, wie es dem Kunz in unserm benachbarten Dorfe ergieng: Dieser gieng einmal über Land, kam matt und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ,

und war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß thun mußte, und nichts bessers bezahlen konnte. Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in welchem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten, und eine Flasche Wein reichen ließ, das er in seinem Wagen verzehrte. — Kunz sah ihm hämisch zu, und dachte, wenn er es doch auch so gut hätte. —

Der Reiche merkte es, und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“ „Das versteht sich, antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken, steige der Herr heraus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.“

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welcher Anblick! Seine Füsse waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten solange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „He! fragte er, hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„Bei Gott nicht, gab der erschrockene Kunz zur Antwort, meine Füsse sind mir lieber, als tausend Pferdefüsse; ich will lieber schwarz Brod essen, und mein eigner Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein klein Kind von andern umher führen lassen. Gott behüte ihn!“ Mit diesen Worten stund er auf, und gieng fort.

„Hast recht — rief ihm der Reiche nach — könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein

Geld,

Geld, alles dafür haben. Ein gesunder Bettler ist glücklicher, als ein reicher Krüppel."

Nichts ist gewöhnlicher, als daß es in den Bauernhäusern etwas schmutzig zugehet, und es ist doch nichts über die Reinlichkeit, und nichts schädlicher, als Unreinigkeit. Balthasars Weib sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Vortheils anschaffen, der bei seiner Pachtung zu haben war; und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltner, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterinn alles reissend abgekauft hatten, verloren sich nach und nach gänzlich.

Was war davon die Ursache? Keine andere, als daß Balthasars Frau äußerst unreinlich einhergieng, auch eben dieses an ihren Mägden und Kindern litte, und wer in ihre Milchkammer kam, der verlor vollends allen Appetit zu ihren Waaren. Darum hat auch Salomon schon vor ein paar tausend Jahren gesagt: Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit, denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft Armuth. Sprichw. 31. 25. 27.

Man muß auch, ohne daß ein Geiz daraus wird, bei Zeiten lernen zu spareu, damit man auch in der Noth etwas habe; denn alsdann ist es zuspät, sparsam zu seyn:

Zwey von den Einwohnern des in der Aerndte vor zwey Jahren eingeäscherten Dorfs Kohlheim wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Edelmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knechte ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht habe. O weh! der Mann ist genau! sprach einer zum andern, hier wirds nicht viel geben! — Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indessen er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. — Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Geld gab, und noch versprach: eben soviel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knechte gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten. Liebe Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe halte, bin ich in den glücklichen Zustand gekommen, daß ich wohlthätig seyn kann.

Wer andern Gutes thut, der wird auch dafür von Gott gewiß wieder belohnt; merkt euch das,

Kinder! ich will euch ein paar Exempelchen davon erzählen: Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Taglöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte, ach! mich hungert gar sehr, liebes Kind! gieb mir doch nur die Hälfte von dem kleinsten Stück Brod, das du trägst; und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freute sich, wie der arme Bettler das Brod aufspeisete. Da sagte der Bettler: Nun hast du mich armen hungrigen Mann gesättigt, Gott segne dich dafür, du gutes Kind! Und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wohl.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: Uns geht es, Gottlob! so wohl, wir haben Uiberfluß, aber wieviele mögen Noth leiden! laß uns an unserm Hochzeittage eine gute Handlung thun, und der armen kranken Frau dort ein wenig Essen schicken, oder selbst bringen. — Du hast recht, sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr, als vorher, weil du so gut gesinnet bist. Da nahmen sie jedes etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. — Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf giengen sie wieder nach dem Hochzeitshause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt. — Gott aber belohnte ihnen diese Wohlthätigkeit und Menschenliebe dadurch, daß er ihnen Glück und Segen in

 ihrer

ihrer Wirthschaft gab, und dadurch reiche Leute wurden, und gehorsame Kinder hatten. —

Unter diesen Gesprächen waren sie nun ins Dorf zurückgekommen, und alle schieden mit größtem Vergnügen voneinander.

Eilfte Zusammenkunft.

In welcher der Landmann Fleißig seine Erfahrungen mittheilt.

Heute machte der erfahrne Fleißig folgende Anrede an die Versammlung:

„Von jeher hab' ich mir über allerhand Gegenstände meine Bemerkungen zu machen angewöhnt, hab' mir auch unterschiedene Bücher angeschaft, aus denen ich gern etwas lernen wollte Besonders war ich begierig, viel nützliche Dinge, die zu Verbesserung der Landwirthschaft dienen, zu lernen, gieng auch wohl zu diesem Endzwecke, wenn ich eben in der Stadt war, selbst in einen Buchladen, und kaufte mir ein und anders ökonomisches Buch, besonders wurden mir da einige angerühmt, die eine entsetzliche Menge Mittel für allerhand Dinge in sich enthielten. — Wie ich aber nicht gern alles so blindlings anzunehmen gewöhnt bin, was so in die Welt hinein geschrieben, oder mir auch von jedem alten Weibe oder Stümper gerathen wird, so prüfte ich vorher erst alles, und fand, daß viel und häufiges Unkraut unter diesem so angerühmten Waitzen

sich befand, kurz, daß das meiste gar nicht anwendbar, und oft gar schädlich war, was man als gut und herrlich angerühmt hatte. — Doch hab' ich auch vieles, nach gemachter Probe, für sehr nutzbar befunden, und in ein besonderes Büchel aufgezeichnet. Diese wahrhaften Erfahrungen nun will ich hiemit, der Reihe nach, obzwar so etwas unordentlich untereinander (welches aber in der Hauptsache nichts zu bedeuten hat), zum Besten meiner Mitnachbarn vorlesen, und zwar will ich

1) Ein neues ökonomisches Dungmittel

bekannt machen:

Ich habe vor vielen Jahren schon, da ein Kreislauf in der Natur durchaus bemerkt wird, behauptet, daß immer ein Geschöpf das andere nähre, weil eins die Nahrungstheile des andern enthalte, daß daher auch der Stein zur Beförderung des Wachsthums aller Pflanzen dienen müsse. Ich habe darauf allerley Versuche angestellt, und gefunden, daß der Gyps außerordentlich auf Gras, auf Klee, Schoten und andere Früchte wirke. Soviele Widersprüche, wie jedes neues, dies mein Angeben Anfangs hatte, soviel tausend Beweise für die Richtigkeit desselben standen in wenig Jahren schon da, und tausend kommen alle Jahre noch hinzu; und Niemand kann sie jetzt noch bezweifeln, oder umstossen. Mag man über dem Wie: — grübeln; das verschlägt mir wohl nichts. —

In vielen Gegenden findet man den Gyps nicht, darüber ist man verlegen; unzuermüdende Freunde des Landmanns dachten aus meinem Angeben: jeder Stein dünget; einer mehr, einer weniger; dann

weiter, ein vornehmer Herr von einer Wirthschaft und ein Oekonomie = Direktor in Böhmen, mochte hievon gehört haben, und machte zu eben der Zeit den Versuch mit Steinkohlen, die in Böhmen sehr häufig zu haben sind, und fanden, daß diese um eins mehr als der Gyps düngeten. Ich will dieses ökonomische Dungmittel hier mittheilen: Rohe Steinkohlen zermalmt, etwa vier, fünf, acht, zehn Hände voll auf ein Quadratklafter Feld aufgestreuet, oder auch soviel Steinkohlenasche (dann die Pechkohle brennt zu Asche) dazu genommen, werden die Wirkung thun, und der Beweis der Güte meines Vorschlags werden.

2) Ein Mittel, wodurch das Wachsen der Bäume, besonders des Bauholzes, kann befördert werden.

Wenn der Stamm von jungen Bäumen, als Eichen, Birken, Ulmen oder Eschen, so dick als 2 Zoll gewachsen ist, welches oftmals im dritten oder vierten Jahre geschieht, so nimmt man einen neuen Strick, und reibt den Stamm damit, wodurch alles Moos abgehet, ohne der Rinde Schaden zuzufügen. Durch dieses Reiben wächst ein Baum viel geschwinder, als wenn man ihn nicht reibt; und dies verdient alle Aufmerksamkeit.

3) Eine vortrefliche Fütterung für das Geflügel und die Fische.

Erdbirnen oder Erdäpfel sind ein Gewächs, diese werden klein zerhackt, und dem Geflügel gegeben. Ich habe Gänse, Enten, Hühner und

welsche Hühner das vorige Jahr damit gemästet. Sie frassen die Erdbirnen lieber, wenn sie vorher gesotten, und dann erst zerhackt wurden; doch hat sich hiebei kein Vorzug vor den ungesottenen in der Zunahme des Fleisches gezeigt. — Fische, besonders Karpfen, Hechten und Forellen hab' ich nicht nur blos allein durch gesottene und sehr klein zerhackte Erdbirnen im Behältniße (eines fließenden Brunnen) erhalten, sondern sie sind auch davon — am meisten die Karpfe — ausnehmend gut und fett geworden.

4) Es giebt auch ein Mittel, die Kälber zu erziehen, daß sie nie die Rindviehseuche bekommen.

Das neugeborne Kalb wird nämlich zuerst mit Salz bestreuet, alsdann muß es die Mutter rein ablecken, und nun bringt man es an das Eiter, damit es sich daselbst satt saugen möge. Dieses muß 4 Wochen lang täglich 3mal geschehen. Nach dieser Zeit hält man das Kalb mit gutem und schlechtem Futter hin, bis es auf das Gras gebracht wird, da es denn allererst Wasser zu saufen bekömmt. Im Sommer aber muß das alte Rindvieh sowohl, als das junge alle Abende in den Stall gebracht, und des Morgens, nachdem jedes eine Hand voll Heu bekommen hat, wieder auf die Weide getrieben werden.

5) Noch etwas über die Kälberzucht.

In einigen Gegenden geben die Wirthinnen die Kälber unter 3 Wochen nicht an den Fleischer,

da

da sie glauben, daß die Kälber so lange saugen müssen, um den Kühen die Milch herbeizuziehen, damit die Kühe besser, und mehr Milch geben könnten. — In einigen Gegenden geben die Wirthinnen die Kälber mit 3, 4 bis 6 Tägen weg, und sagen, die Kälber saugen die meiste Milch weg, und sie behielten hernach wenig für sich zum Buttermachen.

Man hat auf einem Gute die Art der Schweitzer befolgt, das Kalb nach der Geburt sogleich von der Kuh in einen besondern Stall gebracht, und mit der Milch von der Kuh getränkt; die Kälber lernen auch schon den ersten, und nur einige den zweyten Tag allein saugen. Man fand zwar, daß manche Kuh die Milch nicht alle sogleich geben wollte, daher mußte man 1 bis 2 Tage dem Kalbe Milch von einer andern Kuh dazu geben, um es zu sättigen. Diese Art der Absetzung hat einen grossen Nutzen vor der sonst gewöhnlichen Art. Manche Kuh hat wenig Milch, mithin hat das Kalb nicht genug zu saugen, bleibt klein und dürftig; die Wirthin möcht' es gern absetzen, weil es aber, da es Mangel bei der Mutter leiden muß, traurig und träge ist, so wird geurtheilt: das Kalb ist nicht recht gesund; und so wird manches Kalb, das zum Absetzen sonst tauglich wäre, an den Fleischer verkauft.

Andere Kühe haben wieder viel Milch, die das Kalb nicht alle verzehren kann. In einem Stalle, wo viel Vieh ist, wird nicht genug Acht gegeben, daß man die Milch abmelke, wo solche das Kalb nicht alle genießen kann. Wo bleibt also die übrige Milch? Wenn man aber das Kalb sogleich von der Kuh absetzt, und solches mit warmer Milch täglich

4mal tränkt, so frißt ein solches Kalb den dritten Tag getrocknete und gekochte Möhrrüben, den fünften und sechsten Tag frißt es schon gekochte Kohlrüben, und in 14 Tägen Haber, Heu und Mehlbrey mit wenig Milch untermenget, und so wachsen die Kälber fort, und sind in 3 Wochen so groß, als ein Kalb von 6 Wochen. Man erwäge die Mühe, und die Noth, die man hat, wo ein Kalb 3 oder 4 Wochen an der Kuh gesauget, und man es abbindet, da schreyet es, und will nicht fressen; es wird traurig und träge, und die Kuh schreyet nach dem Kalbe.

Ein gewisser Landwirth hat mir zwar den Einwurf gemacht: er hätte dieses einmal versucht, die Kälber von der Kuh abzusetzen; hätte zwar schönere und bessere Kälber gehabt, aber auch selbes Jahr 300 ℔ Butter weniger gehabt. Welche Art, die Kälber abzusetzen, ist also die beste?

Aus vieljähriger Erfahrung hab' ich solches von einem alten Wirthe gelernet. Sobald als das Kalb zur Welt kommt, wird solchem von der Magd ein wenig Kühkoth ins Maul an die Zähne geschmiert, da dann ein solches Kalb gefrässig wird, so, daß es nicht Eckel zum Futter hat, sondern alles frißt.

Ferner, wenn das Kalb 8 Tage alt ist, wird solches auf eine Bank auf den Rücken gelegt, die Beine oben zusammengehalten, so, daß der Kopf nicht auf der Bank zu liegen kommt, sondern herunterhängen kann. — Ein gesundes Kalb läßt den Kopf nicht herunterhängen, sondern hebt ihn in die Höhe, und will aufspringen: Ein Beweis, daß es gesund am Herzen, an Lunge und Leber ist. Läßt es aber den Kopf von der Bank herunterhängen,

gen, so ist es mit dem Eingeweide, als Lunge und Leber, nicht richtig, oder es hat ein welkes Herz, das sich auch bei dem Schlachten zeiget, und man wird ein solches Kalb, das den Kopf herunterhängen läßt, höchstens ein oder zwey Jahre ziehen, und es endlich doch einbüssen. Dieses kann ich aus eigner Erfahrung versichern.

---

6) Will ich hier zum Besten meiner Mitmenschen ein Mittel wider den kriechenden und fliegenden Wurm im Getraide bekannt machen; denn, wer je mit der Oekonomie beschäftiget war, wird es empfunden haben, welch grossen Schaden der kriechende und fliegende Wurm bei dem Getraide verursachte. Eben daher war man schon lange auf Mittel bedacht, diesem so schädlichen Uibel zu steuren, und selbes von allen Getraidkästen oder Speichern zu verdrängen; allein man war noch nie so glücklich, ein Mittel ausfindig zu machen, das der gehoften Wirkung ganz entsprach. Ich habe von einem alten Landwirthe folgende Mittel, die er Arcana probatissima nannte, und nur mir, als seinem besondern Freunde übergab, und mache sie hier zur nützlichen Anwendung bekannt;

Wider den kriechenden Wurm.

1) Hollunderblüthe auf Getraidhaufen gelegt, vertreibt die Würmer sehr gut, und man kann dieselbe sohin entweder fangen, oder aber sie verkriechen sich von selbst.

2) Man nimmt 1 ℔ langen, oder sogenannten spanischen Pfeffer, und 2 ℔ ungelöschten Kalk,

stößt

stößt beides sehr klein, vermischt sie, und säet dieselbe durch ein Haarsieb auf den Boden sehr dünn auf, schüttet sohin das Getreide darauf, und besäet den Ort, wo ehevor das Getreidaufschlagen war, ebenfalls mit dem obigen Pfeffer und Kalk. Wenn dieß geschehen, so wird das Getreide wieder auf den alten Ort aufgeschlagen, und von oben sehr dünn wieder mit obigem Pulver besäet. Man rühret nachher das Getreide wohl untereinander an verschiedenen Tägen öfters um, so verlieren sich nach und nach die Würmer, und kömmt keiner mehr darein.

3) Man nimmt grüne Haselnußschaalen (Hülsen), dörret sie, und stößt sie zu Pulver, setzet denselben halb soviel Saliter bei, und ein Drittel Kochsalz, stößt alles sehr fein, und verfährt sohin mit diesem Pulver auf obige Art.

4) Nimm türkischen Beifuß, Hollunderblüthe, färchene Asche, überall gleichviel, setze selben das Drittel von obiger Quantität an Pulver oder Salz bei, stosse diese Ingredienzien klein zu Pulver, siebe sie, und mache ebenfalls den Gebrauch davon, wie oben Nro. 2. beschrieben worden.

7) Hab ich eine sehr leichte Seifensiederey für jede eigene Haushaltung in Erfahrung gebracht.

In manchen Ländern macht fast jeder Landmann seine Seife selbst, die er in sein Haus zu brauchen nöthig hat, auf eine leichte, und nicht kostbare Art:

Man sammelt alle Knochen, die im Hause vorfallen, wovon die grössern durchgehauen werden müs-

müssen, in ein Faß oder Tonne, ingleichen sammelt man in ein besonderes Geschirr alle Speckschwarten, allen von Leuchtern abgängigen Talg (Unschlitt), allen Abschaum vom Fleische, alles, was an Töpfen, Schüsseln, Tellern, an Fett übrig bleibt; überhaupt alles, was sich sonst von Fettigkeiten, Oelen ꝛc. sammeln läßt.

Nun macht man eine Lauge. Hierzu nimmt man verhältnißmässig allemal 4 und ½ Schäffel Asche, und einen, und ein Achtel Schäffel ungelöschten Kalk; achtzig derlei Schäffel machen einen Last. Nachdem man viel oder wenig Last hat, nachdem wird viel oder wenig Lauge, nach diesem Verhältniß genommen. Man mischt solche Asche und Kalk durcheinander, legt solche auf Stroh in einen Bauchzuber, gießt kochend Wasser darüber her, rührt die Asche etwas durcheinander, läßt es ein paar Stunde stehen, zapft solche ein paarmal ab, und gießt alles wieder auf die Asche. Die Lauge muß so stark seyn, daß ein Ey darauf schwimmt, oder sie muß durch mehrere Zuthaten verstärkt werden, daher man anfänglich nicht zuviel Wasser nehmen muß.

Dann werden die Knochen in den Kessel gethan, und soviel Lauge darauf geschüttet, bis sie darüber hergeht. Der Kessel muß um die Hälfte voll gefüllet seyn, damit, wenn es steigt, keine Feuersgefahr zu befürchten ist; dieß wird langsam gekocht, und beständig langsam gerührt, damit sich nichts an den Kessel ansetzen kann. Man muß auch immer kalte Lauge bei der Hand haben, und während des Kochens die Fettigkeit abnehmen, und in ein anderes Geschirr gießen. Bemerkt man oben

keine Fettigkeit mehr, so nimmt man die Knochen heraus.

Nun kocht man auf die nämliche Art in der noch übrigen Knochenlauge, auch das gesammelte Fettwerk von Talg, Oelen rc. und rührts immer um, und wenn alles ausgekocht ist, so wird die Lauge durch einen feinen gelöcherten Durchschlag gelassen, und das zuerst abgenommene Fett dazu gethan.

Alles dies Fett wird nun zusammen von neuem zur Seife gekocht, wobei man immer Lauge im Vorrath haben muß, sowohl, wenn solche zugegossen werden muß, als auch, wenn es steigen sollte. Es ist nicht möglich, das Maaß der Lauge vorzuschreiben, da man über das Gewicht, und über die Menge des Fetts, das jeder vorräthig hat, nicht urtheilen kann, aber durch Erfahrung wird man sogleich gewahr, ob die Seife zu dünn, oder zu dick wird. Hat die Seife ohngefähr 6 Stunden langsam gekocht, daß sie anfängt dick zu werden, so thut man, nach der obengemeldten Proporzion, von Asche und Kalk etwa dreysig Hände voll vor und nach hinzu, und läßt sie noch eine Stunde kochen.

Die Probe, ob die Seife ihre rechte Art und Tüchtigkeit habe, ist diese: fällt von der Seife etwas auf einen Teller, und sie läßt sich, wenn sie kalt worden, noch schmierig anfühlen, so muß sie noch ferner kochen, bleibt aber nichts an den Fingern hängen, so ist sie gut. Alsdenn füllt man sie in glatte Gefässe, aber nicht zu dick, um hernach dieselbe in beliebige Stücke zerschneiden zu können. Man trocknet sie langsam im Schatten, an keinem warmen Orte. Sie läßt sich sehr lang auf-

aufbewahren, und ist zum Gebrauch alt besser, als frisch. Wegen allerhand dazu gebrauchten unreinen Fettigkeiten ist sie freilich nicht gar weiß, worauf es aber in der Haushaltung nicht so ankommt, wenn sie nur ihre Wirkung hat, und gute Dienste thut.

8) Hab ich auch einen Brandwein aus den Erdäpfeln zu brennen gelernt.

Man nimmt etwa 30 bis 35 Pfund Erdäpfel, wäscht solche fein, rein und sauber, und reibet sie auf einem Reibeisen samt der Haut. Oder man kann sie auch auf diese oder jene Art, in einem saubern Troge mit einem Stempel zermalmen. Alsdenn bringet man in das Faß, worinnen man diese Erdäpfelmasse ansetzen will, vier und sechzig Maaß siedendes Wasser. Solches läßt man so lange stehen, bis es sich soweit abgekühlet hat, daß man die Hand darinnen leiden kann. Hierauf schüttet man die geriebenen Erdäpfel hinein, und rührt alles wohl durcheinander. So läßt man es stehen, bis es sich noch mehr abgekühlt hat, und nur noch eine Milchwärme da ist. Alsdenn gieße man ein halbe Maaß recht gute Bier- oder Weinhefen dazu, und rühre alles noch mehr, und recht vollkommen untereinander, daß es recht durcheinander gemischt werde. Sodann bedecke man das Faß mit einem Deckel, und verkleistere und verstreiche alles sehr wohl mit Leimen. Am zweyten Tage kann man nachsehen, wie es mit der Gährung stehet; gewöhnlich, wenn sonst kein Fehler ist, gähret es da schon wohl; am dritten Tage noch mehr, am vierten wird es sich niedersetzen, und es werden

Bläschen erscheinen, als Anzeigen der vollkommensten Gährung. Alsdenn öffnet man das Faß, und schreitet, wie gewöhnlich, zum Brennen. Man wird aus diesen zwey Maaß Brandwein erhalten, der so gut ist, als der vom besten Getreide. Des lieblichern Geschmacks wegen kann man etwas wenig Aneis hinzusetzen. — Will man Getreide hinzusetzen, so verfahre man auf diese Art: Man nehme 24 Pfund Erdäpfel, und verfahre damit auf die vorhin angeführte Art, dazu nehme man 15 Pfund Haber, und lasse sich solchen auf der Mühle schroten. Diesen Haberschrott bringe man in das Ansatzfaß mit 10 Maaß heißen Wasser, und rühre es wohl um. Dann schütte man die geriebenen Erdäpfel hinzu, und fahre mit dem Umrühren so lange fort, bis alles wohl untereinander gemenget ist. Nach 2 Stunden gieße man wieder gegen 30 Maaß frisches Wasser zu, und wiederhole das Umrühren, bis sich alles untereinander wohl annimmt. Darauf gieße man eine halbe Maaß gute frische Bier- oder Weinhefen hinzu, und rühre alles noch einmal wohl um. Sehr wohl bedeckt und verkleistert läßt man nun diesen Ansatz bis den dritten oder vierten Tag in einer warmen Stube oder Kammer stehen. Sobald er sich setzt, und seine Gährungsbläschen sich einfinden, schreitet man ohne Aufschub zum Brennen, rühret im Kessel die Masse, ehe sie siedet, mit einem Stocke wohl zwey- oder dreymal herum, und kochet, wo möglich, alles auf Kohlen, um das Anbrennen zu verhüten, welches bei hellem Feuer sehr leicht erfolget. Anfangs darf überhaupt gar nicht sehr gefeuert werden, und ein langer Hals auf dem Brennkessel ist sehr zu empfehlen. Das Eichenholz ist das beste, wenn

man auch nur alte Stöcke und Wurzeln davon ausgraben sollte, die Flamme wird nie hoch, und brennt beständig gleich hin. Hieraus wird man 3 und ½ Maaß Brandwein erhalten.

Nach Gefallen kann man alles proporzionsweise vermehren. Der Satz, der im Kessel zurückbleibt, ist die beste Fütterung und Mästung für Schweine und das Rindvieh. Nur muß man es dem Rindvieh nach und nach auf kurz geschnittenes Stroh und Heu aufgießen. Den Schweinen aber giebt man es allein zu fressen, oder rührt es ihnen in das Trinken nach und nach ein.

9) Will ich hier den Schaden und Nutzen des wilden Senfs bekannt machen.

Der wilde Senf (sonst auch Hederich genannt, wiewohl man unter diesem Namen noch anderes Unkraut dieser Art begreift) ist dem Landmanne kein angenehmes Gewächse. Es wächst unter Winter- und Sommerfrüchten. Bei Winterfrüchten ist der Schaden nicht groß, weil der Senf, der zwischen ihnen wächst, theils den Winter über als ein eigentliches Sommergewächs zu Grunde geht, theils auch im Herbste noch ausgezogen, nnd dem Rindviehe und den Schaafen mit Nutzen gefüttert wird. Das letztere kann auch geschehen, wenn er unter den Sommerfrüchten wächst, wiewohl er diesen selber darum mehr schadet, weil er gewöhnlich erst in der Blüthe ausgejättet wird, wenn die andern Früchten schon eine gewisse Stärke erreicht, und ihre bisherige Nahrung mit dem Senf haben theilen müssen. Das Kraut kann noch jung, auch wie Kohl von Menschen verspeiset werden. Seine Blüthe

the ist den Bienen angenehm, und nahrreich. Der Saame kann statt des schwarzen Senfs gebraucht werden, wie dies in England Mode ist. Auch giebt er so gutes und reichliches Oel, als der Rebs; eben darum, weil er so ölreich ist, so erhält er sich, wenn er auch tiefer in die Erde kommt, als zu seinem Aufgehen erforderlich ist, einige Jahre, und trotzt dem Untergange und der Fäulniß, und eben deswegen ist er so schwer auszurotten; ihn durch tiefes Ackern, vorausgesetzt, daß man keinen fremden Boden herausbrächte, zu vergraben, wäre das natürlichste Mittel, seiner los zu werden. Die übrigen Arten giengen dann nicht mehr so tief. Allein, da dieses nicht immer statt finden kann, so muß man nur darauf denken, dieses Unkraut zu vermindern, und dadurch seinen Schaden zu hintertreiben. Man pflüge in dieser Absicht den Acker fleißig, und warte mit dieser Arbeit allemal solange, bis der Senf häufig genug wieder vorhanden ist. Man bestelle die Haber- und Gerstensaat nicht zu frühe, sondern warte, bis der Senf da ist; ackere ihn dann hinunter, und besäe den Acker. Zu dem Ende ist es noch besser, den Acker vor dem Winter zu stürzen, und zu beeggen, so kommt der Senf den nächsten Frühling desto bälder hervor. Will man mit der Gersten- und Habersaat solange warten, bis der Senf in die Blüthe geschossen ist, so hat man bei dem Hinunterackern desselben den wichtigen Vortheil, daß er statt des besten Düngers dienet, wenn er recht dicht gestanden ist.

Auch hat es seinen Nutzen, wenn man Haber oder Gerste, sollten sie auch schon Fingerlang seyn, mit der Egge überfährt; der Senf wird ausge-

rottet, und der Gerste und dem Haber schadet dieses Eggen nicht. Man hüte sich sonst noch, bei feuchter Witterung zu säen, denn diese hilft dem Wachsthume des Senfs auf. Will Jemand den wilden Senf als eine Oelpflanze besonders säen, so wird er in dem Masse wie der Reps behandelt: nur müssen wir hier den Rath beifügen, bei der Aerndte nicht zu warten, bis die Schotten gelb sind, sie springen vom Winde und Regen leicht von selbst auf, und man verliert mehr als die Hälfte Saamen. Er muß schlechterdings geschnitten werden, da die Schotten noch grün sind. Man läßt ihn sodann auf dem Acker liegen, bis er vergelbt ist, und die Körner braun sind. Das übrige Verfahren mit dem Einheimsen, Aufschütten, Trocknen, ist, wie bei dem Reps.

10) Ist auch sehr vortheilhaft, etwas von einer Färberey in der Haushaltung mit geringen Farben zu wissen.

Leinen Garn roth zu färben: Zu 1 Pfund Garn; laß es in lauem Wasser, darin 2 Loth zerstossener Allaun zergangen ist, 2 Stunde liegen; nimm 8 — 9 Loth Fernambuck, und eine gute Messerspitze voll gestossenen Salmiak, und laß das Garn im Wasser wohl sieden, und färben.

Leinen Garn blau zu färben: Nimm braune oder blaue Bresill, siede sie mit etwas zerstossenen Allaun und Grünspann in Laugen, und färbe das Garn.

Wollene Waare gut blau zu färben, in einer sehr guten kalten Küpe, die nicht übel riecht, und bald fertig ist: man löset in einem glasirten Hafen

1 Loth fein gepulverten Indig in 4 Loth starker Seifensiederlauge auf, welches in 24 Stunden geschehen, und daran zu erkennen ist, wenn der Indig in der Feuchtigkeit hängen bleibt, und sich verdicket. In ein anders Gefäß thut man 1 Loth gesiebten Kalk mit 8 Loth Wasser, und läßt es 1 Stund kochen, und seiget das Klare durch Neigung rein ab, daß nichts vom Bodensatz mitgehet. Hernach thut man in ein grosses Gefäß von Weidenholz 10 Pfund Wasser, gießt vorige beide Auflösungen hinein, rührts um, und läßt es stehen; in etlichen Stunden kommt die Farbe schön grün. Man kann diese Farbe mit 1½ Loth Vitriol, und verhältnißmässigen Kalk erfrischen.

Will man Seide damit färben, so muß solche vorher in genugsamer venezianischer Seife wohl gekocht, und hernach im Flußwasser ausgewaschen werden.

11) Will ich euch ein Mittel lehren, wie die Blüthen der Obstbäume bei gefährlichen und nachtheiligen Ost- und Nordwinden erhalten werden könnten;

Denn nichts ist den Obstbäumen, die manchmal im März schon anfangen zu blühen, in dieser ihrer Blüthe nachtheiliger, als wenn zu eben der Zeit, da sie im Flore stehen, ein strenger kalter Wind aus Morgen oder Mitternacht wehet. Denn zu geschweigen, daß dergleichen Winde gar leicht die schädlichsten Nachtfröste bewirken, so sind sie doch wenigstens von solcher gewaltig austrocknenden Kraft, daß durch sie den Blüthen aller Saft gleichsam wie ausgesogen wird, und diese Blüthen

darüber elend und ausgezehrt abfallen müssen. Das sicherste Mittel gegen dies Unglück ist folgendes: Man setze unter oder neben dem Blüthenbaum ein ofnes Gefäß mit Wasser, worein man etwas Salz wirft. Nach 24 Stunden nehme man dieses Wasser wieder weg, und setze frisches an dessen Stelle. Man wiederhole dieses solange, bis der Baum abgeblühet hat. Dieses Mittel ist durch die Erfahrung aller, welche es gebraucht haben, auf das herrlichste bestättiget worden. Wie kann aber, möchte hier mancher denken, dieses Wasser, das man nur so unter die Bäume hinstellt, und das die Blüthen nicht einmal berührt, das Austrocknen dieser letztern verhüten? Die Antwort ist leicht: Es dünstet nämlich alles Wasser gewaltig aus, diese seine feuchten Ausdünstungen ziehen sich am ganzen Baume sehr hoch hinauf, verbreiten sich ganz über seine Krone (und wärs auch der größte hochstämmige Baum) und geben eben die rechte subtille Feuchtung ab, welche sich für die gleichfalls subtille Blüthen äußerst gut schicket, und selbige nebst allen seinen Knospen und jungen Trieben des ganzen Baums, so wohlthätig durchzieht, daß sie so alles das reichlich wieder ersetzt bekommen, was jene zehrende Winde ihnen entziehen.

12) Ein ächtes Mittel wider die Motten, Flöhe und Wanzen, die oft so häufig in euren Gebäuden sich aufhalten, wird euch ebenfalls willkommen seyn.

Man nehme einen Theil Terpentinöl, und zwey Theile Weingeist, vermische beides wohl zusammen, und tunke eine Bürste oder Ruthe ein, um damit

das

das Geräthe, die Tapeten, Stühle, Decken und Bettstellen zu bestreichen. Bei dem Holzgeräthe muß man es auch in die Fugen und Ecken bringen. Der starke Geruch des Terpentins verursacht den Tod aller Motten, und das Zerplatzen ihrer Eyer; ja, kein anderes Insekt wird sich unterstehen, ihm zu nähern. Man vermischt den Weingeist mit dem Terpentin, um das Mittel zu verlängern, und die Bewegungen der Theilchen desto schneller zu machen.

Dieses Mittel muß eigentlich im April unternommen werden, als welches die Zeit ist, daß die Motteneyer von der neuen Wärme auskommen. Die Fenster, Thüren und Zugänge muß man wohl verwahren, damit der Geruch nicht so geschwind verfliege. Im August wird solches wiederholt.

Was die in den Kleiderschränken verwahrten Kleider und Tücher betrift, so muß man einen Bogen Papier mit dieser Arzney einfeuchten, oder altes wollenes Zeug damit tränken oder bestreichen, und zwischen einige Falten stecken. Ob es gleich nicht nöthig ist, in alle Falten etwas zu stecken, so ist es doch nöthig, mehrere zu nehmen, damit es hinreichend ist. Das Pelzwerk muß man lieber ganz in solch getränktes Papier einschlagen, und in jedem Aermel auch eins gesteckt werden.

Da man mit Terpentin Flecken ausmacht, so hat man nicht zu befürchten, daß es Flecken macht.

13)

13) Hier habt ihr auch ein nützliches Mittel, wie man sehr gute, und zum Eyerlegen fleißige Hühner ziehen kann.

Man unterlege den Tauben statt der ihrigen (wenn sie bereits über denselben zu sitzen anfangen) Hühnereyer, aber nicht mehr als zwey. Man muß aber auf die letzten Tage, wenn sie ausschlüpfen, aufmerksam seyn; denn die jungen Hühnlein laufen gleich vom Neste, und können von den Tauben nicht geäzt werden; deshalben mache man sie in Wolle ein, damit sie Wärme haben, und gebe ihnen das den jungen Hühnlein gewöhnliche Futter. Durch dies Mittel kann man schon im März junge Hühnlein haben, und diese Taubenhühner werden grösser, als die gewöhnlichen, imgleichen auch ihre Eyer.

14) Noch ein Geheimniß für die, welche Hühner haben.

Bei Neureith, auf den Lüttichischen Gränzen, befindet sich ein Mann, dessen Hühner so gut im Winter als im Sommer Eyer legen, die bis fünfthalb Loth wiegen, und wovon die meisten ein doppelt Gelbes haben. Man kann folgendes Mittel, dessen er sich bedieute, ohne Gefahr leicht versuchen. Er nimmt ein gleichgültiges Maaß Leinhülsen, worin kein Saamen mehr ist, dörrt sie in einem mässig warmen Ofen, läßt sie wie Korn dreschen, und schüttet sie in kochendes Wasser. Hernach vermischt er sie mit einer gleichen Menge Weitzenkleyen, die er wohl zusammenrührt, und thut eben so viel Eichelmehl dazu. Ist dies geschehen,

so gießt er viel Wasser dazu, mit diesem Teige füttert er seine Hühner, die ihn für seine Mühe mit Vortheil schadlos halten.

15) Nun will ich eine Anweisung geben, wie man ein Pferd um die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, füttern könne.

Leute, die vom Vater, Großvater und Urgroßvater gesehen haben, wie ein Pferd gefüttert wird, oder wie es gemeiniglich mit dem Sehen geht, ohne jemals bedacht zu haben, ob man die Fütterung nicht besser, und zugleich wohlfeiler einrichten könne, werden bei dieser Anweisung freilich den Kopf schütteln, aber Leute, die denken, werden anders dabei zu Werke gehen, sie werden eine Probe machen, und wenn diese behagt, ihren Vortheil daraus zu ziehen suchen.

Das das Brod besser füttert, als blosses rohes Korn, ist unstreitig ausgemacht. Dieser Satz beruhet nicht auf Erfahrung allein, sondern auf guten physikalischen Gründen, denn der Sauerteig, der zu dem schwarzen Brode genommen werden muß, hat die Eigenschaft, die Nahrungsmittel in dem Mehle so aufzulösen, daß es den Verdauungswerkzeugen leicht fällt, die besten Nahrungstheile abzusondern, und den Nutzen hervorzubringen, den man davon verlangt; da hingegen von dem gefressenen Korne, wenn es auch noch so sehr von dem Thiere beim Kauen zermalmet wird, viele Nahrungstheile unverdauet bleiben, und also ungenutzt verloren gehen. — Man lasse den für die Pferde bestimmten Haber zu Mehl mahlen, und mit vielem Sauerteige vermengt zu Brod backen, schneide also dassel-

dasselbe würfelweis unter den Häckerling, so wird man sehen, daß man mit der Hälfte zu Brod bereiteten Habers soweit kommt, als mit noch einmal soviel in Körnern. — Noch besser ists, wenn man mit diesem Brode Waitzenkleye anstatt des Häckerlings vermengt, alsdann hat man nicht nöthig, dem Pferde auch Heu zu geben; das Pferd wird sich recht gut dabei befinden, dies wird die Erfahrung bestättigen. Die Einwohner des nordlichen Schwedens bedienen sich alle dieses Brodes, und ersparen dabei eine Menge Getraide.

---

16) Ist es eine gar herrliche Sache in der Wirthschaft, wenn man alle benöthigten Arten Kräuter und Wurzelwerk lange aufzubehalten versteht; ich will zwey aus Erfahrung gesammelte leichte Mittel hievon bekannt machen. Das erste ist, daß man alles Wurzelkraut und Kartoffeln im Herbste in eine im Garten gemachte 4 Schuhe tiefe Grube einlegt. Man schüttet nämlich unten auf den Boden trocknen Sand, darauf legt man das Gemüse, und befestiget oben darüber Querstangen, und bedeckt sie mit Stroh; alsdann häuft man die aufgeworfene Erde wieder darauf. Dieses Mittels bedienen sich die Gärtner. Macht man nun, wenn die harten Fröste vorbei sind, eine solche Grube auf, so ist darin alles so frisch, als ob es erst vom Acker käme.

Das andere Mittel ist, daß man alle und jede Art von Gemüße trocknen kann, wie das Obst, und wie an manchen Orten schon diese und jene Gemüßart getrocknet wird. Man muß es nur so zu machen wissen, daß sie den Geschmack nicht verlieren,

lieren, welches auf folgende Weise geschiehet: Man reiniget und putzt das Kraut oder Wurzelwerk, schneidet es so zurecht, wie zum Kochen, und wascht es recht rein mit Wasser ab; dann breitet man es auf Siebe, oder reine ausgespannte Leinwand, oder auf Bretter aus, und wendet es fleißig, damit alles Wasser davon ablaufe. Nachdem es auf diese Art zum Trocknen vorbereitet worden, setzt man es in Siebe, oder auf Brettern dünn ausgebreitet, auf den warmen Backofen, oder nahe an denselben. Man kann es auch in den Backofen schütten, wenn man abgebacken hat, und der Ofen nicht mehr heiß, sondern nur mässig warm ist. Das meiste kommt darauf an, daß man die Blätter, oder die geschnittenen Wurzeln fleißig umwende; man trocknet sie aber so lange, bis die Stängel leicht zerbrechen, wenn man sie biegt, und bis man die Blätter zwischen den Fingern zu Pulver reiben kann. Darauf bringt man sie in einen Keller, oder an einen andern mässig feuchten Ort so lange, bis sie sich wieder zusammendrücken lassen, ohne zu zerbrechen. Nun macht man runde Dutten oder Kartusen von Papier, wie die Tobackspakete, und stampft die Blätter oder Wurzelschnitten fest hinein mit einem hölzernen Stößel. Wenn es an Papier fehlt, kann man Dutten von Baumrinde machen, oder kleine hölzerne Gefäße dazu nehmen. An einem trocknen Orte hält sich nun solches Gemüße Jahre lang gut. Will man davon kochen, so nimmt man auf die Person etwa 1 Loth oder darüber, brüht es mit kochendem Wasser an, und läßt es ein paarmal damit aufkochen; alsdenn gießt man es ab, und gießt Fleischbrühe daran, oder anderes siedendes Wasser, und verfährt damit, wie mit frischen Gewächsen.

wächsen. Auf diese Art lassen sich alle Arten von Kohl, auch der gehackte Sauerkohl, und die sauern Gurken oder Kukumern, trocknen, welches beides aber eben in der stärksten Säure seyn muß. Möhren oder gelbe Rüben, auch weiße Rüben, Sellerie, und andere Wurzeln werden in dünne Scheiben geschnitten, und diese kann man auch an Fadenschnüren, und hinter dem Kachelofen in der Stube dörren, wenn nur alles reinlich gehalten wird. Grüne Erbsen und Bohnen müssen noch jung seyn, wenn man sie trocknet; und wenn man diese in den Dutten preßt, kann man zugleich gedörrte Petersilien dazwischen packen. Der größte Vortheil von dieser Art zu trocknen ist nun, daß die Sachen hübsch reinlich und appetitlich bleiben, und sich länger halten. Daher man sich dessen vorzüglich bedient, die Schiffe zu weiten Seereisen damit zu versorgen. Dem Bürger= und Bauersmann wird es aber auch wohl schmecken, wenn er sich dadurch ein gutes Stück Essen auf das Frühjahr, und auf die erste Hälfte des Sommers, ehe ihm frische Gemüse zuwachsen, bereitet.

---

17) **Gelbe Wurzeln oder gelbe Rüben** (Möhren werden in vielen Ländern und Gegenden als ein wichtiges Stück in der Haushaltung und Landwirthschaft angesehen, und man findet grosse Felder damit angesäet; an andern Orten kennet man sie nicht weiter, als eine Gartenfrucht, und man bestimmet ihnen ein kleines Plätzchen im Garten, um nothdürftigerweise so viel zu bauen, als man zum Essen gebraucht, und nur blos der Abfall gehöret für das Vieh. Ist es Unwissenheit

oder

oder Nachläßigkeit, daß man so wenig auf seinen Vortheil gedenket. Indessen ist es doch wirklich sonderbar, daß in vielen Beschreibungen der Landwirthschaft und Bestellung der Felder dergleichen nicht gedacht wird. Immer heißt es nur in Ansehung solcher Bestellungsarten: Waitzen, Rocken, Buchwaitzen, Bohnen, Erbsen oder Wicken, nie aber findet man abwechselnd auch Wurzeln, und doch sind solche eine so sehr nützliche Frucht, daß man den Anbau derselben nicht genug empfehlen kann. Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieser Aufsatz etwas dazu beitragen möchte, manchen nachläßigen Landmann aus dem Schlafe zu erwecken, und ihm Gelegenheit zu geben, diese Frucht zu seinem unläugbaren Nutzen im Grossen anzuziehen.

Was die Zeit der Aussaat des Wurzelsaamens anbelanget, so ist solche der Frühling, sobald man in die Erde kommen kann. Das beste Land dazu ist dasjenige, auf welchem das Jahr vorher Hanf oder Flachs gestanden ist; im Garten nimmt man dasjenige, worauf vorher weißer Kohl, Kabus oder eine andere Sorte Kohl oder Stangenbohnen gewachsen ist. Das Land dazu muß im Herbste tief umgegraben, so wie auch das Feldland, alsdenn tief umgepflüget werden; diese Arbeit wiederholet man auf dem Felde im Frühjahre, und pflüget es nicht allein so tief um, als möglich ist, sondern auch zusammen und so hoch auf, als man immer kann, dadurch gewinnt man tiefes lockeres Erdreich, und verursachet, daß die Wurzeln tief gehen können. Alsdenn überzieht man das Land mit einer Egge, und läßt es einige Täge liegen, daß es sich etwas lagere. Darauf säet man den Saamen aus, bringet ihn im Garten mit der Harke, im Felde

aber mit der Egge ein. Alsdenn schlägt man im Garten das Land mit einem Brett zu, das Feld aber überziehet man mit einer grossen Walze, und läßt es also liegen, bis der Saamen aufgegangen ist.

Vor dem Ausstreuen des Saamens aber muß derselbe wohl durchgerieben werden, damit sich die vielen Stacheln, womit der Saame besetzt ist, ablösen mögen; würde man dieses versäumen, so könnte man den Saamen nicht daneben aussäen, indem er gar zu sehr aneinander hänget, und also klumpsweise einfallen würde. Ist aber der Saame nicht trocken, oder verrichtet man das Abreiben bei feuchter Witterung, so ist die Arbeit vergebens, und die Stacheln bleiben sitzen. Man muß daher den Saamen in einem Tuche ausbreiten, und fleißig umrühren, damit er recht trockne, und alsdenn fleißig abreiben. Darauf wird er in einer Mulde gestäubt und gereiniget, und an einem luftigen Orte bis zur Aussaat aufbewahret.

Bei der Aussaat muß man sich hüten, daß man nicht zuviel säe. Es gehöret ein besonderer Handgrif dazu, den man nur durch Uibung erlernen kann. Auf einen ganzen Morgen sind zwey Pfund völlig zureichend. Je dünner die Wurzeln stehen, desto besser ist es, und desto größer werden sie. Am besten ist es, daß eine jede Wurzel 6 Zoll voneinander entfernt stehe. Weil aber bei aller angewandten Sorgfalt sie doch oftmals noch zu dick stehen, so kann man solches nachmals beim Ausjäten des Unkrauts verbessern. Die Wurzeln dürfen nicht im Unkraute stehen; wenn sie daher das dritte krause Blatt bekommen haben, und man sie völlig vom Unkraute unterscheiden kann, so

wer-

werden sie vom Unkraute gereiniget, und bei dieser Gelegenheit alle so dick stehenden Wurzeln ausgezogen. Im September oder Oktober, nachdem die Jahrszeit, und das Kraut gelb wird, ist es Zeit, sie auszunehmen; vorher aber noch kann man sie gut zur Fütterung fürs Vieh gebrauchen, wenn man einige Täge vor dem Ausnehmen derselben ihr Kraut abmähet. Das Ausnehmen der Wurzeln erfordert viel Zeit und fleißige Hände. Einige erleichtern sich diese Arbeit dadurch, daß sie solche auspflügen. Man gewinnt zwar auf der einen Seite viel dadurch, auf der andern Seite aber verlieret man, indem viele Wurzeln durch den Pflug durchgeschnitten werden, und vieles dadurch im Lande zurückbleibet. Weil man nun die Mäuse dadurch herbei locket, und also der folgenden Saat Nachtheil verursachen kann, so ist solches nicht anzurathen.

Diese Wurzeln nun haben einen sehr grossen Nutzen, und dienen in der Haushaltung zur Speise der Menschen, aber vornehmlich braucht sie der Landwirth auch zum Mästen des Viehes. Ochsen und Schweine werden fett darnach, wenn man sie ihnen gekocht, aber mit etwas Gerste, jenen aber mit etwas Heu oder Haber und Bohnenschrott vermenget giebt. Bei den Kühen vermehren sie die Milch, welche man ihnen im Winter und Frühjahre giebt, da ihnen kein anderes grünes Futter gegeben werden kann. Die Milch und Butter bekommen davon einen guten Geschmack, diese aber eine schöne Farbe, als wenn sie auf Gras giengen. Auch bei verschiedenen Krankheiten der Pferde sind sie ein dienliches Mittel, und wenn man sie den Gänsen, ehe sie zum Mästen aufgesetzt werden,

fein zerstossen giebt, so setzen solche gut Fleisch darnach an.

Man bereitet auch aus den frisch ausgenommenen Wurzeln einen guten Syrup, dessen man sich zum Versüßen bei vielen Speisen bedienen kann. Vielleicht ist es vielen Lesern nicht entgegen, wenn man sie mit der Zubereitung desselben bekannt macht; man nimmt dazu:

1) Lauter gute Wurzeln, die keine Rostflecke haben, damit der daraus zu verfertigende Syrup keinen üblen Geschmack bekomme.

2) Schneidet man das Kraut mit einer kleinen Scheibe von der Wurzel ab, und wäscht solche alsdenn einigemal im Wasser rein ab.

3) Darauf zerschneidet man sie in lauter kleine Stücke, oder zerstößt sie auch mit einem Eisen in einem Eimer.

4) Bringet sie darauf in einen reinen Kessel, und gießet so viel Brunnenwasser darauf, daß es eine Handhoch über den Wurzeln stehet; alsdenn bringet man solchen zum Feuer, und läßt sie so lange kochen, bis sie recht mürbe geworden sind, welches in einer Zeit von 10 bis 12 Stunden zu geschehen pflegt; bei diesem Kochen aber muß man dahin sehen, daß sie zwar beständig, aber nie zu stark, sondern nur gelinde kochen, und sich am Kessel nicht ansetzen, oder nicht anbrennen mögen. Darauf nimmt man

5) diese also gekochten Wurzeln aus dem Kessel, und schüttet sie samt dem Wasser auf ein leinen Tuch, das über ein Gefäß ausgebreitet worden, damit der Saft ablaufen könne; das zurückbleibende grobe Wesen wird darauf gleichfalls ausgerungen, damit auf solche Art aller Saft heraus-

kommen möge. Das im Tuch Zurückgebliebene dienet noch immer zu einem Futter für Rindvieh, Schweine und Gänse.

6) Wird dieser durchgelaufene und ausgedrückte Saft aus dem Gefäße genommen, und wieder in den Kessel gebracht, und bei einem gelinden Feuer unter beständigem Umrühren noch solange gekocht, bis er die Dicke eines Syrups bekommen hat, und man ihn mit einem Löffel wie Fäden in die Höhe ziehen kann. Würde man zuviel Feuer brauchen, so würde der Syrup sich leicht an den Kessel setzen, und brandig werden. Diesen Syrup thut man darauf

7) in reine steinerne oder andere glasürte Töpfe, oder in Gläser, verbindet sie mit einer Blase, oder in Ermanglung derselben mit Papier, und hebt solche an einem sichern Orte zum beliebigen Gebrauche auf. Er hält sich mehrere Jahre sehr gut. Sollte er aber

8) etwas kahmicht werden, welches wohl geschehen kann, wenn er nicht dick genug gekocht ist, so nimmt man mit einem Löffel das Kahmichte weg, gießt den Saft aufs neue in den Kessel, und läßt ihn auf schon erwähnte Art so lange kochen, bis er recht dick geworden.

Man kann die gelben Wurzeln den ganzen Winter hindurch erhalten, bis man längst wieder junge Wurzeln hat, nur muß man sie vor dem Froste schützen. Das geschieht nun entweder dadurch, daß man sie in Keller und Gewölbe bringet, oder auch in Gruben verwahret, die man in den Gärten selbst macht.

Die Keller und Gewölbe müssen trocken seyn, und kein Wasser einlassen; man schneidet von den aus-

ausgegrabenen Wurzeln das Kraut samt einer kleinen Scheibe von den Wurzeln ab, damit sie nicht auswachsen mögen. Darauf bringet man sie in den Keller, und werden an einer Kellerwand immer eine über die andere gelegt, so daß die Wurzeln eine Wand auszumachen scheinen. Es ist nicht gut, Erde oder Sand dazwischen zu legen, denn die solches thun, finden gemeiniglich, daß ihre Wurzeln faulen. Auf diese Art kann man in einem kleinen Raume eine Menge Wurzeln verpacken, und zum wirthschaftlichen Gebrauch aufbewahren. Sorget man nur dafür, daß die Keller oder Gewölbe bei grosser Kälte wohl bewahret werden, so behalten sie ihren Geschmack, und bleiben gut. Oder man kann die Wurzeln auch in Gruben erhalten, die in freier Luft gemacht werden. Die Gruben macht man von beliebiger Größe, nur nicht zu groß, und lieber mehrere. Drey bis vier Fuß breit und tief, ist groß genug. In solche legt man nun die Wurzeln, aber mit dem Unterschiede, daß man von ihnen nicht, wie bei denen im Keller aufbewahrten zu geschehen pflegt, die ganze Krone, sondern nur das Kraut auf einen Zoll breit abschneidet; auch werden sie nicht schichtweise hineingelegt, sondern nur korbweise hineingeschüttet, und nur blos mit den Händen etwas eben gelegt. Ist die Grube soweit angefüllt, daß etwa noch ein Fuß daran fehlt, so legt man die obere Lage dergestalt, daß eine Wurzel an der andern liege, und gleichsam für die übrigen eine Decke mache, wodurch dann verhindert wird, daß die Erde, die nun wieder darüber gebracht wird, nicht zu sehr zwischen die Wurzeln falle. Nun wird die Erde wieder darauf gebracht, so, daß sie allenthalben gleich hoch darüber zu liegen

gen komme, und einen Fuß höher, als der übrige Boden liege, dadurch hält man den Frost von der Grube ab; sie erhalten sich darinnen ohne weitere Bedeckung ganz wohl, und bleiben bis im Frühjahre völlig gut.

Es ist nöthig, daß man mehrer kleinere Gruben mache, indem zur Winterszeit, wenn eine Grube aufgebrochen wird, der ganze Vorrath herausgenommen werden muß. Wie viele Gruben man aber machen müsse, das hänget von der Anzahl der Wurzeln, theils aber auch von der Einrichtung der Haushaltung ab, darnach man seine Einrichtung treffen muß.

Durch den Anbau der Wurzeln wird eine Menge Korn erspáret, und besonders können sie in Mißjahren dem Landmanne sehr zu Hilfe kommen. Aus dieser Ursache wäre zu wünschen, daß man die Sache gehörig überlegen, und seinen eigenen Vortheil mehr beherzigen möge.

---

18) Will ich euch den grossen Nutzen der Königskerzen oder des Wullkrauts, die auf den Landstrassen und Brachfeldern so häufig wachsen, und gewöhnlich von den Landleuten verachtet und vernachläßiget werden, bekannt machen. Diese Königskerzen oder Wullkraut sind:

1. Ein sicheres Mittel die Ratten und Mäuse auf lange Zeit aus den Stuben und Getraideböden zu entfernen. Dieses geschiehet, wenn man in alle Winkel und Ecken der Kammern, Böden, Fruchtbehältnisse, auch wohl um und auf dem Getraide selbst auf den Kornschüttböden, diese Pflanze mit Wurzelstängel und Blüthe, so wie man sie aus der

Erde gräbt, leget, die anklebende Erde aber an den Wurzeln genau untersuchet und abschüttelt, damit nicht anderes Ungeziefer und Unrath dahin gebracht wird. Es verlaufen sich nicht nur davon die Ratten und Mäuse, und begeben sich in die benachbarten Häuser und Wohnungen und Scheunen, sondern man bemerkt auch in vielen Jahren keine derselben, wenn mit Austheilung der Pflanzen von Zeit zu Zeit fortgefahren wird. Bei dem Abladen, Aufschichten des Getraides lege man zwischen jede Schicht oder Lage, besonders an den Orten, wo die vollen auf zu liegen kommen, ein Dutzend oder mehrere Königskerzen, und man kann sich gewiß versprechen, daß es die Mäuse unangetastet lassen, und auswandern. Einem jeden Haus- und Landwirthe ist es ohnedem unbenommen, die ihm zugetriebenen und ungebetenen Gäste durch gleiche Vorsorge weiter zu schaffen, so daß, wenn sie nirgends ihre Rechnung finden, sie endlich ganz von dannen ziehen; es ist aber auch

2. dieses vortrefliche Gewächs ein Mittel wider den Ausschlag bei Menschen und Vieh. Man sammelt einen grossen Korb voll, schüttet solche in einen Kessel mit Wasser, läßt sie nach einigen Stunden lang zugedeckt stark kochen, und wäscht mit diesem Wasser, wenn man es jedesmal hat laulicht werden lassen, den schadhaften Ort täglich dreymal. Dieses Wasser wurde in dem siebenjährigen Kriege in den Preusischen Feldlazarethen mit vielem Nutzen bei Ausschlägen aller Arten angewendet, und die Königskerzen oder das Wullkraut in ganzen Fudern eingesammelt und aufgeschüttet. Bei den Pferden, Rind- Schaaf- und anderm Viehe kann man sogleich beim Abkochen einen halben Vierting Salz

und

und einen guten Theil Asche dazu schütten, so wird das Mittel um vieles schärfer, und der Ausschlag heilet geschwinder ab.

Endlich muß ich auch noch anzeigen, wie aus faulem Obste vortreflicher Essig zu machen ist.

Es ist unstreitig eins der schönsten ökonomischen Stücke, etwas zu vorzüglichen Nutzen zu bringen, das man lange als ganz unnütz verdorben, und unbrauchbar weggeworfen hat. Und darunter ist gewißlich auch die Anordnung des ganz verfaulten Obstes zu einem guten Essig. Ohne selbst gemachte Probe werden wenige glauben, daß das faule Obst, Aepfel und Birne, nicht nur einen sehr guten, sondern auch sogar vorzüglichern Essig giebt, als von frischen gesunden gekelterten Obste; überdies in größerer Menge, als eine gleiche Anzahl der letztern, und in weit kürzerer Zeit.

Allein, man wird alles das bei selbst angestellter Probe vollkommen gegründet finden; und wer wird dieses nicht versuchen, da es nichts kostet, und nur eine solche Frucht dazu genommen wird, die verdorben scheint, und sonst nicht genutzt werden kann. Solche Proben macht man ja gerne. Ja man wird überzeugt werden, daß alsdenn die meisten dasjenige Obst, welches sie zum Essigmachen besonders bestimmen, lieber werden faulen lassen, als frisch und gut keltern.

Es sind wenige Haushaltungen, wo nicht etwas Obst über Winter gehalten wird. Dabei gibt es immer von Zeit zu Zeit einigen Abgang an faulem und anbrüchigen. Man sammle es den ganzen Winter über, werfe alles zusammen in ein aufge-

schlagenes Faß, das nicht rinnt, und stelle es im Keller zu einem Aepfelherde; außerhalb desselben könnte es leicht im Winter zusammenfrieren, das der Massa zum Essig äußerst nachtheilig wäre. Man kann auch alle Schaalen und übrigen Abgang von Obst, das gekocht, geschnitzt oder sonst verbraucht wird, dazu werfen, wenn man nicht über Winter Schweine hält; im Frühjahre aber, oder wann es der Hauswirth für dienlich achtet, wende er's zu seinem Hausessig auf folgende Weise an.

Man schüttet das faule Obst, Aepfel und Birne, untereinander auf die Kelter, zerdrückt mit der Hand, was noch ganz ist, welches aber noch füglicher geschehen kann, so oft man das Obst aussucht, und in das Faulfaß wirft, und keltert es ab. Es lauft hell herunter, und der Geschmack des faulen Obstmostes ist süß und zur Verwunderung gut, ausgenommen, der faulende Gestank, von dem man anfänglich glaubte, er würde dem Essig anhängen, und wenigstens etwas bleiben. Aber nicht das mindeste. — Ob nun schon der Most ganz hell ist, so läßt man ihn dennoch zwey oder drey Täge in der Butte oder in einem aufgeschlagenen Faße stehen, da sich denn alles, was etwa vom faulenden Mark mit abgeloffen ist, oben hinsetzt, nicht zwar als Weingährung, denn diese ist schon längst an den Aepfeln vorgegangen, aber die Essiggährung behielt es noch, sondern weil dieses schaumige Mark leichter ist, als der Most, so begiebt es sich nach und nach auf die Oberfläche. Dieses nimmt man weg, und schüttet den Most in ein Essiggefäß. — Wer ein Faß in eine temperirte oder warme Stube legt, wird in vier bis fünf Wochen einen brauchbaren guten Essig, der

be=

bereits eine fingerdicke Mutter gezogen hat, weiterhin aber einen solchen Essig an ihm finden, der die stärkste Säure, den angenehmsten Essiggeschmack ohne das mindeste fauligte, und eine viel schönere dunkle Farbe, als derjenige Essig, der vor Jahr und Tagen aus dem frisch gekelterten Obste mit mehreren Umständen und Mühe bereitet worden. Denn ein Faß faules Obst giebt gerade noch einmal soviel reinen Most zu Essig, wie ich auf das pünktlichste die Probe gemacht, als sonst frisches Obst, wozu noch kommt, daß dieser mehr als noch einmal soviel zehrt, bis er sauer wird, als jener vom faulen Obste, weil letzterer in viel kürzerer Zeit seine Essigsäure erlangt. Freilich setzt sich das faule Obst sehr aufeinander, und macht nicht so viel leeren Raum, als frische Aepfel wegen ihrer Rundung; allein es beträgt nicht viel, daß der Ertrag gleich stünde. Wie leicht kann sich nicht der Landmann auf diese Weise seinen benöthigten guten Essig bereiten! Zu dem braucht er auch das in der Kelter zurückgebliebene ausgepreßte faule Obst nicht als unbrauchbar wegzuwerfen. Er kann es seinen Schweinen bereiten, mit untermengter angebrühter Kleye, welches Futter sie nicht ausschlagen.

Ganz vergnügt über den braven Fleißig schied die Gesellschaft für diesmal voneinander.

Zwölfte Zusammenkunft.

Nachdem auch der Müller Ignatz versprochen hatte, sein Scherflein mit beizutragen, so machte er heute den Anfang damit, daß er seine Erfahrungen über die in den meisten Mühlen noch obwaltenden Mißbräuche bekannt machte, und auf folgende Art aufdeckte:

1) Die Mißbräuche und Bevortheilungen betreffend, so geschehen solche

a) Theils durch vieler Müller Unwissenheit, und

b) Daß sie das Müllerhandwerk nicht verstehen, und gründlich erlernet haben,

c) Theils aber aus Bosheit und Eigennutz.

Nun ist zwar den Müllern erlaubt, für das Getraidemahlen, statt des Lohns, von jedem Scheffel, es mag das Getraid seyn, von welcher Art es will, entweder den 16ten, den 18ten, oder den 20ten Theil, nachdem es eingeführt ist, zu mezen. Daher in den mehresten Mühlen sich eine Meze befindet, welche von einem Scheffel zu mezen eingerichtet ist. Da sich nun viele arme Leute mit unter den Mahlgästen befinden, die auf einmal nicht mehr, als einen halben Scheffel, auch wohl nur ein Viertel mahlen, so wird dennoch mit der Scheffelmeze gemezet, welches gar sehr nachtheilig ist, weil ein gewissenloser Müller oder Pursche nicht zu wenig mezen wird, auch keine Gewißheit seyn kann, in einer Scheffelmeze von einem halben Scheffel, oder ein Viertel Scheffel

zu

zu mezen; folglich leidet der arme Mahlgast dadurch den ersten Schaden.

2) Findet man in vielen Mühlen, daß die Mezen, nach Vorschrift höchster Landesgesetze, nicht gestempelt sind, und wenn in einer Mühle Untersuchung sollte angestellt werden, so würden viele unrichtige Mezen sich auffinden. Die meisten Mühlmezen sind ohne eiserne Ringe, und ohne dergleichen Kreuze von Kupfer. An verschiedenen solchen Mezen sieht man auch, daß daran geklopfet und gehämmert ist. Wo dieses sich findet, ist die sichere Vermuthung, daß solches Hämmern und Klopfen zu des Müllers Nutzen geschehen, und mehr ausgetrieben und vergrößert worden. Ja, man trift sogar hölzerne Mühlmezen an, die nicht gestempelt sind; woraus zu vermuthen, daß solche der Müller selbst nach Gutdünken habe machen lassen.

3) Sind auch die Mühlläufte oder Zarchen, welche um die Mühlsteine gehen, und da herum seyn müssen, meistens mehr zu des Mühlgastes Schaden, als nach der Mahlordnung eingerichtet, indem viele darunter theils nicht egal, und theils auch zu weit seyn. Die nun nicht völlig rund sind, in solchen verfängt sich der Wind, und dieses verursachet außerordentliches Stäuben; die aber zu weit sind, in diesen bleibet viel von des Mahlgastes Schrott und Mehl, und stauben auch zu sehr. Hierdurch verliert auch der Mahlgast ein Beträchtliches, besonders wenn die Mühlsteine frisch geschärfet seyn, welches doch sehr oft geschieht. Zwischen dem Mühlsteine und Laufe befindet sich allezeit das sogenannte Futter, welches aus kleinem Mahl und Schrott besteht, und ist jedoch zur Zeit noch ein

ungewisses Maaß. Denn je weiter der Lauf, und je höher der Bodenstein ist, desto mehr gehet hinein, und nach Proporzion 2, 3, 4, 6 bis 8 Mezen, auch in manchen Mühlen wohl noch mehr. So oft nun eine Mühle geschärft wird (welches, wie oben gedacht, oft mit Fleiß geschieht), so oft wird dieses Futter herausgethan. Und wenn die Schärfung geschehen, so soll dieses Futter, ehe der Mühlgast sein Getraide zu mahlen aufschüttet, wieder gänzlich hinein gemahlen werden. Allein, die mehresten Müller nehmen zuvor, wo nicht ganz, doch das beste Mehl oder Schrott vom Futter, und thun an dessen statt lockere Kleyen, auch wohl gar Gerstenspalten hinein.

Wenn nun der Mahlgast sein Getraide zu mahlen darauf bringet, so setzen sich hernach die lockeren Kleyen oder Gerstenspalten zusammen, und auf diese setzt sich wiederum von jedem Mahlgaste seinem Getraide, der eine solche geschärfte Mühle bekömmt, ein auch zwey Mezen, und mehreres vom besten Schrott und Mehl. Ja, es kann, wenn ein Müller gewissenlos handeln, und eine solche Mühle nach Gelegenheit ein Viertel und darüber verlieret, dergestalt, daß dieser Verlust mehr beträgt, als er schon Mezen gegeben.

4) Befinden sich in vielen Mühlen Staubböden, die nicht nach der Ordnung angelegt sind; diese besaget: daß die Staubböden 3 Ellen von den Gußen oder Rümpfen abstehen sollen. Es gibt aber verschiedene, die ganz am Guße, oder nur ein Viertel, oder eine halbe Elle davon gebauet sind, welches allerdings auch einen Nachtheil für den Mahlgast machet.

5) Sind die gehörigen Büchsen, welche in den Löchern der Bodensteine sich befinden, und worinnen

das

das Mühleisen und hölzernen Büchsen, der Schrott des Getraides hindurch in die Kampgrube fällt, wo der Mahlgast gänzlich darum kommt.

6) So ist es auch mit den Beutelkästen; denn wenn selbe nicht gehörig verwahret sind, so kann das Mehl ohne Anstoß herausfliegen.

7) In vielen Mühlen sind die Fußböden und Mühlengerüste so zerbrochen, daß, wenn Jemand Getraid oder Mehl verschüttet, man nicht im Stande ist, solches gehörig wieder zusammen zu kehren.

8) Findet man auch in verschiedenen Mühlen zuviel unnöthige Thüren und Fenster. Daher durch den Zug der Luft vieles Stauben, und zwar dergestalt verursachet wird, daß das Mehl vielmal wie ein Nebel zu den Thüren herausflieget. Wie denn auch durch die zuvielen Thüren, und durch unvermuthete Zugänge gar vieles leicht verschleppt und verpraktizirt werden kann.

9) Nicht weniger trift man in vielen Mühlen sehr schlechte Mühlbeutel, sowohl vom dünnen als groben Beuteltuche, an, und wenn das Getraide noch so gut und würdig, der Beutel aber nicht gut ist, so wird doch kein gutes Mehl, weil solchenfalls die Kleye mit dem Mehl zugleich durch den Beutel fährt.

10) Ferner geschieht es vielmal, entweder aus Nachläßigkeit, oder aus Unwissenheit der Müller, daß beide Mühlsteine nicht recht zugleich zusammen gehen, sondern sie mahlen nur auf eine Seite, oder auf die Hälfte zusammen, wodurch das beste Getraide zu Schanden gemahlen wird. Denn auf derjenigen Seite, wo beide Steine zusammentreffen, da wird das Getraide auf einmal zerquetscht, vermatscht und verbrannt; da hingegen auf der andern

Sei-

Seite das Getraide ganz unberührt durchfährt. Und wenn das Getraide noch so gut ist, und die Mühlsteine sind nicht recht akkurat zusammengerichtet, so wird doch kein gutes Mehl, sondern es wird roth, auch an Maaß nicht soviel, als es werden könnte, und ist eben so, als wenn es den Mühlgästen gestohlen würde. Wie denn auch auf solchen schlecht zu- und zusammengerichteten Mühlen nicht soviel verfertiget werden kann, als wenn alles gut und wohl zusammenpaßt.

11) Daher kommt es, wenn die Mühlen nicht gehörig und akkurat zusammengerichtet sind, daß bei geringerm Wasser das Publikum besonders Mangel an Mehl leidet, und vielmal das beste Getraide für die Menschen eben so, wie für das Vieh, nur geschrotten werden kann.

Diesen entdeckten Mängeln, Fehlern und Gebrechen könnte durch einige verständige und einsichtsvolle Männer, die das Müllerhandwerk gründlich erlernet haben, aber nicht mehr treiben, mehrentheils abgeholfen, und den Bevortheilungen Einhalt gethan werden, wenn man in jedem Kreise einem oder mehreren solchen Männern die Inspekzion darüber gebe, und gnädigst anzubefehlen geruhete, die Mühlen, im Beiseyn der Gerichtspersonen, oft und unverhoft zu untersuchen, und das Befinden der Gebrechen in den Aemtern und bei der Obrigkeit anzuzeigen, damit solche Verbrechen bestraft und abgestellet würden. Bei Visitazionen der Mühlen würde sich vielleicht noch mehrers finden, was hier gar nicht berechnet ist.

Es

Es ist zwar schon im ersten Bande dieses Büchleins unter Nro. 1. die Anweisung gegeben worden, was bei dem Brodbacken zu beobachten ist, dem ungeachtet bin ich doch noch auf einen ganz besondern Vortheil beim Brodbacken gekommen, den ich hier mittheilen will:

Wenn man gutes und schönes Brod haben will, so versteht es sich von selbst, daß man auch gutes und schönes Mehl dazu nehmen, und auch mit dem Säuern, Knäten und Backen gut umzugehen wissen müsse. Aber wenn man auch alles dieses genau beobachtet; erhält man doch oft kein so gutes, lockeres und schmackhaftes Brod, wie man allemal erhält, wenn man auf folgende Art verfährt: Man nimmt gutes trockenes Mehl, und säuert es in erforderlicher Quantität des Gußes mit einem Theile lauen Wasser, und zwey Theilen Milch, wovon der Rahm schon abgeblasen ist, welche man unter das Wasser bestmöglichst einrühret, und verfährt sonst in allem übrigen gewöhnlichermassen. Auf diese Weise wird man ein so lockeres weises und schmackhafteres Brod bekommen, wie man sonst nie bekommt.

Man thut dabei wohl, noch zweyerley zu beobachten:

1tens. Das Brod geht am besten auf, wenn man gleich beim Einsäuern den vollen Ausguß gibt, so das man beim Knöten nicht erst wieder nachzugießen braucht.

2tens. Am besten thut man, wenn man auf einmal nicht mehr bäckt, als höchstens eine dreytägige Aufzehrung erfordert; denn sonst wird das Brod etwas sauer, und verliert den guten Geschmack. Indessen läßt sich solches Brod in einem

kleinen Backofen den zweyten oder dritten Tag sehr gut, und viel besser wieder aufbacken, als das ordinäre, weil die Rinde des Brods nicht so hart wird, das Innere des Brodes aber seine Lockerheit und Schmackhaftigkeit wieder erhält.

Weil ich einen geräumigen Platz und Wiese bei meiner Mühle habe, so pfleg ich auch viel Federvieh, besonders Enten und Gänse zu halten; da nun unter die jungen Gänse öfters das Sterben kommt, so hab ich ein Mittel ausfindig gemacht, wodurch dieses verhütet werden kann, welches ich hier mittheilen will; Der sogenannte Brachmonat ist es, der uns manche junge Gans dahin raffet. Ein Edelmann in Vorderösterreich gab sich viele Mühe, die Ursache zu ergründen: Warum denn immer in diesem Monate so viele Gänse dahin stürben? Daß die Krankheit ihren Sitz in dem Kopfe habe, wurde ihm alljährlich nur zu sichtlich, denn von vierzig jungen Gänsen blieben ihm kaum zehen bis zwölfe am Leben, besonders wenn sie sehr frühzeitig ins Freye gelassen wurden. Die Krankheit nahm immer damit den Anfang, daß diese Thierchen sich wie wahnwitzig in einem Wirbel herumdrehten, und endigte sich auch so in kurzer Zeit mit dem Tode. Unser Landmann, dieser sonderbaren Todesart überdrüßig, nahm so eine gestorbene Gans, öfnete sie, und fand dann in dem Gehirne und den Ohrgängen eine grosse Menge Schnacken ähnliche Mücken, welche von der Mitte des Monats May bis in die Mitte des Monats Junius herumschwärmen, er entdeckte dies seinem Landphysikus, welcher ihm dann nach selbst ge-

machter

machter Untersuchung folgenden Rath an die Hand gab:

Im kommenden Frühjahre soll er einem Theile seiner jungen Gänse, sobald sie aus dem Ey geschlossen, die Ohren ringsherum mit jener Wagenschmiere, so von der Axt, worin das Rad läuft, herunter tropft oder daran hängt, einschmieren, und sie mit den Nichteingeschmierten frey herum laufen lassen. Dieß geschah, und es wurden in kurzem jene obgenannten Mücken an der Wagenschmier hängend wahrgenommen. Von achtzehn auf diese Art behandelten Gänsen starb nicht eine, und von zwanzig nicht so behandelten blieben drey am Leben. Diese Behandlungsart wurde alle Jahre beobachtet, allgemeiner, und in dortiger Gegend weis man nun von dem Sterben der jungen Gänse wenig mehr. —

Man erziehet Gänse, um der Federn, um des guten Braten, und um des Schmalzes willen; und um die Zeit von Martini bis Neujahr ist es eine fatale Periode für diese Thiere, die viele Tausende das Leben kostet. Hat man nur die Absicht, einen guten Braten zu essen, so ist das Stopfen unnöthig, und man gibt den Gänsen blos nahrhaftes Futter, Haber, Welschkorn, Roggen, gelbe Rüben, mit Gerstenschrott vermenget, soviel sie wollen, zu fressen, und setzt ihnen Wasser, in welches man Mehl einrührt, daß solches der Milch gleichsieht, zum Saufen vor, wobei grober Bachsand, der alles Geflügel zur Beförderung der Verdauung nöthig hat, nicht zu vergessen ist; so fressen sie sich in kurzer Zeit selbst fett.

Will man aber die Sache ökonomisch behandeln, und sucht man Schmalz und Fett zu erhalten,

so ist das Stopfen unumgänglich nöthig; und dabei muß eine Gans, die vorher gut gefüttert gewesen, längstens in 3 Wochen zum Abschlachten seyn; denn wenn man es länger treibt, so nimmt sie mehr ab als zu. Zuerst muß für einen bequemen Stall gesorget werden, und das ist, sonderlich wenn man mehrere Gänse auf einmal einstellt, ein Kasten von Brettern, fast wie ein Bücherschrank zusammengenagelt, und darinnen werden Fächer, nach der Größe des Mastthieres, so gemacht, daß es sich nicht umwenden kann, sondern auf einem Flecke stehen oder sitzen muß. Es ist gut, wenn dieser Kasten an einem etwas dunkeln Orte angebracht wird. Wenigstens müssen Mastgänse von den Hofgänsen entfernt seyn, weil Schreyen und Unruhe das Fettwerden hindert. Das Fußbrett muß von vorne 3 bis 4 Zoll hervorstehen, damit man ein Saufgeschirr vorsetzen kann, welches mit einer Leiste verwahrt werden muß, damit es nicht kann herabgeworfen werden; von hinten nach muß eben dieser Fußboden 3 volle Zoll kürzer seyn, damit der Koth abfalle. In der Mitte des Gefaches wird oben an der Decke, und unten an dem Fußboden ein starkes Loch gebohrt, durch welches senkrecht ein Stab statt des Thürleins eingeschoben wird. Soviel vom Maststalle.

Die Gänse weiblichen Geschlechts werden fetter und zarter, als die Ganser. Man erkennt die letztern an ihren langen Beinen und Hälsen, dicken Kopf und längern Leib; auch schreyt der Ganser, wenn man ihn angreift, da die Gans stillschweigt. Alte Gänse erkennt man vor den jungen an der gröberen Stimme, und dem heraussthehenden Legebauch, da die jungen, die noch nicht gelegt haben,

einen ganz runden Bauch haben. Bei der Mastung kömmt alles auf die Reinlichkeit und Ordnung an, wodurch fast die Hälfte des Futters erspart wird; man stopft Morgens frühe, Mittags und Abends, giebt aber ja nie zuviel und nicht ehender, als bis die Verdauung vorüber ist, die durch Sand und kleine Steine befördert wird; denn man muß die Natur nicht übereilen wollen. Wie gestopft wird, weiß jedes Dienstmädchen; aber manche gehen mit diesen armen Thieren unartig um, heben sie an den Flügeln aus dem Stalle, und werfen sie mit Ungestümm bei ihrem schweren Körper wieder hinein, wodurch dem Thiere Schmerzen und Verrenkungen zuwege gebracht werden, und dabei ist denn alles Mästen vergebens.

Das Futter zum Stopfen sind entweder ganze oder geschrottene Früchte, bei welchen letztern, entweder das Verdauungsgeschäft erleichtert, und daher die Gänse des Tages einmal mehrer gestopft werden können; unter dem ganzen Futter ist wohl das welsche Korn das vorzüglichste, doch ziehen viele die Erbsen vor, welche ein noch delikateres Fleisch machen; bei beiden Früchten ist aber zu beobachten, und sonderlich bei den Erbsen, daß man solche vorher quellen lasse, weil sie sich sonst im Magen zu stark ausdehnen, und das Thier ersticken muß. Schleudern die Gänse die Körner wieder aus dem Halse, so verhindert man solches durch eine etwas starke Stopfnudel von Brod, die man zuletzt der Gans in den Hals auf die Körner steckt.

Das Stopfen mit Nudeln von geschrottenen Früchten ist aber doch weit besser, weil es weniger gefährlich wegen dem Ersticken ist, geschwinder geht, und das Thier ehender fett wird. Man kann da-

mit den Kropf ganz anfüllen. Man kann dazu nehmen, zwey Theile Roggenmehl, und einen Theil Kleyen, oder welsche Korn, oder Gerstenschrott, welches sehr gutes Fleisch zieht. Unter alle diese Gattungen Schrott kann man gekochte Erbsen, oder gesottene Kartoffeln mischen. Diese Nudeln zu verfertigen, wird von dem Schrotte ein steifer Teig auf dem Nudelbrette zu runden, eines starken Fingers dicken Stücken ausgewürgelt, die alsdann mit dem Messer in Stücke eines grossen Eichels dick geschnitten, mit beiden Händen geformt, und in Vorrath auf den Stuben oder Backöfen getrocknet werden. Beim Gebrauch werden sie, um sie geschmeidig zu machen, in lauwarmes Wasser, oder noch besser, in süsse Milch eingetaucht.

Will man grosse Lebern ziehen, so mischt man in der ersten und zweyten Woche über den andern Tag 1 Messerspitze voll gepulverisirtes rothes Spießglas unter eine Nudel. Je fetter eine Gans wird, desto größer wird auch die Leber, und manchmal wohl 3 Pfund schwer. Wenn die Leber ganz und unzerdrückt, wie es seyn muß, aus der Gans genommen worden ist, so legt man sie unverweilt in kaltes Wasser, oder im Winter in den Schnee, damit sie recht weiß werden möge. Wenn man sie fast um die Hälfte vergrößern will, so wird sie alsdann rein ausgewaschen, in warme Milch gelegt, mit etwas weisen klargestossenen Pfeffer bestreuet, und zwey Tage so stehen gelassen, daß man alle zwey Stunde frische Milch darauf gießt, wovon sie sehr aufläuft.

Will man eine Gans zur Delikatesse poulardiermäßig mästen, wie solches an grossen fürstli-

chen Höfen geschieht, so verfährt man damit folgendermassen: das Mastfutter ist:

1) Hirse, und im Nothfalle bei dessen Ermanglung, Gerstenmehl.

2) Frische, ja nicht alte Butter.

3) Milch. Man thut 3 Pfund Hirsenmehl in eine irdene Schüssel, macht darin einen Graben oder eine Vertiefung, in welche man 12 Loth frische geschmolzene, aber nicht zu heiße, Butter gießt, schüttet auch nach und nach Milch und laues Wasser hinzu, und knetet alles solange durcheinander, bis die Masse einem Nudelteig ähnlich ist. Hieraus macht man nun Wargel von der Dicke einer Bratwurst, formirt daraus Kugeln, und theilet es so ein, daß eine Gans täglich 8 Loth Hirse, und ein Loth Butter, in drey Porzionen, Morgens, Mittags und Abends zur regelmässigen Zeit bekömmt. Die Kugeln werden beim Stopfen in Milch eingetunkt. Zum Saufen gibt man täglich 8 Loth süße Milch, wobei aber das Sauftröglein ja rein auszuwaschen ist, damit die Milch nicht sauer werde. So wird eine Gans in 24 Tägen vollkommen fett, und ist ein Leckerbissen.

Welsche Hahnen werden ganz auf die nämliche Art behandelt. Ein Kapaun bekommt täglich 6 Loth Hirsenmehl, 3 Quintlein Butter, und 12 Loth süße Milch. Junge und alte Hühner bekommen den halben Kapaunerunterhalt, und sind in 16 Tägen fett.

Wollen die Mastthiere nicht saufen, so wirfe man, um ihnen Durst zu erregen, ein wenig Salz in die Masse des Teiges. Schleudern sie die Kugeln aus dem Kropfe, so rühret man etwas

kleingestossenes Glanzruß unter Butter, giebt sie ihnen ein, und läßt sie den ganzen Tag fasten.

Bei aller dieser kostbar scheinenden Mästungsart kommt es fast auf die mit der gewöhnlichen heraus, indem die ganze Summa des Mästungsfutters sich in 22 Tägen auf 9 Pfund Hirsenmehl, 1 Pfund Butter; und 18 Pfund Milch belaufe.

Beim Schlachten der gemästeten Gänse ist zu beobachten, daß man ihnen Abends zuvor nichts mehr zu saufen gebe, damit beim Abthun nicht das Wasser aus dem Kropfe unter das Blut laufe, und daß man sie, um der Federn willen, kurz vorher abwasche, und reines Stroh unterstreue. Das Rupfen muß, weil sie noch warm sind, behutsam geschehen, damit keine Löcher in die Haut gerissen werden.

Das Gänsefett ist eine vortrefliche Sache in Haushaltungen, und kann statt des Baumöls auch zum Salat gebraucht werden. Eine vollkommene gemästete Gans kann 3 bis 4 Pfund Schmalz geben.

Sie hat dreyerley Federn.

1) Flaumfedern, die die allerweichesten, und am meisten ilastisch sind.

2) Gewöhnliche.

3) Schleißfedern, deren Fahnen man auf beiden Seiten vom Stiele abzieht.

Vier geschlachtete Gänse geben 1 Pfund Federn, und 16 Gänse 1 Pfund Flaumen. Die von lebendigen Gänsen erhaltenen Federn sind denen von geschlachteten vorzuziehen, weil diese ehender Matten bekommen. Man muß sie daher wohl in der Luft, oder nicht zu heißen Backofen trocknen. Viele thun gestossenen Pfeffer oder Schnupftoback unter die Federn, um das Ungeziefer abzuhalten.

Man

Man macht eine grosse Delikatesse aus den pommerischen geräucherten Speckgänsen; allein man hat nicht nöthig, solche aus Pommern zu verschreiben, sondern kann sie hier zu Lande eben so gut machen, auf folgende Art:

Die Pommern wählen dazu vornehmlich die Ganserte, weil sie größer und ansehnlicher sind. Diese werden in einen mit Stroh bestreuten Stall gesperrt, und 3 Wochen lang mit halb gestampften Rüben, und halb Gerstenstroh vollauf gefüttert, auch mit hinlänglichem Sand versehen; da sie dann eines kleinen Fingers dickes Fett ansetzen. Dann werden um Martini, wo die Gänse noch den besten Geschmack haben, der sich vollkommen hernach allmählig gegen Weihnachten verlieret, alle auf einmal abgeschlachtet, vorsichtig gerupft, und über einem Strohfeuer gesengt, alsdann mit warmen Wasser abgewaschen, ausgenommen, Hals und Flügel kurz am Leibe abgeschnitten, und die Gans akkurat in der Mitte gespalten. Die gespaltenen Gänse werden stark mit Salz gerieben, und in ein reinliches Faß dicht aufeinander geschlichtet, und zugedeckt, und bleiben in diesem Salz nicht länger als 3 Täge liegen, binnen welcher Zeit sie, soviel nöthig, vom Salz durchgedrungen sind. Man nimmt sie noch naß vom Salz heraus, und macht von Bindfaden Schlunsen an die Füße, mit welchen sie an Querstangen so aufgehänget werden, daß keine die andere berührt. Man bestreuet und wälzet sie stark in Waizenkleye, daß von ihrem Speck und Fleisch nichts mehr zu sehen ist, und so werden sie länger nicht als 8 Täge in einen Rauch gehänget, wohin aber keine Hitze vom Feuer kommen darf.

Nach Verlauf dieser 8 Tägen werden sie aus dem Rauche auf einem Boden noch 8 Täge aufgehängt, abgenommen, und mit einem Lappen von Leinwand abgerieben, und von den Kleyen abgesondert. Sie sehen alsdann von außen wachsgelb, ihr Fett schneeweiß, das magere aber schön roth aus, und halten sich lange Zeit saftig und wohlschmeckend. Man speist sie roh mit Pfeffer und Salz, und die feinste Zunge soll keinen Unterschied unter denen auf diese Art bereiteten, und unter ausländischen Gänsen bemerken.

Ein Müller hat Gelegenheit, vieles Schweinvieh zu mästen, und so kann ich auch von der Nutzbarkeit desselben etwas reden.

Das Schwein, dieses verachtete, dumme, schmuzige, gefräßige Thier, kostet uns wenig, und ist doch, sonderlich im Winter, Nahrung für die arbeitsamste Klasse der Menschen. Alles, was andere Geschöpfe liegen lassen, wird von ihm mit gieriger Gefräßigkeit verschlungen, Es reiniget den Schauplatz der Erde von allem, was ihn eckelhaft und unangenehm machen könnte. Todtes Aas, Leichen, thierischen Koth, Würmer, Raupen, Eingeweide von andern Thieren, alle Abfälle jedes schlechten Gemengsels, faules Obst, Kleyen, Nüsse, Rüben, schimmlichtes Brod, Eicheln, dürre Hülsen, abgezogene Schaalen, geschmacklose Blätter, fast holzartige Wurzeln, tief unter dem Boden versteckte Gewächse, Fischköpfe, die fast ganz Knochen sind; Muscheln am Seestrande, Schlangen, Maykäfer und dergleichen, kurz alles, was sonst von Menschen

und

und vielen andern Thieren verschmähet wird, das alles frißt das Schwein mit Appetit, und verwandelt es in ein nützliches Fleisch. Die Schinken, die man in Westphalen, Spanien rc. bereitet, gehen über die ganze Welt, und werden auf den Tafeln der Könige aufgesetzt. Die Würste, die vom Blut und Fleisch dieser Thiere gemacht werden, sind ein beträchtlicher Zweig im Handel. Wie viele Anwendungen macht man nicht vom Fett derselben in der Küche, bei vielen Handwerken, und in der Arzneywissenschaft? Das frische Schweinfett oder der Speck ist schmerzstillend und erweichend. Man vermischt es mit Breyumschlägen zur Erweichung der Geschwulsten, welche mit Entzündung begleitet sind; auch ist es heilsam, wenn man Lorbeerblätter, in geschmolzenes Schweinsfett getaucht, auf gebrannte Theile legt; man reibt auch die Kinder, welche Zähne bekommen, mit Speck. Linnee versichert, daß man die Milch der Schweine in Ohrenkrankheiten nach vielen Erfahrungen mit Nutzen gebraucht habe. Der Goldarbeiter braucht die Zähne zum Glätten seiner Kunstsachen, die Borsten braucht der Mediziner bei der Zergliederungskunst, um in die kleinsten Kanäle einzudringen, dem Schuster sind sie unentbehrlich, und Rußland liefert den Bürstenbindern jährlich eine erstaunende Menge für viele tausend Thaler. Die Haut, die sonst nur ein sehr schlechtes schweres Essen ist, gibt, wenn sie gegerbt wird, ein kostbares Sohlleder, das auch vom Sattler gesucht wird. Die Thiere vermehren sich sehr früh und sehr stark; das Fleisch, wenn es geräuchert oder eingesalzen ist, läßt sich ungemein lang aufheben, und dienet den Seefahrern, und allen denen, die bei harter Arbeit oft

einen

einen starken Schweis haben. Die Natur versah diese Thiere mit einer scharfen Nase, damit sie alle süße Wurzeln und die Larven der Maykäfer, Engerlinge, Brachwürmer, Mollen, tief unter dem Boden wittern, und herausscharren können. Zu eben dieser Absicht hat das Thier einen Rüßel mit einem knorplichten Ring, der durch zwo Muskeln und starke Sehnen regiert wird. Der Landmann schneidet ihnen oft diese Muskeln in der Jugend weg, oder lähmt sie wenigstens. Sie wühlen damit die Erde auf, und so manche Wurzel, welche durch ihre Ausbreitung den Gewächsen hinderlich würde, wird durch sie zerstöhret. Das ganze Naturel des Schweins ist dahin eingerichtet, daß sie viel Fett ansetzen. Das Thier liebt die Bewegung nicht, und schläft viel. Ihm ist Wohllust in einer Pfütze den Sonnenstrahlen ausgesetzt zu seyn; ob es schon viel frißt, so verkaut es doch gut. In England mästet man sie oft ein ganzes Jahr, so daß sie nicht mehr aufstehen können. Das Fett beim Schweine, fast wie beim Wallfische, bildet eine eigene dicke Lage, die zwischen Haut und Fleisch sitzt, und die den ganzen Körper einhüllt. Man weiß sogar, daß sich schon Mäuse in dem Speck dieser Thiere bei lebendigem Leibe eingefressen haben. Nach Berlin hat man 2 fette Schweine, das Stück zu 70 Thaler, verkauft, wovon jedes tausend Pfund gewogen hat. Sie können daher, weil sie leicht sind, auch sehr gut schwimmen, und setzen oft in einer Nacht aus dem Elsaß über den Rheinstrom, wenn in den diesseitigen Wäldern die Eichelmast besser als dort gerathen ist. Die Seefahrer haben diese Thiere auch auf die weitesten Reisen lebendig mitgenommen, und nach Amerika

hat man sie um der Klapperschlangen willen, welche sie wegfressen, verpflanzt. Der Schweinsmist gehöret unter den hitzigen, und wird mit dem übrigen vermischt. Die Klauen dieser Thiere werden ebenfalls dazu geworfen, und so verbraucht der Mensch alles von diesem Thiere.

In den Mühlen gibt es bekanntlich häufige Mäuse, hierüber habe ich nun folgende Bemerkung gemacht:

Sie vermehren sich beinahe eben so, wie die Kaninchen, zu allen Zeiten, bringen jedesmal 4 bis 8 Junge hervor, und nach 14 Tägen sind die jungen Mäuse schon so groß, daß sie ihre Nahrung suchen können. In eben diesem Jahre paaren sie sich, und bringen eben Junge hervor. Die kleinen Mäuse, die sie gebähren, sind in ihrer völligen Bildung, und in der kleinsten Figur schon in der Mutter.

In dem Innern der Mäuse befinden sich viele Einwohner, nämlich Würmer. Die Leber derselben ist öfters eine bewohnte Würmerwelt, weil sich darin der Bandwurm mit dem grossen gezackten Kopfe aufhält. Er bildet sich zuerst wie ein weißes Pünktlein oder Bläslein, wie ein Nadelsknopf, und steckt in der Haut der Leber, wird nach und nach so groß, wie eine Erbse, und nimmt man ihn heraus in laulicht Wasser, so dehnt sich seine Länge zu 8 Zoll aus. Der berühmte Naturforscher Herr Pastor Götz hat bei 14 solcher Würmer in einer Maußleber angetroffen, deren die Weiblein immer am mehresten, die Männlein aber am wenigsten und seltensten haben.

Da=

Damit aber die grosse Fruchtbarkeit der Mäuse den Menschen nicht zu beschwerlich falle, so hat Gott schon durch die Natur für die Verminderung derselben gesorgt. Sie haben zuweilen eine Krankheit an dem Schwanze, der voller Geschwüre wird, an welchem sie sterben. Entstehet Hungersnoth unter ihnen, so bringen sie einander selbst um, und verzehren einander; die stärkern bemächtigen sich der schwächern, beißen ihnen die Köpfe ab, fressen zuerst das Gehirn, dann den Rumpf, und so geht das Würgen alle Tage fort. Man kann sich daher einen ordentlichen Mauswolf im Hause ziehen, wenn man ohngefähr 12 Mäuse in einen Käfig sperrt, und denselben nichts zu fressen gibt. Nun fangen die stärkern an, die andern aufzuzehren, bis zuletzt eine einzige übrig ist. Diese hat indessen das Mausfressen so gewohnt, daß sie allen Mäusen im Hause nachläuft, und sie nach und nach verzehre oder verscheucht. Ein anderes Mittel, die Mäuse und Ratten zu vertreiben, ist dies: Man fängt eine derselben, bindet sie an, zieht sie einigemal durch sehr dünnen mit Fischthran wäßericht gemachten Wagentheer oder Wagenschmier, und läßt sie dann laufen. Sie lauft sich bald zu todt, so unerträglich ist ihr der Geruch der Wagenschmier, und alle übrigen Mäuse laufen auch davon. Eben so unausstehlich ist auch den Mäusen der Rauch vom Haidekraut, und der Geruch vom Wollkraut (Königskerzen). Obgenannter Herr Götz steckte eine lebendige Maus in einen Käfig, und in einer halben Stunde lief sie sich zu todt; eben dies geschah auch mit einer in der Stube, wo Wollkraut war, innerhalb einer Stunde. Wenn man demnach Wollkraut mit Blüthe und Wurzeln auf dem Brachfelde

ausgräbt, und in alle Winkeln der Kammern, Stuben und Keller legt, so laufen alle Mäuse davon.

Dreyzehnte Zusammenkunft.

In welcher der Gerichtsverwalter seine Erfahrungen von den Bienen, nebst andern Dingen, besonders von der Gärtnerey vorträgt.

Da die Reihe an mir ist, hub der Gerichtsverwalter an, so will ich meine Bemerkungen über die Bienen, und über einige andere Gegenstände bekannt machen:

Die Bienen sind, wie bewust, eine Art von Fliegen, die aber von dem Schöpfer den Menschen zum grossen Nutzen erschaffen worden. Sie thun keinen Schaden, sie verderben weder Pflanzen, noch ein Gewächs, sondern sammeln vielmehr zum Nutzen des Menschen den süßen Nektar nur aus den Blüthen verschiedener Kräuter und Blumen, ohne dadurch den Gewächsen den mindesten Schaden zuzufügen.

Unter allen Insekten, welche die Naturkündiger untersucht haben, ist die Biene das bewundernswürdigste. In einem Bienenstocke befinden sich drey verschiedene Arten von Bienen. Die erste und die zahlreichste ist der Schwarm gemeiner Bienen, welche blos zum Arbeiten und Einsammeln des Honigs bestimmt sind; die zweyte, deren Anzahl weit geringer ist, bestehet aus männlichen Bienen oder Hummeln; die dritte enthält die weiblichen Bienen, davon allezeit nur sehr wenige erzeugt werden, die

man

man Bienenköniginnen oder Bienenmutter nennet, weil sie Mutter von einer zahlreichen Nachkommenschaft, und nicht Könige, wie sich die Alten eingebildet haben. Die nämlichen Bienen sind leicht von Arbeitenden zu unterscheiden, sie sind um ein Drittheil länger, und haben einen runden und mehr mit Haaren besetzten Kopf, auch ihr Leib ist hariger, und die Gelenke glatter, ihr Rüssel ist kürzer. Sie haben keine dreyeckigte Höhle an ihren Füssen, wie die arbeitenden Bienen, daher sie auch nicht arbeiten, sondern überaus träge und schläfrig sind.

Die Königinnen sind länger als die Männer, aber das, was eine Mutterbiene am meisten kennbar macht, ist die Kürze der Flügeln, deren Spitze sich öfters schon beim dritten Gelenke endiget, anstatt daß das Ende der Flügeln der gemeinen Bienen, und besonders bei den Männern, über den ganzen Leib hinaus kricht. Sie hat ebenfalls keine dreyeckigte Höhle an ihren Beinen, noch Bürsten an dem äußersten Ende der Füsse.

Die Zahl der Einwohner eines Bienenstocks ist sehr beträchtlich. Eine einzige Königin befindet sich darin, mit zwey-drey-ja sieben bis achthundert Männern, und fünfzehn bis sechszehntausend arbeitenden Bienen.

Die erste Beschäftigung der Bienen in einem Bienenstocke ist, alle Ritzen oder Löcher mit einer klebrichten Materie zu verstopfen. In der Zeit, da einige dieser Arbeit sich unterziehen, so machen sich andere an die Verfertigung der Scheiben, die aus regelmäßigen Zellen den andern entgegengesetzt, und beide haben eine gemeinschaftliche Grundfläche. Die Decke einer jeden Scheibe beträgt etwas weniger als

als einen Zoll, die Tiefe einer jeden Zelle ist hiernach abgemessen. Die Zellen, welche für arbeitende Bienen bestimmt sind, beinahe fünf Linien tief und beständig 5 ½ Linien breit, und dieses in allen Ländern, wo es Bienen gibt. Hier trift man einen Maaßstab an, der niemalen fehlen kann, mit einem Worte, es ist ein allgemeiner Maaßstab, nach welchem alle anderen Masse könnten eingerichtet werden.

Uiber diese Zellen, welche die zahlreichsten sind, bauen die Bienen eine kleine Anzahl anderer und etwas größerer für die Eyer des männlichen Geschlechts, da jene für die Eyer der arbeitenden Bienen bestimmt sind. Diese Zellen haben ebenfalls einen beständigen und unveränderlichen Durchmesser von 3 ½ Linie. Die dritte Art Zellen, die gebauet werden, sind die Wiegen der Königinnen. Bei diesem Bau verlassen sie auf einmal ihre gewöhnliche Bauart, sie führen abgerundelte und länglichte Zellen auf, die sehr tüchtig bearbeitet sind. Eine einzige von diesen Zellen wiegt soviel, als 100 oder 150 gemeine Zellen. Das Wachs wird im Uiberfluße verbraucht, aber es sind auch königliche Zellen. Es sind ihrer wenig an der Zahl, weil die arbeitenden Bienen zu wissen scheinen, daß ihre Mutter jährlich nicht mehr, als 15 bis 20 Eyer legen soll, aus welchen andere Mütter auskriechen sollen, und daß im Gegentheile vielen tausenden arbeitenden Bienen und etlichen hundert Männern das Leben gegeben wird.

Es ist ein Vergnügen, die Bienen eine jegliche mehrern angewiesene Gegend in dem gemeinschaftlichen Werke verbreiten zu sehen. Sie fliegen auf die Blumen, und wälzen sich mitten unter den

Staubfäden herum, deren Staub mit ihren Bürsten, die sie zu Ende der Füsse haben, auf, und tragen ihn in die dreyeckigte Höhle an den Füssen. Kaum langen die Bienen mit diesem Vorrathe beladen zu Hause an, so kommen andere, die ihnen einen kleinen Theil dieser Wachsmaterie abnehmen, und in einen ihrer Mägen verschließen; sie haben zwey Mägen, den einen für das Honig, und den andern für das Wachs. In diesen Mägen gehet eine bewunderungswürdige Bearbeitung vor. Das wirkliche Wachs wird darinnen aus dem rohen Wachs in kleinere Stückchen abgesondert, davon ein Theil ihnen zur Speise dienet, und das andere wieder von ihnen gehet. Herr von Reaumür hat angemerkt, daß in einem Stocke von 18000 Bienen eine jede täglich 4 bis 5mal in das Feld fliehen kann, daß 8 Klümchen Wachs auf einen Gran gehen, daß die Bienen in 7 bis 8 Monaten nacheinander über 100 Pfund von dieser Materie eintragen, und daß nichts desto weniger, wenn man am Ende des Jahrs das Wachs aus einem Bienenstocke nimmt, man nicht mehr, als ohngefähr 2 Pfund wirkliches Wachs findet, daher nothwendig folget, daß das rohe Wachs einen Theil ihrer Nahrung ausmachet, und daß sie nur sehr weniges wirkliches Wachs aus der rohen Materie ausziehen. Die Bienen geben dieses Wachs in Form eines Breyes wieder von sich, und vermittelst ihres Zeuges, ihrer Füsse verfertigen sie die Zellen daraus. Die Zellen dienen, das Honig, das rohe Wachs, und die Bruth, welche die Königin darein legt, aufzubehalten. Diese Mutter ist von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, sie kann von 7 bis 8 Wochen 10 bis 12 tausend Bienen zur Welt

brin=

bringen. Von ihrem kleinen Gefolge begleitet begiebt sie sich zuerst mit dem Kopfe in jede Zelle, ohne Zweifel um zu sehen, ob sie sich in gutem Stande befinden. Sie geht hierauf heraus, und begiebt sich alsdenn wieder hinein, um auf den Grund der Zellen ein Ey zu legen, welches sich in dem Angenblicke fest anhänget; auf diese Art geht sie von einer Zelle zur andern, und legt in einem Tage bis 200 Eyer; die Natur lehret sie, die grösten Zellen zu wählen, wenn sie ein männliches Ey legen will, und die königlichen Zellen, wenn sie im Begrif ist, Eyer zur Welt zu bringen, woraus Königinnen auskriechen sollen. Nach Verlauf von 2 oder 3 Tagen kriecht ein Wurm aus dem Ey, den man auf dem Grunde der Zellen wahrnimmt.

Die arbeitenden Bienen sind die Ammen, welche die Natur den Würmern zugeordnet hat. Sie sind sehr besorgt, jede Zelle zu untersuchen, und zu erfahren, ob der Wurm, der sich darin befindet, alles hat, was ihm nöthig ist. Die Nahrung des Wurms ist Honig und Wachs, welche in dem Leibe der Bienen zubereitet werden. Sie tragen eine besondere Vorsorge für die Eyer, woraus Königinnen kommen sollen; sie geben ihnen das Futter im Uiberflusse; in weniger als 6 Tägen hat der Wurm seine vollkommene Größe erreicht; alsdann verschließen die Bienen, die versichert sind, daß er keine Speise mehr bedarf, die Zellen mit einem kleinen Deckel von Wachs. Der Wurm, der sich bisher vollkommen ruhig gehalten hat, entwickelt und verlängert sich, und tapezirt die Wände seiner Zelle mit Seide; denn er kann eben sowohl spinnen, als die andern Raupen. Hierauf tritt er

in den Stand der Puppe, aus welchen er nicht eher, als nach Verlauf von 21 Tägen, ausgehet, kaum aber hat er seine Zelle verlassen, so fliegt er in das Feld in Gesellschaft der andern Bienen, Honig und Wachs mit einzusammeln.

Wenn ein Bienenstock zusehr mit Bienen angefüllet ist, so zieht aus demselben eine neue Bevölkerung aus, welche man einen Schwarm nennt, und die anderswo ihre Wohnung aufzuschlagen sucht; zuweilen besteht er aus 40000 Bienen, welcher ohngefähr 8 ℔ wiegen muß; denn 5376 Bienen haben ein Pfund. Ein sehr guter Schwarm wiegt gemeiniglich 6 ℔, ein guter 5, und ein mittelmäßiger 4.

Wenn die Königin anfängt, Eyer zu legen, so kündigen die Arbeitsbienen den männlichen Bienen einen unbarmherzigen Krieg an, drey oder vier Täge hindurch geht das grausame Würgen vor, der Tod erstreckt sich über alles, was männlich ist, über diejenigen, die leben, und über diejenigen, die noch nicht leben, das was männlicher Wurm ist, das, was erst in Hofnung ist, es zu werden, diejenigen, die noch in den Wiegen liegen, und die bisher mit einer mütterlichen Sorgfalt waren gepflegt worden, alles wird ohne Barmherzigkeit umgebracht, daß das ganze männliche Geschlecht soll zernichtet werden, und es wirds auch, und in diesen traurigen Augenblicken ist der Vorplatz in allen Bienenkörben nichts, als eine Schaubühne, worauf Mord und Grausen herrscht. —

Einen vollkommeneren Unterricht, über das Thun und Lassen, ihre Nahrung, ihre verschiedenen Arten u. d. gl. zu ertheilen, halt ich für überflüßig, indem solches ohnehin einem erfahrnen Landmanne bekannt

kannt seyn muß, nur will ich über ihre Vermehrung, und Wartung der Bienenstöcke durchs ganze Jahr meine Bemerkungen mittheilen:

Die Liebhaber der Bienen gehen in Ansehung der Vermehrung ihrer Stöcke sehr voneinander ab, und bedienet sich der eine dieser, der andere jener Methode. Indessen giebt es Gegenden, wo man noch immer die alte Gewohnheit beibehält, die Körbe nach ihrem eigenen Gefallen schwärmen zu lassen, und eine andere Art nicht einmal kennt. Da nun der freywillige Schwarm der Bienen eine ganz ungewisse Sache ist, so will ich hier zum Nutzen der Landwirthe eine kleine Nachricht von den verschiedenen Arten, die Bienenstöcke zu vervielfältigen, mittheilen, und zugleich eine Anleitung geben, was man das ganze Jahr über bei den Bienen zu thun habe.

Mit größter Zuverläßigkeit kann man seine Bienenstöcke durch Abgänger auf folgende fünf Arten vermehren:

1. Durchs Austrommeln.
2. Durch vorräthige Weisel und Königinnen.
3. Durch eingesetzte Bruth.
4. Durch Stauder-Magazin-Ableger und
5. Lager-Magazin-Ableger.

Die Vermehrung durchs Austrommeln geschieht folgendermassen: man nimmt einen vollen zugestopften Bienenkorb zwischen dem Ende des Aprils bis etwa zum 20ten Junius bei schönem Wetter von seinem Stande; und setzt ihn auf 30 bis 40 Schritte von seinem Stande weg, in einen schattigten Ort, versieht sich mit Handschuhen und einer Bienkappe wider das Stechen der Bienen, wendet den Korb um, und macht ihn vom untern Brett los, und

stürzt einen genau passenden, vorher inwendig mit etwas Honig bestrichenen Korb darauf; alsdann binde man beide mit einem Tuche fest zusammen, so daß keine Biene herauskommen kann; dann trommelt man unterm Korbe, worin der Schwarm ist, mit Fingern wohl herum, so erhebt sich eine nöthige Anzahl Bieneu mit der Königin in den obern Korb hinauf. Das geschieht innerhalb etlichen, etwa acht bis zehn Minuten. Merket man nun in dem obern Korbe ein starkes doch friedsames Sausen, so thut man die Körbe voneinander, und stellt den alten mit Honig und Wachs gefüllten, in welchem noch des Brütens halber viele Bienen zurückbleiben, wieder an seinen alten Ort, auf welcher Stelle solange ein leerer Korb gesetzt war, damit die auf dem Felde gewesenen, und zurückgekommenen Bienen dahineingehen können.

Es wird daher dieser Korb weggenommen, und vor den Standofen hingelegt, damit sie wieder heraus, und in den rechten Korb einziehen können.

Der neue Ableger, darin die meisten Bienen vom alten Stocke seyn werden, muß unterdessen mit dem Tuche verbunden gewesen seyn, um nun mit ihm die Probe machen zu können, ob auch eine Königin mit unter dem Schwarm sey, weil sonst der Schwarm nicht bleiben, sondern in den alten Stock wieder zurückgehen würde, man stoßt daher den mit Bienen gefüllten Korb auf das Tuch stark auf, wodurch alsdenn alle Bienen in einem Klumpen auf dasselbe herunterfallen. Diese bespritzt man alsdenn stark mit Wasser, daß sie nicht fliegen, sondern nur kriechen können, da denn die Königin gemeiniglich ohne Verzug über die andern aufkriecht, und sich zeiget.

Als=

Alsdann ergreift man sie ganz vorsichtig, und sperret sie in ein Weiselhäuslein oder durchlöchertes Schächtelchen, setzt sie in einen Korb, und giebt eine Handvoll Bienen dazu, und stellt ihn neben den daliegenden Bienen auf ein Brett, so werden die übrigen bald einlaufen. Ist dieses geschehen, so stellet man den Korb an den Ort, wo er stehen soll, nämlich neben dem alten so, daß ein jeder Korb die Hälfte des Standes einnimmt. Findet sich keine Königin in dem Korbe, und hat man auch keine vorräthig, so gehet der abgelegte Schwarm wieder in seinen Korb zurück. Es ist daher nöthig, diesen Stock, der vielleicht keine Königin hat, die etwa erst gestorben ist, oder die nicht heraus wollte, zu einen Magazinkorb zu machen: und ihn deswegen einen oder zwey Halbkörbe unterzusetzen. Auf diese Art könnte man des Jahrs einige Ableger von einem und demselben Korbe machen; allein es ist nicht rathsam, und man thut besser, wenn man sich des Jahrs nur mit einem begnüget, der sich mit Hönig und Wachs hinlänglich ausfüllet.

2) Auch durch vorräthige Weisel oder Königinnen kann man Ableger machen. Man setzt nämlich solche in dem Weiselhäuschen eingesperrte in einen neuen mit etwas Honig bestrichenen Korb, nimt darauf den von Bienen vollesten Korb von seinem Standorte weg, und setzet den neuen mit der Königin auf solchen, den alten aber an einen ganz andern Ort, so versammeln sich alle vom Felde kommende Bienen zu dieser bienenlosen Königin. Man bedarf dazu einen vorzüglich schönen Tag, und zwar die Mittagszeit; da die Bienen kommen, so trage man noch ein paar zunächst stehende Stöcke von diesem neuen Stocke weg, so werden sich viele auch

aus diesen verirren, und in den neuen Stock einziehen. Zwar wird dabei einiger Tumult entstehen, allein er wird sich bald wieder legen, und Friede unter ihnen werden. Ist nun die Königin etwa vier und zwanzig Stunde eingesperrt gewesen, so sieht man nach, ob sich Bienen um sie her gelagert haben, welches ein Zeichen ist, daß sie die Königin annehmen wollen, so läßt man den Korb auslaufen. Auf diese Art ist leicht und gut Ableger zu machen.

Die dritte Art bestehet darin, daß man Brut einsetzet, zu dem Ende nimmt man aus einem von Bienen vollen Korbe eine mit Brut versehene Tafel heraus, und bringet sie in einen mit Bienenkraut oder Honig etwas bestrichenen Korb, wo man sie mit hölzernen Pflöcken fest anspießet und befestiget, und zwar also, daß sie auf beiden Seiten von den Bienen besessen und bedeckt werden kann. Alsdann nimmt man den Korb, aus welchem die Tafel genommen worden, von seinem Standorte, und setzet ihn weit weg, stellet aber an dessen Stelle den mit der Tafel versehenen Korb hin, so kommen von dem Mutterkorbe viele Bienen dahin, und lagern sich um die Tafel. Diese brüten alsdann in vierzehn bis zwanzig Tägen eine Königin und machen sodann einen Schwarm oder Stamm aus.

Auch durch Stander-Magazin-Ableger vermehrt man seine Bienenstöcke. Es bestehet aber dergleichen Ständer Magazin aus drey, auch fünf Halbkörben, welche aufeinander gesetzt, und mit Leimen verschmiert sind, in welchen oberhalb eines jeden ein Querhölzchen zum Festhalten der Tafeln angebracht sind. Einen solchen mit Bienen angefüllten Korb

nimmt

nimmt man bei Tage bald im Frühjahre von seinem Stande, und bringet ihn an einen entfernten schattigten Ort: an seinen Platz aber setzet man einen leeren Korb, wo sich indessen die vom Felde kommenden Bienen einsetzen und aufhalten. Alsdann trommelt man mit den Fingern unten am Magazin etliche Minuten herum, worauf die Bienen mit der Königin in den obersten Korb hinaufgehen. Merkt man an dem Sumsen der Bienen in dem obern Korbe, daß sie dahinein gegangen sind, so schneidet man mit einem Drath die Wachstafeln zwischen dem ersten und darüber stehenden Korbe durch, setzt den obern Korb auf ein besonderes Brett, und deckt den andern oben auch mit einem Brette, oder einem neuen Halbkorbe wieder zu. Darauf bringet man den abgelegten Korb an den Ort des alten Standes, und legt den leeren Korb, darinnen viele vom Felde zurückgekommene Bienen eingezogen sind, vor jenem um, da man denn finden wird, daß diese und noch andere vom Felde zurückkommende in denselben hineinfliehen, und sich mit den übrigen vereinigen werden. Nach einigen Minuten wird auch der alte Korb dahin gebracht, und jeder von beiden nimmt künftig den halben Platz ein, worauf vorher dieser allein gestanden ist.

Die Lager-Magazine dienen ebenfalls zur Vermehrung der Bienenstöcke; diese werden mitten durchgetheilet, und das Verfahren dabei kömmt mit dem Vorigen in der Hauptsache überein.

Wer Bienen halten, und Nutzen davon haben will, der muß sie auch sorgfältig warten. Da sie nun zu einer Zeit mehrere Pflege als zur andern bedürfen, viele aber nicht eigentlich wissen, was dabei zu thun sey, so

will ich hier eine kurze Nachricht darüber mittheilen. Im Monate Jäner und Hornung; da es noch sehr kalt ist, und gemeiniglich viel Schnee liegt, wird nur ein durchlöcherter Scheiber vor das Flugloch geschoben; kommen aber gelinde und Thautäge, und stellet sich ein erwärmender Sonnenschein ein, so muß man das Flugloch ganz zuhalten, und den Korb vor der Sonne bedecken. Das durchlöcherte Luftloch hingegen wird oben angebracht, damit die Bienen Luft haben mögen, auch die Feuchtigkeiten und den üblen Geruch abziehen, und also kein Schimmel erwachse. Ist der Schnee weggeschmolzen, und hat man sich vor keinen Feinden als Mäusen oder Meisen und dergleichen zu fürchten, so wird bei einem warmen Tage das Flugloch geöfnet, und ihnen der freye Ausflug vergönnet. Dies ist nun um so nothwendiger, als sie gemeinschaftlich um diese Zeit das, was Gestank oder Schimmel verursachen könnte, heraustragen, auch sich selbst ausleeren. Von selbst versteht es sich, daß man, wenn die Bienen wieder ruhig geworden sind, alsdann das Flugloch wieder zumache, weil sich die Witterung leicht wieder ändern kann.

Am Ende des Hornungs bringt man seine Bienen auf den Stand in der vorigen Ordnung, in welcher man sie den ganzen Sommer hindurch zu behalten gedenket. Findet man alsdann, daß irgend ein Stock am Futter Mangel leidet, so muß man ihm dasselbe gegen den Abend untersetzen, damit keine fremden Raubbienen herbei gelockt werden mögen. Auch in diesem Monate bleibt das Flugloch geschlossen, wenn Schnee liegt, und wird an einem warmen Tage wieder geöfnet. Fangen sie als-

alsdann an, häufiger auszufliegen, so reiniget man zur Abendzeit die unterliegenden Bretter vom Unrathe, oder man legt ihnen neue gehobelte Bretter unter. Diese Bretter werden

Im Märzmonate aufs neue gereiniget, weil sich alsdenn gemeiniglich noch vieler Unrath darauf befindet. Hat man alte grosse Körbe, die öfters zum Unglücke Anlaß geben, so bedienet man sich dieser Zeit, um sobald als möglich ist, die Bienen davon zu befreyen. Man verfährt dabei also: man nimmt den Korb von seinem Stande auf eine Strecke weg, bläset von oben herab Rauch ein, damit sich die Bienen herunterziehen. Ist dieses geschehen, so schneidet man den alten Korb Ring vor Ring uach und nach weg, so, daß die Tafeln ganz blos liegen. Findet man unter solchen schwarze so schneidet man sie aus, und stürzt sodann einen neuen Korb, der mit den Tafeln paßt, darüber. Nach etlichen Tagen nimmt man das Unterbrett, so mit allerhand Unrath bedeckt seyn wird, hinweg, reiniget solches, und giebt dasselbe, oder ein anderes dem Korbe wieder. In Ansehung des Schnees beobachtet man eben die Vorsicht, die schon vorhin empfohlen ist. Sollte es auch einigen Körben an Honig fehlen, so muß man sie füttern.

Im Aprilmonate darf man die Stöcke auf dem Stande nicht mehr versetzen, wohl aber kann es ohne Schaden geschehen, daß sie in einer weiten Entfernung anderswohin gesetzt werden. Hat man auch im vorigen Monate seine Stöcke inwendig nicht besehen, und das schimmelnde Faule ausgeschnitten, so holet man solches jetzt an einem schönen Tage nach, und wechselt die Bretter. Die Fluglöcher erweitert man noch nicht, und fällt eine Kälte ein,

so läßt man auch die Zuglöcher des Standes zu. Nicht weniger muß man die Stöcke wider die Kälte mit Matten oder Tüchern bedecken, um die nun angesetzte junge Brut zu erhalten. Sollte aber das Wetter gelinde werden, so öfnet man die Zuglöcher.

Im Maymonate muß man fortfahren, die Stöcke, denen es am Honig fehlet, zu füttern; dadurch bewirket man, daß sie mehrere Brut ansetzen, auch werden sie muthiger wider die Raubbienen, sie tragen fleißiger ein, und gedeihen sehr gut. Dies Füttern ist für diejenigen, so viele Brut ansetzen, überaus heilsam, besonders im May und Junius, wenn Kälte und anhaltende Regen einfallen. Den guten Körben, und die viel Volk haben, öfnet man nun die Fluglöcher ganz. Kommen jezt auch bei wärmerer Witterung Drohnen herausgeflogen, und die Bienen hängen sich außen am Flugloche klumpenweise an, so mache man Ableger, oder setze Halbkörbe unter.

Auch im Junius müssen schwache Stöcke noch oftmals gefüttert werden, wenn anhaltende kalte Regen sich ergießen, die den Bienen das Ausfliegen und Einsammeln verwehren; dadurch erhält man sie bei Munterkeit in der Arbeit, sobald bei gutem Wetter wieder einzusammeln, und ihre Brut zu vollenden. Nach dem 20ten dieses Monats darf man keinen Ableger mehr machen, oder schwärmen lassen, sondern setzt Körbe unter, und macht Magazine. Wenn die Täge zu heiß sind, und die Sonne zu stark auf den Stand fallt, so muß man solches, auf welche Art es am besten geschehen kann, verhindern, weil die Bienen unter solchen Umständen wenig arbeiten, sondern zu Hause bleiben. Man

muß

muß die angebrachten Luftlöcher oben auf dem Stocke mit durchlöchertem Bleche belegen, damit die allzuwarme Luft herausgehe. Die Tafeln nicht schmelzen, und die Brut nicht verderben möge. Sollte etwa

Im Julius noch ein Stock schwärmen, so nimmt man dem Schwarm die Königin oder Weisel, sperrt sie in ein Weiselhäuschen ein, und bringt sie in den alten Stock zurück, indem es leicht seyn könnte, daß der alte Stock keine Königin übrig hätte. Fliegen nun die Bienen in den alten Korb zurück, so wird man bald sehen, daß sie solche füttern; im Falle aber eine andere übrig ist, so lassen sie selbe verhungern. Im ersten Falle läßt man sie nach einigen Tägen frey in den Stock laufen, und man giebt diesen, auch allen übrigen Stöcken, bei welchen sich die Bienen vor dem Flugloche noch stark heraushängen, einen halben Korb noch unten zu. In diesem Monate kann man auch die Bienen, wenn sie bei ihrem Stande keine Nahrung mehr finden, in Gegenden verführen, wo der Sommerreps noch blühet, oder der Buchwaitzen anfängt zu blühen.

Nimmt man im Augustmonate wahr, daß ein Stock mehr als eine Königin hat, so bringt man sie alle bis auf eine um. Das thun selbst auch die Bienen, die sogar auch die Männchen oder Drohnen bis auf einige tödten, um dadurch den Stock vor weiterer Brut zu verwahren. Wegen dieses Drohnenmordes, die nun häufig auf die Bretter herunterfallen, muß man dem Stock öfters frische Bretter geben, um sie von den getödteten oder verwundeten Drohnen zu reinigen. Bemerkt man zu Ende dieses Monats, daß der Stock voll

von

von Tafeln ist, so setzt man ihm noch einen Viertelkorb unter.

Im Septembermonate giebt man den Stöcken keinen Untersatz mehr, weil solches aus verschiedenen Ursachen für sie schädlich seyn würde. Nun muß man auch auf die Raubbienen Acht haben, daß sie kein Honig aus dem Korbe tragen; auch muß man ihuen selbst keinen wegnehmen.

Im Oktober aber kann man ihnen den Uiberfluß des Honigs wegnehmen. Ob sie indessen Uiberfluß an Honig haben, und wieviel sie haben, das wird die Waage entscheiden. Die nach andern Orten verfahrenen Bienen bringt man nun wieder nach Hause. Die Fluglöcher aber werden jetzt so enge zugemacht, daß zur Zeit nur eine Biene herauskommen kann.

Im November fangen, so wie die Kälte einbricht, die Bienen gleichsam an zu schlafen, und verzehren wenig oder nichts von ihrem Honig. Je ruhiger man sie läßt, desto besser ist es. Lärmet man aber, und klopft an den Stöcken herum, so ermuntern sie sich, und werden unruhig, und fangen an zu zehren. Ist dieser Monat recht kalt, so sind die Bienen auch recht ruhig. Indessen verstattet man ihnen bei schönen Tagen, und wenn kein Schnee liegt, das Ausfliegen. Einige vergraben auch die Stöcke unter die Erde, um sie schlafend zu machen, allein es ist von keinem Nutzen, und vielmehr schädlich. In freyer Luft wird sie die Kälte hinlänglich zu schlafen verursachen.

Man muß auch die Mäuse und Meisen von dem Bienenstande wegfangen, weil sie sich im Winter gerne in die Stöcke begeben, sie beurnuhigen, und ihnen vielen Schaden verursachen.

Im Dezember, wenn die Kälte strenge ist, verwahret man die Stöcke durch Bretter und Matten wider die heftig erkältende Winde; thauet es aber auf, so nimmt man diese wieder hinweg, und erhält sie also in ihrer Ruhe, und zwar, soviel möglich ist, in stets gleichem Grade der Kälte.

Nun will ich noch eine kurze Anweisung beifügen, wie man die Bienen warten und pflegen soll.

Man weiß, wie schädlich es ist, wenn die Bienen gegen das Frühjahr bei hellem Sonnenscheine aus ihren Stöcken kommen können, zu einer Zeit, wenn der Erdboden noch mit Schnee bedeckt ist. Von der erkälteten Luft überfallen, bleiben sie erstarrt und todt auf dem Schnee liegen. So war es mir in diesem Frühjahre mit einem ganzen Stocke ergangen, indem er überschlagen wurde, als man die Scheiben der andern zugemacht. Gegen den Abend des andern Tages fand ich alle meine Bienen erstarrt auf dem Schnee liegen, und es rührten sich nur wenige im Korbe. Dieser Verlust kränkte mich, da ich wegen der kalten und nassen Jahre ohnedem einen schlechten Bienenstand behalten. Ich ließ daher alle Bienen, so viel ich nur finden konnte, in einen Topf sammeln, deckte ihn mit einem Papier zu, und setzte ihn an den Ofen. Nach zwey Stunden fiengen meine Bienen an zu sumsen, nach vier Stunden trug ich sie zum Korbe, setzte ihnen ein Futter hin, und den andern Morgen war alles aufgezehrt. Ich fand kaum zehn todte Bienen. Noch jetzt ist dieser Stock einer von den besten; hätte ich die Bienen liegen lassen, so wäre ich ganz um meinen Stock gekommen, wenigstens wäre er so schwach geblieben, daß

ich

ich in diesem Sommer vergeblich auf das Schwärmen desselben hätte hoffen müssen.

Wenn diese Anmerkung nicht von äußerster Wichtigkeit ist, so gibt sie vielen Landwirthschaften Gelegenheit, in ungewöhnlichen Fällen sicherer auf die Erhaltung ihrer nutzbaren Stöcke zu denken, und vielen Gliedern einer arbeitsamen Republik einträglicher Insekten das Leben zu verlängern.

Von den Wespen

muß ich hier auch etwas erwähnen.

Dieses ist ein mit den Bienen verwandtes Insekt, doch hat es seine eigenen Unterscheidungszeichen. In der Gestalt der Fühlhörner und Bildung des Stachels ist es den Bienen ähnlich. Die ersten beiden in der Mitte gebrochen, das erste Stück also zwischen dem Kopfe und dem Winkel, den das Fühlhorn macht, nur ein einziges langes Gelenke, das übrige bestehet aus mehreren kurzen Ringen, gemeiniglich aus 10. Der Stachel hat nur eine einfache Spitze, wie das Fühlhorn. So kommt er den blossen Augen vor. Unter dem Mikroskop ist er etwas gezahnelt.

Die Wespe erkennt man an ihrem ganz glatten Körper. Die Biene ist mehr oder weniger behaart; übrigens ist die Arbeit der Wespen bei weiten nicht so vollkommen, als die der Bienen, ob sie ihr gleich ziemlich nahe kommt, und verdienet die Aufmerksamkeit der Naturforscher nicht so sehr, als dieser ihre. Weder die Wespen, noch die Bienen, legen ihre Eyer, bevor sie nicht dazu Quartier gemacht haben. Die erstern bauen in dieser

Absicht eine Art von Kuchen, der aus vielen sechseckigten Zellen besteht, deren immer eine an die andere gränzt. Das Gebäude ist bald größer, bald kleiner. Es besteht aber nicht, wie bei den Bienen, aus Wachs, sondern es gleicht einem Hausen von braunem, festen, und mulmichtem Papier. Dazu nehmen die Wespen kleine sehr zarte Spänchen von faulem Holze; sie tränken es mit einer Harzfeuchtigkeit, die ihnen aus dem Maule fließt, und davon das ganze sehr fest wird; sie breiten es mit ihren Zungen und Füssen auseinander, und bauen davon die dünnen Wände in den Kuchenzellen. Nichts ist gemeiner, als die Wespen an allen verwetterten Fensterläden oder Spalieren zu sehen, wo sie zu ihrem Bau kleine Holzspänchen abnagen. Auf einmal vollenden sie solchen nicht, erst machen sie den Grund in einem gewissen Umfange; in der Mitte bauen sie die Zellen; um diese herum neue, wodurch denn der Kuchen immer größer wird. Kaum sind die Mittelzellen fertig, so kommen darin auch Larven oder Nympfen aus, immittelst die äußern Zellen noch leer, und nur halb zu Stande sind. Die Wespen legen also ihre Eyer zugleich bei dem Bauen mit; diese Eyer sind läuglicht, und mit dem einen Ende an eine Zellenwand angeküttet. In jede Zelle aber kommt allezeit nur eins. Nach einigen Tägen erscheint die Larve, ein weißlichtes ohnfüßiges Würmchen, dessen Körper aus zwölf Ringen bestehet.

Die Wespen ernähren ihre Larven mit einer Art von braunen Hönig, das aber nicht so rein und angenehm vom Geschmacke ist, als das Bienenhönig. Während dem Wachsen häutet sich die Larve einigemal. Hat sie ihre Größe erreicht, so

wird sie zur Nympfe, bleibt aber vorher eine Zeitlang ohne Nahrung. Alsdenn verschließen die Mutterwespen die Zelle, worin die vernympfte Larve liegt, mit einer Art von Klappe, von eben der Materie, als das übrige des Kuchens. Aus der Nympfe wird nun erst die eigentliche Puppe. Vielleicht unter allen Insekten die einzige, woran man alle Theile des künftigen Insekts: Fühlhörner, Füsse und Stümpfelflügel am deutlichsten erkennen kann. Man kann diese letzten sogar mit einer spitzigen Nadel aufheben.

Anfänglich sind diese Theile weich, werden aber immer fester, jemehr die Nympfe zunimmt. Ist sie recht ausgewachsen, so verläßt sie die feine und leichte Haut, womit sie bedeckt war, und mit ihren starken Zangen zernagt sie die Art von Klappe, welche die Zelle schloß, und erscheint als ein geflügeltes vollkommenes Insekt. Einige Zeit nachher, wenn die junge Wespe ihre ganze Stärke erreicht hat, setzt sie sich zu denen, die ihr das Daseyn gaben, in Arbeit, und hilft zur Erziehung junger Larven neue Zellen machen.

Im 22ten Stücke der Gazette Salutaire von 1762 findet man ein vortrefliches Mittel wider den Wespenstich. Man stößt Wegerich, drückt den Saft aus, und legt eine damit angefeuchtete Compresse so frisch, als möglich, auf die Wunde.

Nun auf die Seidenraupe zu kommen:

Diese ist nebst der Biene eins der nützlichsten Insekten, nachdem sie der eingetretene Luxus unter uns beinahe unentbehrlich gemacht hat. Die Raupe kriecht aus einem Ey, das die Größe eines

Hir=

Hirsenkorns hat, und von dunkelgrauer oder gelblicher, mit schwarzen Punkten untermischter Farbe ist. Die Ausbrüttung geschieht von selbst, wenn das Ey sich gehörig erwärmt hat. Wenn die Seidenraupe ausgekrochen ist, so sieht sie erst grau, der Kopf aber schwarz aus. So, wie sie größer wird, verändert sie auch ihre Farbe, die immer heller wird. Nachdem sie sich erst viermal gehäutet hat, bekommt sie ihre wahre Farbe, die weißlich und etwas gelblich aussieht. Bei ihrer völligen Größe ist sie ohngefähr 2 Zoll lang, und wie eine Schwansfeder dick. Der Körper besteht aus 8 Gliedern, woran auf jeder Seite schwarze Ringeln, und zuletzt 2 Füsse sind. Schon in ihrer Geburt sieht man ein kleines Ende von einem seidenen Faden hervorragen; um sich zu befestigen, bedienet sie sich eines klebrigten Gummi, den die Natur ihr gab. Ehe sie dieses Gespinnst befestiget, braucht sie einen ganzen Tag; den folgenden Tag macht sie ihren Cocon, wo sie sich beinahe über und über mit Seide bedeckt; den dritten Tag verbirgt sie sich so, daß man sie gar nicht mehr sieht; folgende Täge macht sie sich immer dicker, indem sie an ihrem Faden fortspinnet; wenn sie sich nun völlig eingesponnen hat, so verändert sie ihre Natur, und wird zur Puppe; wenn sie nun in ihrem 14, bisweilen 20 Täge langen todten Zustande gelegen, so öfnet sie ihr seidenes Grab, und feyert ihr Auferstehungsfest als Papillon oder Schmetterling, läßt aber im Cocon 2 Häutchen zurück, die eine, die sie als Raupe hatte, und die andere, die sie als Puppe deckte; als Schmetterlinge haben sie eine weiße Farbe, und eine Haut, die hin und wieder ganz rauh ist, 4 Flügeln, 6 Beine, 2 Fühl-

hörner und 2 Augen. Ihre Schmetterligstäge leben sie ohne Nahrung. Nach ihrer Begattung legen die Weibchen ihre Eyer, den sogenannten Seidenwürmer=Saamen, die sich oft auf 800 belaufen. In ihrer Freyheit legen sie ihre Eyer, wie die übrigen Schmetterlinge, auf die nächsten Aeste, wo sie ihr Gespinnst gemacht haben. In ihrem Sklavenstande in der Zucht, so man in einem Gebäude hält, legt man ihnen aber Kattun, oder ein sonst darauf eingerichtetes Papier unter. Nach ihrer Legezeit sterben, und beendigen sie ihren Lebenslauf, den sie nach ihrer dreyfachen Verwandlung gewöhnlicherweise auf 8 Monate gebracht haben.

Von der Größe und Gesundheit der Raupe hängt die Güte der Seide ab.

Das Laub des Maulbeerbaums ist die gewöhnliche natürliche Nahrung der Seidenraupen. Man bedient sich auch der Nesseln, des Lattichs, der Ulmen, Feigen, Zichorien ꝛc. aber sie geben nur magere geringe Nahrung.

Eigentlich ist der weisse Maulbeerbaum der beste für sie; doch füttert man sie selbst in Sicilien von den schwarzen. In unsern Gegenden würden wir ebenfalls die Seidenraupen in freyer Luft erziehen können, wenn wir in dem Heu= und Aerndte=Monate nicht gewöhnlich mit unter viel Regen hätten; daher wird es bei uns zur Nothwendigkeit, die Seidenwürmer in Gebäuden aus den Eyern zu ziehen, wo sie gegen die Kälte, Nässe und Winde geschützt sind. Wer einmal selbst in der Raupenzucht glücklich gewesen ist, der bekömmt Eyer in Menge im folgenden Jahre. Sie dauern viele Jahre hindurch, wenn man sie an einem kühlen Orte aufhebt; ja selbst in einem Eiskeller erfrieren sie nicht. Bevor man

nicht

nicht Laub genug hat, bringe man sie nicht in die Wärme; denn die Raupe ist in ihrer ersten Jugend besonders sehr gefräßig. Durch die Wärme werden sie ausgebrütet; doch lege man sie nicht in die brennende Mittagssonne, weil diese alle Säfte auszehrt. Die rothen Raupen sind kranke, und man muß sie wegwerfen. Die jungen Raupen dürfen, wo möglich, gar nicht mit den Fingern berührt werden. Die erste Bemühung, die man sich bei ihnen angelegen seyn lassen muß, ist Reinlichkeit; ihre Ausleerungen müssen immer weggeschafft werden, eben so die Uiberbleibseln von ihrem Futter, die todten Raupen, und die abgestreiften Häutungen. Wenn man hierinnen nachläßig ist, so bringt man leicht Krankheiten unter sie; je älter sie werden, desto weißer werden sie, desto größer und dicker, und also auch gefräßiger. Sie häuten sich viermal, und die Häutung von einer Zeit zur andern dauert 6 bis 8 Täge. Wenn man dicke Raupen haben will, muß man das Futter nicht ausgehen lassen, und nicht sparsam damit seyn. Besser thut man, man füttert gepflückte Blätter, als wenn man ganze Zweige hinleget. Durch zu nasse Blätter fallen sie in der Krankheit eines Durchfalls. Man muß daher ihre Nahrung bei trocknem Wetter einsammeln. Da, wo man sie zieht, muß man sorgfältig allen fetten und ölichten Dampf vermeiden; der Tobackrauch ist ihnen nicht schädlich, wie viele glaubten. Ferner darf ihr Aufenthalt weder warm, noch kalt werden.

Wenn die Raupe am Halse ganz weiß, am Körper wie helles Glas durchsichtig wird, vor Unruhe bald da, bald dorthin läuft, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sie sich bald einspinnen wird.

Für diesen Zustand muß man ihnen eine kleine Spinnhütte machen, sonst kriechen sie davon, und verlieren sich. Man kann auf dem Platze, wo sie leben, ein kleines Gerüst von Stangen und dünnen durchbohrten Brettern aufrichten, und dasselbe mit Birkenzweigen, oder besser Reißig behängen. Sobald das die Raupen bemerken, so kriechen sie darauf herab und herum, bis sie einen schicklichen Platz zu ihrer Veränderung finden. Man hat darauf Acht zu geben, daß keine herabfallen; muß man sie aufheben, so muß man äußerst subtil mit ihnen umgehen; denn die sich einspinnende Raupe ist noch empfindlicher, als sie in ihrer ersten Jugend war. Fallen sie in der Gegend des Gebüsches herab, so braucht man sie nicht aufzuheben, sie kriechen von selbsten wieder hinauf. Das erste Gespinnst ist die sogenannte Floretseide, und muß besonders gesammelt werden. Hinter ihr liegt dichte Seide, das ist ein einziger nacheinander fortlaufender Faden, der die Form eines kleinen zusammengelegten Beutels hat, und oft an 900 Schuhe lang ist; diese Art von Puppe nennt man Cocon. In der Mitte wird das Gespinnst am dichtesten, und unmittelbar über der Puppe liegt noch ein häutiges Wesen, das wir gewöhnlich wegwerfen, woraus aber in Italien todte Blumen verfertiget werden. O! es ist ein Schauspiel der Natur, das uns zur meisten Bewunderung auffordert, wenn wir sehen, wie so ein Tropfen Feuchtigkeit, sobald es an die Luft kommt, soviel Härte, soviel Festigkeit bekömmt, daß aus ihm solche feine Fäden gebildet werden können. Um einige Puppen zur Zucht zu gewinnen, muß man die schönsten und größten Cocons aussuchen. Man muß eben soviel männ-

liche

liche als weibliche Cocons wählen, damit sie sich paarweise fortpflanzen können. Die weiblichen Cocons sind größer und fester, ihr Kennzeichen ist, daß sie an beiden Enden stumpf, die männlichen hingegen spitzig sind. Man braucht nicht viele auskriechen zu lassen; denn man bekommt von einem Weibchen gegen 500 Eyer, und 50 Paar geben ein halbes Loth derselben; für 50 Pfund Gespinnst muß man immer 2 Loth Eyer haben; wenn sie aus der Puppe kommen, hat man weiters nichts zu thun, als daß man sie auf reines Papier setzt, und sie dem Willen der Natur überläßt. Im Wein kann man die Eyer probieren, die, so untersinken, sind gut, die obenauf schwimmen, müssen weggeworfen werden. Die Tödtung der Puppen geschieht am besten durch ein Dampfbad. Man macht einen Kessel voll Wasser, wirft in dasselbe etwas Oel, und einige Händevoll Salz, man setzt unter denselben das Behältniß der Cocons, und bedecke es mit einer wollenen Decke, so dringt der Dunst in dasselbe, und tödtet die Cocons ohne Nachtheil der Seide.

Schon 2000 Jahre vor Christi Geburt behaupten die Chinesen, den Seidenbau gehabt zu haben. Von diesen scheint die Seidenzucht zu den Indianern gekommen zu seyn, welche sie nach Persien brachten, von wo sie nach Griechenland übergieng. Seit 1130 ist der Seidenbau in Sicilien und Calabrien bekannt worden, und breitete sich in ganz Italien aus; von den Italienern lernten ihn die Spanier, und gegen das 15te Jahrhundert auch die Franzosen. Seit dem jetzigen Jahrhundert wird er auch in Deutschland und Schweden getrieben.

Die Seide aus der Levante ist besser, als die französische, weil man ohne Feuer und siedendes Wasser das Gespinnst abzuwinden weis.

Nun will ich auch meine gesammelten Erfahrungen in der Gärtnerey vortragen, von welcher ich so, wie von den Bienen, ein besonderer Liebhaber bin. Es ist zwar in dem zweyten Bändchen viel über die Gärtnerey gesprochen worden; jedoch ist mir noch sehr vieles übrig geblieben zu sagen, wovon dort nichts erwähnt worden.

Erstens hab' ich die Gewohnheit bemerkt, daß man die Gärten alle Jahre stark und durchaus gleich dünget. Unterdessen werden doch so vielerley Saamen darein gesäet, so vielerley Pflanzen darin erzogen, daß uns schon um ihrer Mannigfaltigkeit willen der natürliche Gedanke kommen muß; ob sie denn alle einerley Boden und Düngung verlangen? noch mehr aber ist es durch die Erfahrung bestätiget, daß für einige Pflanzen ein frisch und fett gedüngtes Land gehöret, daß andere mit einem mittelmäßig gedüngten vorlieb nehmen, und daß andere einen nur noch etwas fruchtbaren Boden haben dürfen, ja daß einige, die wider ihre Natur in ein fett gedüngtes Land kommen, nicht nur nicht gedeihen, sondern zu geil werden, wenig Früchte und Saamen bekommen, fallen (sich legen) und der Fäulniß und dem Untergange unterworfan sind, so wie andere, die ihrer Natur nach einen sehr fetten Boden verlangen, in einem magern Lande nicht fortkommen, und klein und dürftig bleiben. Ich will zu dem Ende die gewöhnlichsten Garten-

gewächse

gewächse anführen, und zugleich anzeigen, was sie für Düngung erfordern.

In frisch und fett gedüngtes Land kommen 1) Basilikum, 2) Karviol, welcher auch in einem feuchten Neubruch wohl geräth. 3) braun, grün, kraus, blau und rother Kehl, 4) Endivien, 5) Erdbeeren, 6) Fenchel, 7) Gurken, 8) Körbel, 9) Kohlrabie über der Erde, 10) Salat, Lattich, 11) Savoyerkohl, 12) Sellery, 13) Schnittkohl, 14) Sommerweiß, Kappiskraut, Kopfkohl oder Kraut, 15) Kresse, 16) Kürbis, 17) Löffelkraut, 18) Sommermajoran, 19) Mängold, 50) Mellen, 21) Meerrettig, 22) Spargel, 23) Spinat, 24) Wersichkohl, 25) Kümmel. —

Nicht frisch gedüngten, aber fruchtbaren und lockern Boden verlangen: 1) Aneis, 2) Haberwurzel, 3) Knoblauch, 4) Porree und spanisch Lauch, 5) Portulak, 6) Skorzonere, 7) Bodenkohlrabi, welcher im Neubruch vorzüglich geräth, 8) gelbe Rüben, 9) Pastinak, 10) Petersilie, 11) Rettig, 12) Rüben, 13) Zuckerwurzel, 14) Zwiebel.

Ganz mittelmäßigen Boden wollen haben: 1) Bohnen, 2) Borrago, 3) Koriander, 4) Erbsen, 5) Linsen, 6) Pfefferkraut, 7) Salbey, 8) Scharlotten, 9) Schnittlauch, 10) Senf, 11) Oelmagen 12) Thimian, 13) Melisse.

Tief umgegrabenes, und mit altem Miste gedüngtes Land gehört für 1) Artischoken, 2) Zichory, 3) Wegwart. —

Die Sämereyen belangend, diese halten sich nirgends besser, als in ihrer Mutter oder Frucht, davon hab' ich auffallende Beweise. Wir bauen hier z. B. gewöhnlich die braune Feige, die, wenn

sie auch noch so groß und reif wird, dennoch einen schlechten Geschmack erlangt; ich wünschte mir daher die weiße, um mit ihr Versuche zu machen, konnte sie aber nicht habhaft werden. Um aber doch meinen Wunsch einigermassen zu befriedigen, nahm ich im vergangenen Jahre einige italienische sehr köstliche Feigen, die vielleicht einige Jahre alt seyn konnten, nahm ihr Fleisch heraus, wässerte deu kleinen Saamen aus, machte ihn wieder etwas trocken, und säete ihn mit weniger Hofnung 1) in ein lockeres Land ins Freye, 2) in einen Topf an einem Stubenfenster, 3) in einen Topf, den ich in ein kleines Treibhaus in Lohe mit eingrub, worin ich einige zarte Gewächse ziehe. Dies geschah zu Anfaug des Mayes. Nach Verlauf von 6 bis 8 Wochen giengen die Körnchen im Treibhause mit kleinen Blätchen wie Salat auf, die ich nicht für Feigen würde erkannt haben, wenn sich nicht der leere Saamen auf den Blättern gezeigt hätte. Die andern giengen etwas später auf, auch lange nicht in solcher Menge. Im August hatten die im Treibhause schon acht Blätter, wovon die ersten vier einander gegenüber stehen, und beinahe ganz ruud sind; die übrigen aber wechseln und fangen nun an, immer tiefer eingekerbt zu erscheinen, doch immer noch in einer länglich runden Gestalt. Sie ließen sich sehr klein mit 4 Blättern versetzen, und stehen gesund.

Man bedenke hiebei, welche Hitze sie zum Auftrocknen aushalten müssen, wie zusammengepreßt sie verpackt, und sehr weit zu Wasser fortgeschaft werden.

Einen ähnlichen Versuch hat einer mit Traubenrosinen gemacht, der auch gut ausgeschlagen ist.

Zwey.

Zweytens ist es für einen Gärtner ein überaus grosses Vergnügen, bald einige Früchte von den Bäumen zu erhalten, die seine Liebhaberey vielleicht von entlegenen Orten zusammengebracht hat. Allein, wie lange muß man oft wegen der Veränderung des Klima, oder auch wegen des jungen frechen Wuchses darauf warten.

Ein Engländer machte folgende Vorschläge: um einige Arten Gartenfrüchte theils zu veredlen, theils früher zur Reife zu bringen: Erstlich hält er für wahrscheinlich, daß ein mit gehöriger Vorsicht in einen Apfelstamm von frühzeitiger Gattung eingesetztes Aug vom Quittenbau die Quitten früher zur Reife bringen würde. Die Quitte wird gemeiniglich gegen Ende des Herbstes erst reif, und in kalten Gegenden sehr oft vom einbrechenden Froste übereilt, daß man sie unreif abnehmen, und also auf den wahren guten würzhaften Geschmack dieses Obstes nicht rechnen kann.

Es wäre also wohl der Mühe werth, sie auf eben diese Art früher zur Reife und Vollkommenheit zu bringen; nun entstehet die Frage, ob man nicht lieber auf Frühbirnen Quitten einzuimpfen vortheilhafter versuchen könnte, weil gewöhnlicherweise zu Spalierbäumen nur Birnen, aber niemals Aepfel auf Quittenbäume gepfropft zu werden pflegen, folglich Quitten- und Birnbaumholz mit einander nahe verwandt zu seyn scheinen.

Eben so wird angerathen, den schmackhaftesten und besten Wein von späterer Reife auf gute Weinstöcke frühzeitiger Art einzuimpfen. Möchte man doch nämliche Versuche mit Einpfropfung oder Einäuglung von Spätpfirsig- auf Frühpfirsigbäume anstellen, um einen Fehler zu verbessern, den so mancher

cher deutsche Gartenliebhaber macht, wenn er aus Frankreich Pfirsigbäume kommen läßt, deren Früchte daselbst erst im November reif werden, und von denen er auch in dem kalten Deutschlande reife und schmackhafte Früchte zu genießen verlangt.

Gute Melonen, um sie bald und recht groß zu ziehen, soll man auf frühe in Mistbeeten erzogene Kürbispflanzen setzen. Hier möchte man vielleicht wohl den einen Endzweck von Größe und baldiger Reife, wenn es anders angehen sollte, in dergleichen saftvolle wässerige Pflanzen Einschnitte machen zu können, erreicht haben, wer sieht aber das Unthuliche dieses Vorschlags nicht ein? der vielleicht auch nicht recht angeführt ist, da er auf Kürbispflanzen vermuthlich nichts anders verstehet, als daß ein Melonenkern in einen nahen am Boden abgeschnittenen Strunke einer Kürbispflanze gesteckt werde; wie man ähnlicher Weise Rettig vergrößert, wenn man einem zum Theil erwachsenen Rettig oben ein kleines Stück ausschneidet, einen Rettigkern hineinsteckt, und das vorher ausgeschnittene Stückchen wiederum darauf legt, wodurch ein Rettig, wenn der Kern keimet und treibet, zu einer ungewöhnlichen Größe erwächst, der gute aromatische Melonengeschmack aber mehr kürbisartig und unangenehm werden, da ohnedem schon ein vorsichtiger Gartenliebhaber alle Kürbis- und Gurkenpflanzen soweit, wie möglich, von seinen Melonenkasteu zu entfernen sucht, damit der Befruchtungsstaub von jenen nicht durch die Luft auf Melonenbeeter geführet werden moge. Es wird ferner angerathen, gute Fruchtaugen von Orangen auf Bäume, die in England gut fortkommen, und den Orangenbäumen am meisten gleich sind, als auf

die

die besten Aepfelsorten, als Pepus die sogenannten Birnäpfel, oder auch Quitten einzuäugeln, und sie auf diese Weise nach und nach zur Ausdauer gegen den Winter, und an kalte Himmelsstriche zu gewöhnen, wodurch man freylich die Orangen auf englischem Grund und Boden ungemein vermehren könnte. Hier fragt sichs natürlicher Weise, ob das eingesetzte Auge auf den Aepfel- oder Quittenstamm sogleich im ersten Jahre Kraft und Härte genug gegen die Winterkälte aus dem fremden Stamme ziehen könne, um nicht sogleich für sich zu erfrieren, wenn auch der Frost dem Stamme niemals schadet; übrigens scheint es nicht ganz unwahrscheinlich, daß eine Vereinigung zwischen den Orangen- und Aepfelbäumen möglich sey, wenn wir anders den Nachrichten aus China, wo diese vorgeschlagene Verbindung beider Fruchtarten schon sehr lange üblich gewesen seyn soll, Glauben beimessen dürfen.

Hiebei habe ich aber folgende Anmerkung zu machen: Da die Erfahrung einem jeden, welcher Bäume vermittelst des Impfens oder Aeugelns erzogen hat, überzeugend belehret, daß durch beide Vermehrungs- oder Fortpflanzungsarten die Früchten der Obstbäume nicht geändert werden, sondern Geschmack und Zeit der Reife behalten, die sie vorhin gehabt haben, so werden jede Versuche, welche nach dem Anrathen des ungenannten Engländers angestellt werden sollten, ohne allen Zweifel fruchtlos ausfallen; besser wird gethan seyn, wenn die Deutschen einmal mehrere Sorten vom Obst, und insonderheit Pfirschen, Kirschen rc. aus Kernen zu erziehen, den Bedacht nehmen wollen, und die hierauf angewendete Mühe

wür-

würde ihnen sicher mit den besten Obstsorten vergolten werden.

Drittens. Der Salat ist eins von den vorzüglichsten Gewächsen der Küchengärten, es ist ein so bekanntes Gewächs, das man in allen Gärten, und auf dem Tische der Grossen sowohl, als der Geringen antrifft. Um destomehr verdienet die kurze Beschreibung hierin einen Platz, als sie eine Anweisung enthält, ihn gehörig zu behandeln, und seine Absicht dabei zu erreichen. Manche klagen darüber, daß sie keine gute Köpfe erhalten können, und geben davon bald dieses bald jenes zur Ursache an. Es kommt aber alles dabei auf zwey Stücke an: nämlich 1tens auf den Saamen, und 2tens auf die Art ihn zu säen.

Was 1tens den Saamen anbelanget, so muß solcher von tüchtigen und grossen Salatköpfen genommen werden. Man bezeichnet daher die Köpfe die man gebrauchen will; wenn er in den Stängel geschossen hat, und abgeblühet ist, so zeigen sich bei der Reife des Saamens die rauhen Federn desselben, die Kapseln öfnen sich, und der Wind führet ihn leicht weg. Man thut also am besten, daß man diese Kapseln, wenn sie sich eröfnet haben, sogleich abpflücket. Auf diese Weise erhält man reifen und guten Saamen. Aber man muß sich hüten, daß man keinerley Sorten Salat, wenn sie zugleich blühen, zum Saamenziehen beieinander stehen lasse, weil man sonst die rechte Art nicht wieder erhält.

2tens. In Ansehung des Säens dieses Saamens versehen es die meisten darin, daß sie ihn zudick säen. Die Blätter haben keinen Raum sich auszubreiten, die Pflanzen treiben sie gleich Anfangs

in

in die Höhe, und bekommen dadurch in der zartesten Jugend schon die Anlage, in Saamenstängel aufzuschießen. Am besten ist es also, den Saamen weitläufig auszusäen, und zwar so, daß man nicht nöthig habe, ihn zu verpflanzen. Man kann sich dazu füglich der Gurkenbeete bedienen, auf welche der Regel nach, nur eine Reihe Gurken gepflanzet werden soll. Auf diesen Beeten kann man zu beiden Seiten auch etwas Salatsaamen dünn ausstreuen. Verziehet man die etwa zudick stehenden Pflanzen, so erhält man die schönsten Köpfe. Auch mit den Beeten, die zu den sogenannten Vietsbohnen, Phaseolen bestimmt sind, kann man es eben so machen, wenn man nur zwo Reihen Stangen darauf setzet. Ein so weitläufig gesäeter Salat wächst überaus geschwind fort, und übertrift den verpflanzten gar sehr. Eine bekannte Sache ist es, ein wenig Salatsaamen unter die Wurzeln Möhren zu säen. Uibrigens ist das Verpflanzen des Salats allerdings eine gute Sache, weil man ihn alsdenn in ein fetteres Erdreich versetzen kann, und er dadurch mehreren Raum bekömmt; indessen trägt solches zu mehrerer Festigkeit und Güte desselben nichts bei. Man hat vielmehr bei dem verpflanzten Salat weit mehrere Mühe, indem er bei starker Hitze täglich zweymal begossen werden muß, und einige Wochen später gebraucht werden kann. In den Gegenden, wo man Austern hat, sind die tiefen Schaalen derselben zum Bedecken des verpflanzten Salats gut zu gebrauchen.

Viertens habe ich eine besondere Methode, um guten Kohlsaamen zu erziehen.

Die bisherige Gewohnheit, den Kohlsaamen in den Kellern durchzuwintern, und sie erst im Frühjahre

jahre in die Sommerbeete zu verpflanzen, ist sehr mißlich, und vielen Unfällen unterworfen; ist der Keller zu dumpfig, so faulen sie, und ist er zu warm, so schlagen sie aus. Jene, die angefaulten, gehen in der Fäulniß immer weiter fort, und müssen oft bis auf den Strunk abgeblättert werden, wenn sie nicht ganz verfaulen sollen; und doch ist es nichts seltenes, daß sogar der Strunk selbst davon angehet, und so gut, als verloren ist, wenn er in das Saamenbeet verpflanzet wird; und diese die ausgeschlagenen, sind nicht viel besser. Der gelbgewachsene Ausschuß wird entweder bei dem Verpflanzen abgestossen, oder er gehet in dem Saamenbeete durch Wind und Frost verloren. Der Stamm schlägt zwar auf der Seite von neuen Sproßen aus, die auch Saamen tragen, aber dergleichen Aftersaamen bringet eine Pflanze, die nie einen guten Kohlsaamen giebt, es wird daraus nichts, als eine Staude, die etwas ähnliches mit dem Braunkraute hat, und der Schalk genannt wird.

Weit sicherer und vortheilhafter ist es, den Kohlsaamen gleich im späten Herbste ihren Standort im Garten anzuweisen, sie im Beete zu verpflanzen, und sie darin durchzuwintern. Damit man seinen Zweck erreiche, und auf eine gute und reiche Saamenärndte hoffen könne, so muß man dabei folgendes in Acht nehmen: Man läßt im späten Herbste auf einem Krautstücke die größten und derbesten Kohlköpfe mit der Wurzel ausziehen, und von diesen allen wählet man nur diejenigen aus, die einen dicken, kurzen, glatten und gesunden Strunk haben. Daß hierauf sehr viel ankomme, lehret die Erfahrung, und die Natur der Sache

selbst.

selbst Der Strunk ist wie eine Saamenrübe, die Wurzel, Stängel und Saamen treibt. Ist sie nicht gesund, ist sie wurmstichig oder faulfleckigt, so schlägt sie zwar aus, aber ihr ausgeschossener Saamenstängel ist krank, er verwelkt und fällt um, so wie die Rübe in die Fäulniß übergehet, eben so verhält es sich mit den Kopfsaamen-Köpfen. Sie fallen bald früh, bald spät in den Beeten um, nachdem ihr Stamm schadhaft wird, und in die Fäulniß gehet. Dies zu verhüten, habe ich einen Kunstgrif, der manchem zwar verkehrt scheinen wird, aber in der That seinen guten Grund hat. Ich hacke mit einem Beile von den ausgewählten Häuptern den Fuß des Strunkes samt seinen Wurzeln ab. Die Erfahrung hat mich gelehret, daß ein Saamenhaupt von seinen alten Wurzeln nicht die geringste Nahrung erhält, sie sind einmal abgestorben, sie bekommen nie das Leben wieder, und wir werden nie finden, daß sie sich in der Erde wieder ansaugen Der grüne Strunk treibt vielmehr, wie eine Weide Fasern aus, dadurch die Staude ihre Nahrung erhält; aber der harte Fuß mit seinen alten Wurzeln leistet ihr keinen Dienst. Wozu soll man die todten Wurzeln mit in die Erde pflanzen? Ja, sie haben nicht nur nicht den geringsten Nutzen, sondern sie können sogar dem Saamenhaupte zum Verderben gereichen. Wir finden oft an dem Fuße des Strunks über und zwischen den Wurzeln fleischigte Auswüchse, und in allen diesen sind Maden. Werden die nun mit in die Erde gepflanzt, so ist zu besorgen. daß sich die Maden in das Mark des Stammes fressen, und ihn endlich gar vernichten. Und wenn auch der ganze Strunk von dergleichen Auswüchsen frey ist, so kann ihm

 doch

doch sein eigener abgestorbener Fuß mit seinen lebe losen Wurzeln tödtlich werden. Ein jeder todter Körper gehet in die Fäulniß; wie leicht ist es, daß die alten Wurzeln von einer anhaltenden Nässe stocken und faul werden. Die Fäulniß frißt um sich, wie der Krebs; es ist alsc nichts seltenes, daß der ganze Stamm faulen wird, und seine ausgeschossenen Saamenstängeln verwelken und umfallen. Die Erfahrung zeigt uns dergleichen Verwüstungen auf den Saamenbeeten, besonders in nassen Jahren ich aber kann darüber nicht mehr klagen, seitdem ich die Saamenhäupter ohne Wurzeln pflanze. Diesen Saamenhäuptern weise ich im Garten ein Beet an, das gehörige Luft und Sonne hat. Ich lasse es gehörig misten, so tief, als möglich, graben und mit der Harke gerade ziehen. Wenn ich nun vorbeschriebene Saamenköpfe um Martini pflanzen will, so ziehe ich auf dem Beete kleine Furchen in die Länge und Quere, eine gute Elle auseinander, und mache auf jedes Kreuz der Furche mit einem Pfahl ein Loch, so daß die Köpfe eine halbe Elle im Quadrat voneinander zu stehen kommen. In diese Löcher setze ich die abgestutzten Saamenköpfe so tief, daß das Haupt halb mit unter der Erde steht, und drücke die Erde auf allen Seiten fest an. In diesem Zustande bleiben sie, bis es friert; dann werden sie mit trocknem Stroh, und wenn es noch kälter wird, mit langem Pferdemist, ohngefähr einer halben Elle hoch, zugedeckt. Unter dieser Decke bleiben sie immer frisch, und sind vor allem Froste gesichert. Sollte es aber ein lauer Winter seyn, und viele warme Täge nacheinander einfallen, daß man unter dem Miste Erhitzungen und Faulniß besorgt, so muß man den

Mist

Mist herunterbringen lassen, und ihnen die freye Luft geben, bis es wieder kälter wird, und Frost einfällt. Ich habe aus Erfahrung, daß ihnen auch ein mittelmäßiger Frost nicht schadet, wenn nur das Herz und Strunk nicht friert. Im Frühjahre, wenn die Wintertäge zu Ende gehen, wird Mist und Stroh sauber von dem Saamenbeete abgenommen, die Erde fest an die Wurzel getretten, daß er allenthalben Wurzel fassen kann, und das Kurze des Mistes zwischen die Furchen gebracht, welcher das Bett vor dem Austrocknen beschützt, und dem Saamenstamme neuen Trieb giebt. In dem Kohlkopfe muß oben durch einen Kreuzschnitt, den man in die Blätter thut, der Durchbruch des Hauptstängels erleichtert werden; die aus dem Strunke ausschlagen, müssen abgebrochen werden, damit der Herzstängel, der eigentlich den besten Saamen bringt, seine volle Nahrung habe. Sind nun die Schößlinge so hoch, daß sie von den Winden können umgeworfen und abgebrochen werden, so muß man unverzüglich das ganze Beet mit Querlatten, die an eingeramte Pfähle gebunden werden, umgeben, damit sich die äußersten Schößlinge daran legen, und diese die andern auch feucht halten können. Der Saamen darf niemals vor der Zeit abgeschnitten werden, sonst schrumpft er zusammen, und wird taub. Wenn die Saamenkapseln gelblicht werden, und die Körner röthlich sind, wird er samt den Stängeln abgeschnitten, in Bündel gebunden, und auf einem Boden, wo er vor den Vögeln und Mäusen gesichert ist, getrocknet, daß er gedroschen und gereiniget werden kann.

Fünftens. Melonen: dieses sehr geschmackhafte Gewächs kann auf folgende Art verbessert

werden: man sollte nämlich die Kerne derselben lange Zeit zwischen trocknen Rosenblättern aufbewahren, und sie alsdenn mit denselben in die Beete legen. Eben so hat man auch geglaubt, daß, wenn sie drey Täge vor dem Legen in Milch oder Meth weicheten, so würden davon die Früchte viel süßer und zarter.

Neuerlich hat man in Frankreich einen andern Versuch der Art vorgeschlagen, welcher sich auf die Erfahrung gründet: daß die untere Fläche der Pflanzenblätter überaus geschickt ist, die Feuchtigkeiten der Erde einzusaugen, und dadurch zur Ernährung der ganzen Pflanze merklich beitragen. Man sollte also um die Zeit, wenn die Melonen reif zu werden beginnen, eine Anzahl Blätter mit ihrer untern Fläche über aromatische Infusionen, z. B. Muskatrosen oder Orangenblüthwasser anzubringeu suchen, und erwarten, daß sich etwas vom Geiste derselben in sie hineinziehe, und weiterhin den Säften der Früchte mithinein mischte. Versuche der Art, wie man sie bereits mit andern Pflanzen angestellet hat, würden allerdings interessant seyn, die Erwartung würde nicht ohne allen Erfolg bleiben, und man könnte auch vielleicht auf diesem Wege zur obigen nähern Kenntniß der Pflanzenökonomie gelangen.

Sechstens. Den Spargel kann man auch im Winter mit sehr wenigen Kosten erziehen.

Ein Liebhaber hat hiervon im Gartenkalender folgendes bekannt gemacht:

Man hat bisher, wenn man im Winter oder auch noch früher, als gewöhnlich, Spargel ziehen wollen, so viele Mühe und Kosten anwenden müssen, daß man sich entweder dieser angenehmen

Spei-

Speise bis zum Frühlinge enthalten, oder gar zu theuer bezahlt hat. Nach meinen von der Natur des Spargels gemachten Erfahrungen, nämlich daß er auch in jedem Erdreiche in einem engen Behältnisse, und in verschlossener Luft, wenn er nur die nöthige Wärme hat, wächst, glaubte ich, daß man den Spargel mit sehr geringen Kosten, auch im Winter ziehen könnte, und habe desfalls folgende Versuche angestellt:

Am 25ten Oktober 1783 nahm ich einen Kandiskasten, welchen man bei einem jeden Kaufmanne erhalten kann, und dessen Breite am Fuße seine Länge zwey Fuß, und seine Tiefe einen Fuß betrug, füllte denselben etwa vier Zoll mit guter nicht fetter Gartenerde, und legte auf denselben vier Spargelpflanzen, theils zwey, theils dreyjährig, welche an ihren Wurzeln stark beschnitten worden, aber doch noch mit den Wurzelspitzen übereinander liegen mußten, und füllte den Kasten mit vorbeschriebener Gartenerde bis auf vier Zoll, mithin noch mit 9 Zoll an.

Die Pflanzen waren auf einem sandigten, dürren, nicht stark gedüngten Lande aus dem Saamen aufgewachsen, und nicht verpflanzet worden.

Diesen Kasten ließ ich in ein fürs Gesinde geheiztes Zimmer, vier und einen halben Fuß vom Ofen entfernt; sechs und einen halben Fuß vom Fußboden erhöhet, von der Decke des Zimmers zwey und einen halben Fuß abstehend, im Winkel einer Wand, auf einen Bord setzen, und stark bebegießen.

Am 7ten Dezember schossen 3 Stängel auf, im Jäner 1784 zwey, im Februar 5, im März 6, im April 5, im May 5, im Junius 4, und

im Julius 9 Stängel; hierauf ruheten die Pflanzen bis zum 20ten Oktober 1784, und sind vom Monate May an sehr sparsam, etwa alle 6 Wochen, begossen worden, auch immer in der beschriebenen Lage und Stellung geblieben.

Im 2ten Jahre dieses Standes trieben aber die Pflanzen sehr sparsam, indem an 20ten Oktober ein Stängel, am 17ten Dezember 1784 ein Stängel, und am 19ten März 1785 wieder ein Stängel hervorkam. Unterdessen waren die Pflanzen öfters, etwa alle 14 Täge, begossen worden. Der hervorgeschossen Spargel war aber nur sehr dünn, welches von dem geringen Alter der Pflanzen kommen mochte; schmeckte doch, wenn er vor dem Gebrauch etwas im Wasser gelegen war, sehr süßer, als der Gartenspargel.

Am 24ten Oktober 1784 machte ich einen zweyten Versuch, und legte auf eben die Art, wie 1783, sechs Stück Spargelpflanzen, welche vierjährig waren, und den Sommer über gute Stangen getrieben hatten, und stellte den Kasten bei den obbeschriebenen, ließ ihn auch etwas stark und öfters begießen.

Hierauf zeigte sich am 29ten Dezember ein Stängel, am 31ten Jäner 1785 zwey Stängel, am 11ten März ein Stängel, und am 25ten desselben wieder ein Stängel, und waren diese wenigen Spargelausschüsse ziemlich dick und angenehm vom Geschmacke; nur wuchsen sie sehr langsam, welches wohl von der geringen Wärme des Zimmers, worin sie standen, herrühren mag.

Aus diesen wenigen Versuchen erhellet doch, daß man mit wenigen Kosten im Winter Spargel erziehen könne, welcher noch von besseren Geschmacke

ist,

ist, als der Gartenspargel, oder der, welcher mit vielem Miste getrieben wird.

Wollte man den Versuch im Grossen machen, so könnte man einige Schocke Pflanzen in Kasten legen, und in einer Stube ein ordentliches Gestell, gleich den Repositorien der Bücher, aufstellen, und die Stube gut warm heitzen lassen. Eine solche Stube könnte doch auch von dem Gesinde bewohnt, und also doppelt benützt werden.

Noch muß ich anführen, daß schon Heße in seinem Gartenbuche dieser Art, Spargel zu ziehen, erwähnet, und diese Stelle fiel mir in die Augen, als ich meine Versuche schon angestellt hatte.

Siebentens. Gute Obstbäume zu vermehren und fortzupflanzen, habe ich auf eine ganz neue Art in Erfahrung gebracht. Man nimmt hiezu jährige Zweige oder Schößlinge von allerley guter Art Obstbäume, steckt sie in eine recht lockere und feuchte Erde, so tief sie hineingehen wollen. Es ist ihnen gut, wenn man sie dann und wann mit Mistpfützenwasser begießt. Wenn sie, nachdem sie im Frühjahre also gepflanzet worden, ein Jahr gestanden, nimmt man sie heraus, schneidet das lange Ende unter den getriebenen Wurzeln weg, und verpflanzt den neugezogenen Baum. Man hat von dieser Art, Bäume zu erzeugen, den Vortheil, daß man gleich Bäume, und zwar auf eine geschwinde Art hat, welche eben diejenigen Früchte tragen, als diejenigen Bäume, wovon sie als Zweige genommen sind. Die Sache ist allerdings ausgemacht, und der Nachahmung um so mehr werth, je geschwinder und leichter man auf diese Art Bäume erziehen, und gutes Obst ohne viele Mühe und Kosten fortpflanzen kann. Es wäre also auch zu

wünschen, daß diese Erziehungsart guter Obstsorten weiter versucht, und in den Schwang gebracht würde, da man alsden des Pfropfens, Okulirens, und anderer Veredlungsmethoden, die mancherley Zufällen und Gefahren unterworfen sind, überhoben seyn könnte.

Achtens. Da der Frost und Reif die Blüthe der Bäume ganz zernichtet, so will ich hier ein Mittel dawider bekannt machen: Man verfertiget von Stroh ein Seil oder Band, und windet es um den Stamm des Baumes von obenherunter. Das Ende dieses Strohbandes wird sodann in eine unter den Baum zu stellende, mit Wasser gefüllte Kanne gestellet, und auf diese Art wird der Frost ordentlich abgelenkt, so daß die Oberfläche des Wassers in der Kanne eine Art von Haut bekömmt, und die Blüthe vor allen Schaden des Frostes frey bleibt.

Neuntens. Will ich auch von der Wartung einer Orangerie in den Gewächshäusern meine Erfahrungen beibringen.

Die Wartung einer Orangerie in den Gewächshäusern ist von der Wartung im Sommer sehr verschieden. In den Häusern wird ein gehöriges Lüftchen, Heitzen und Begießen, jedes zu seiner Zeit, erfordert, Gemeiniglich bringt man die Orangerien hier in Deutschland gegen Michaelis in die Winterquartiere; und da von dieser Jahrszeit an oft bis Martini, und länger, die Witterung gut und trocken ist, so muß man auch Tag und Nacht, soviel sich immer thun läßt, durchstreichende Luft an den Häusern lassen, und mit dem Begießen nach und nach mäßigen. Nach Martini, wenn es schon anfängt, des Nachts kälter zu werden, und Fröste

sich

sich einfinden, werden die Fenster und Thüren nur zum Theile bei gutem Wetter am Tage geöfnet. Das Begießen geschieht nur mäßig und nach Nothdurft. Fangt es dann endlich an, stark zu frieren, und der Winter findet sich ein, so muß man Thüren, Fenster, und alle Löcher wohl verwahren, die Ritze mit Moos verstopfen, damit der Frost nicht so leicht durchdringen kann. Nimmt aber die Kälte so stark zu, daß der Frost eindringt, und man genöthiget wird, zu heitzen, welches man leicht durch das Gefühl, oder durch ausgestellte Scherben mit Wasser an den Fenstern erfahren kann, so heitze man mäßig, und mache nie Häuser zu warm, wodurch die Bäume, und andere im Hause befindliche Gewächse nur zur Unzeit zum Treiben gebracht werden. Der Grad der Wärme braucht nur blos so zu seyn, um den Frost aus den Häusern zu entfernen; bei gelinden Wetter hat man niemals nöthig einzuheitzen, vielmehr öfnet man die oben in der Decke befindlichen Luftlöcher, damit die unreinen Dünste der alten Luft, die an den Bäumen und Gewächsen Schimel und Fäulniß verursachen, wieder ausziehen können. Bei hellen Tägen und Sonnescheine, wenn die Luft heiter und rein ist, ob es schon bei der Nacht friert, kann man zuweilen in den Mittagsstunden einige Fenster öfnen, um frische und gesunde Luft einzulassen, die allen Gewächsen sehr erfrischend ist. Das Begießen mit frischem Brunenwasser kann vielleicht bei einer Orangerie eben so schlimme Folgen haben, wie die Heitzung mit Steinkohlen. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch davon meine Gedanken zu eröfnen, und eine etwas genauere Untersuchung anzustellen.

Man findet sehr wenige Gärtner, die ihre Gewächse gern mit frischgeschöpften Brunenwasser begießen, die mehresten suchen dessen Gebrauch, auch sogar bei Küchengewächsen zu vermeiden. Vermuthlich hat es gegründete Ursachen. Es sind freilich nur wenige, die einen andern Grund anzugeben wissen, als daß es nicht gut sey; meines Theils halte ich das Begießen mit Brunenwasser den Gewächsen für sehr schädlich. Aus chymischen Versuchen und Erfahrungen ist bekannt, daß alle unterirdischen Wässer, die nicht durch die Luft und Sonne dirigirt werden können; viele rohe und mineralische Theile an sich haben, die man mit natürlichen Augen zwar nicht sehen, aber durch chymische Prozesse davon überzeugt werden kann. (S. Wolfs physikalische Untersuchungen.) Diese rohen und also sehr feinen Theile werden mittelst des Begießens den Gewächsen mitgetheilt, und mit dem Wasser zugleich in ihre Nahrungsgefäße geführt, worin sie vielleicht eine Veränderung erhalten, und den Gewächsen schädlich seyn können. Fluß- und Teichwasser, das durch Luft und Sonne beständig präparirt worden, und von allerley darin befindlichen Materien ein wahres Nitrum erhält, welches den Wachsthum der Pflanzen mit befördern hilft, ist unstreitig dem Brunenwasser zum Begießen weit vorzuziehen.

Ich habe angemerkt, daß eine Orangerie, die sonst noch immer etwas Früchte trug, seit einigen Jahren, weil sie mit solchen unschlichten Brunenwasser im Winter ist begossen worden, im Frühjahre alle Früchte, und einen Theil der Blätter hat fallen lassen. Wahrscheinlich ist das Begießen mit dem Brunenwasser die Ursache davon. Wer

also nicht genöthiget ist, seine Orangerie und andere Gewächse mit solchem Wasser zu begießen, der vermeide es auf alle Art, erfordert es aber die Noth, und ist kein anderer Wasser zu haben, so kann man grosse Gefäße in dem Hause damit anfüllen lassen, darin es einige Täge stehen, und etwas ausdünsten kann. Wenigstens muß man soviel Wasser vorräthig haben, als man auf einmal verbrauchen will.

Eine beiläufige Regel ist diese, daß man im Winter niemals das Wasser an die Stämme gieße, besonders an Pappelmus und Zitronat, welche die Feuchtigkeit am wenigsten vertragen können. Man findet zuweilen, daß an Orangebäume unten an dem Stamme die Rinde aufgeplatzet, und Schaden bekommen hat, dieses entsteht blos von dem Begießen an die Stämme; die Saftröhren sind im Winter bei allen Bäumen zu sehr erschlaft, und die darin befindliche Materie ist zu sehr verdickt, und unfähig, neue Nahrung an sich zu ziehen, weil aber ein Baum durch Ausdünstungen etwas an seinen innerlichen Säften verlieret, so bedarf er, blos den Abgang wieder zu ersetzen, nur wenig Feuchtigkeit, und die erhält er durch natürliche Wege durch die Wurzeln. Wird aber mit Gewalt das Wasser an die Stämme gegossen, so müssen die sich daselbst befindlichen Gefäße über ihr Vermögen anfüllen, und die Fiebern zwischen dem Holze und der Rinde leiden hie und da Preßungen, wovon sie aufschwellen und zerspringen. Am besten ist es, wenn man im Winter begießen will, daß man die Erde zuvor um die Stämme etwas anhäufet, um die angeführten Uibel zu verhüten.

Man begießt auch an Wintertägen niemals eher, als es die Noth erfordert. Es ist immer besser, Orangerien im Winter mehr trocken als naß zu halten, gegen das Frührjahr aber, wenn man merket, daß die Bäume in den Saft treten, und man schon wieder durchstreichende Luft geben kann, so fängt man nach und nach und nicht auf einmal wieder an, stark zu begießen, wodurch die Frucht und Blätter erhalten werden können.

In den Häusern muß man durch Luftgeben verhüten, daß die Bäume nicht gar zu stark treiben; die jungen Triebe in den Häusern sind gemeiniglich sehr zart und weich, und man hat zu befürchten, daß sie hernach, wenn sie heraus und in den freyen Garten gebracht werden, von dem geringsten kleinsten Nachtfroste, oder einem kalten Ostwinde gar leicht erfrieren, ja sogar von der Sonnenhitze Schaden nehmen können, wodurch alsdenn die wirkenden Säfte zurücktreten müssen, und in ihrer Zirkulation gehindert werden, welches den Bäumen oft viele Jahre, ja wohl gar ihre ganze Lebenszeit sehr nachtheilig ist.

Zehntens folgt eine kurze Anweisung, was in Küchengärten jährlich in jedem Monate zu thun sey.

Im Jäner.

Weil in diesem Monate gemeiniglich die Winterkälte am größten, alles gefroren, und mit Schnee bedeckt ist, so läßt sich im Küchengarten nichts sonderliches thun, als daß man etwa Dung darein führet, und auf Haufen legt, sich dessen in der Folge zu

bedienen. Immittelst soll man seinen Gartenzeug und Geräthe säubern, und wieder zurichten lassen, auch seine Saamen auslesen, und sich zum Säen auf das Mistbeet gefaßt machen. Wo man Artischoken im Garten hat, da soll man um diese Zeit fleißig darnach sehen, daß die Mäuse ihnen nicht Schaden thun, noch dieselbe bei gelindem Thauwetter ersticken; zu dem Ende man bei gelindem Wetter des Tags ein wenig lüftet, abends aber wieder zudecket.

Im Februar.

Auch da kann man noch wenig vornehmen, außer was auf dem Mistbeete ist, welches man in diesem Monate macht, und ansäet. Die Artischoken werden wieder behandelt, wie im vorigen Monate gedacht worden: Ist es gut Wetter, und der Boden offen, so kann man auch Petersilien-Kappis = Kohl = und Salatsaamen säen, und frühe Zuckererbser stecken, weil diese von der Kälte nicht so bald Schaden leiden. In den Kellern oder Gewölbern aber soll man nach seinen Saamenhäuptern sehen, daß sie gut bleiben, und solche zu Ende dieses Monats, wo es gut Wetter ist, aussetzen. Rosen, Johannisbeere, Stachelbeere und dergleichen lassen sich jetzt ausnehmen, und verpflanezn. Auf die Spargelländer thut man jetzt Hühner = und Taubenkoth. Man kann auch Spargelsaamen einlegen.

Im März.

Nun gehet das rechte Gartengeschäft an, weil gemeiniglich das Wetter gut ist, da man dann die Länder umgräbt, besäet, besetzet und bestecket, mit

Sa=

Salat, Kappis, Zwibeln, gelben Rüben, Skorzonen, Mangold, Pastinaken, Petersill, rothen Rüben, Zuckererbsen und Rübeln, Rettigen, Lauch und dergleichen. Ists im vorigen Monate noch nicht geschehen, so macht man jetzt beizeit seine Mistbeete, setzet auch alles in den Garten, was Saamen tragen soll, Kappis, Rüben, Zwiebeln ꝛc. im zunehmenden Monde. Was durch die Wurzelertheilung vermehret wird, kann nun auch geschehen, als Wermuth, Rauten, Meerrettig, Salbeyen ꝛc. Man soll seine Rosen und andere Gehäge ausputzen, und einbinden lassen. Wer alte Setzlinge hat, kann solche jetzt versetzen, um beizeiten ihrer zu genießen. Die Spatgelländer räumet man nun wieder ab, daß sie, wenn es gut Wetter, hervorkommen können.

Im April.

Man fährt nun fort, seinen ganzen Garten anzubauen, und was Wetters oder anderer Geschäften halber im März hat unterbleiben müssen, das wird jetzt nachgeholt, und hereingebracht. Weiter versetzt man nun die frühen Pflanzen aus dem Mistbeete in gute Länder, welche die Sonne wohl haben; säet wider die Erdflöhe Aschen und Gerberlohe auf die Länder, stecket Kukümern, Melonen, Kürbis und Bohnen, läßt das Jäten nicht außer Acht, und vertheilet annoch, was zu vertheilen ist. Die Artischoken werden wieder aufgerüstet, und ihre Nebenschosse abgenommen. Monatrettige gesteckt, und das Unkraut weggeschaft.

Im May.

Zu dieser Zeit geschieht das völlige Verpflanzen aller Setzlinge von den Gewächsen, wie auch

das Jäten und Säubern vom Unkraute. Die Spargelländer können nun fleißig besucht, und die Spargeln abgeschnitten werden; was im Garten gesäet worden, muß man verropfen, damit es nicht zu dick stehe, und die Gehäge von den unnützen Schossen säubern. Man säet noch gelbe Rüben, und steckt Rettige.

Im Juny.

Das Jäten, Versetzen und Begießen machen annoch zu schaffen genug, sonderlich bei dem Kraut und Salat; Rosen müssen anjetzo auch gesammelt, und zum Gebrauch nützlich angewendet werden. Zu Ende des vorhergehenden oder Anfang dieses Monats steckt man Winterrettige in guten und tief umgegrabenen Grund. Um Johannis pflegt man auch die Zwiebeln umzutretten, daß sie nicht in Saamen schießen, hingegen im Boden größer werden, welches einige erst im July thun. Was vom Saamen zeitig wird, muß man abnehmen, die Scharlotten aus dem Boden nehmen, und auslesen, Winterrettig aber stecken, und kleine Kukumern sammeln.

Im July.

Jetzt soll man auf seine Saamen wohl Acht haben, und sie zu rechter Zeit einsammeln, damit sie nicht ausfallen, oder von den Vögeln gefressen werden. Das Kraut muß nun zum erstenmal abgeblattet werden, auch soll man alle Abende, wo es nöthig ist, fleißig begießen. Die Zwiebeln nimmt man aus der Erde, und verwahrt sie zum Gebrauch. Endivien aber setzt man nun, um dessen auf den Winter zu genießen. Es wer-

den

den auch noch Winterrettige gesteckt, und kleine Kukumern gesammelt.

Im August.

In diesem Monate ist die Sonnenhitze sehr groß, daher wenig im Garten zu thun, außer daß man Spinat und Sonnenwirbeln säet, zum Gebrauch auf den Winter und Frühling. Wer frühe Kappissetzlinge haben will, säet um Bartholomäi Saamen unter den Spinat, oder besonders, so kann man sie noch vor dem Winter, oder doch nach Belieben frühe versetzen. Wenn der Winter nicht gar zu kalt, so dauern auch die Salatstöcklein, daß man sich deren im Frühling mit Nutzen bedienet. Das Begießen muß jetzo Abends nicht vergessen werden. Die Saamenkukumern bricht man ab, und legt sie an einen lüftigen Ort, bis man die Sammen ausmachen kann. Das Kraut wird abgeblattet, und der Majoran abgeschnitten.

Im September.

Nun müssen die Spargelbeete von allem Unkraute gereiniget, die Stängeln abgeschnitten, und die Erde bei einbrechenden Froste mit Tauben- oder Hühnerkoth bedeckt werden. Man kann auch noch Kohl- und Kappissaamen säen auf künftigen Frühling, ferner Spinat, Peterling und Winterrapunzeln. Wenn man die Winterendivien bindet, so wird er im Garten weiß zum Salat. Die Beete im Keller muß man anfangen zu rüsten zu seinen Gewächsen und Küchenspeisen.

Im Oktober.

Nunmehr, da sich alles zum Winter schicket, muß man sein Kraut, Kohl, Kaulirabi, Karfiol und Wurzelwerk, so man zur Speise gebrauchen will, aus dem Garten in den Keller oder in Gewölbe thun, auch Sellery und Endivien, welche leztere man zuvor etliche Tage an einem lüftigen Orte abwelken läßt, und sie nochmals in trocknen Sand einlegt. Die leeren Länder und Gartenbeetlein läßt man bedüngen, und umschorren; die Artischocken aber mit Flachs= oder Hanfägeln bedecken, wenn es recht kalt wird.

Im November.

Weil wegen einbrechendem Winter in den Gärten alles kahl aussieht, und wenig zu schaffen, so soll man die Mistbeete ausschlagen, die gute Erde auf ein Häuflein thun, den halbverwesenen Roßdung aber darauf legen, und dieselbe also bedecken, so kann man solche nach Belieben haben, wo anderst die Kälte nicht gar zu groß ist. Den Winterkohl, auch andern, kann man im Garten einschlagen, wenn es gar zu kalt wird, mit Erbsenstroh bedecken, so thut er gar gut, und ist immer zu haben. Ist das Umschorren noch nicht geschehen, so soll man es jetzt thun. Im Keller muß man auch nach seinen Gewächsen sehen.

Im Dezember.

Zu dieser Zeit ist das Gartengeschäft zu Ende, und im Garten gar nichts anzufangen; deswegen muß man sich im Hause behelfen, in Kellern und Gewölbern nach dem Eingesetzten sehen, daß nichts

verfaule, auch die Saamen ausmachen, säubern, und sortiren. Endlich kann man auch Mist in die Gärten führen, zu künftigen Vorrath nnd Gebrauch.

Eilftens. Vom Stand der Arzneykräuter.

Da es auf den Ort, wohin die Arzneykräuter hingepflanzt werden, etwas ankömmt, damit sie ihre erforderliche Güte und Kräften erhalten: so ist in der vorigen Ausgabe der Unterricht hinzu gefüget worden, was sie für eine Lage haben sollen, den man auch diesmal nicht weglassen will. Es wird jedoch noch anzumerken für nöthig erachtet, daß man nicht die in dem vorhergehenden Kapitel angeführten Arzneygewächse in einem Privatgarten anzupflanzen habe, wozu gewöhnlich der Platz zu beschränkt seyn dürfte, sondern ein jeder kann diejenigen daraus wählen, die er nöthig zu haben glaubt; vornehmlich zu den Kräuterbrühen.

So wollen demnach stehen

Gegen Ost oder Morgen:

Maurautten, Sanikel, Vehedistel und Knabenkraut.

Gegen Süd oder Mittag:

Scharlach, Tobak, Aloe, Kardobenedikt, Ehrenpreiß, Holzwurz, Erdbeer, Enzian, Koriander, Quendel und Taubenkraut.

Gegen West oder Abend:

Süßholz, Liebstöckel, Aneis, Benediktwurz, Durchwachs, Schöbkraut und Wermuth.

Ge=

Gegen Nord oder Mitternacht:

Betonien, Haselwurz, Heidnisch Wundkraut, Hirschzungen, Judenkirschen, Tormentill, Stern, Leberkraut, Angelika, Hauswurz, Meisterwurz, Schlüsselblumen, Baldrian, Stockwurz, Isopen, Basiliken, Lavendel, Majoran, Melissen, Beimentheer, Poley, Rauten, Salbey, Saturni, fleckigt Lungenkraut, Stöchas, Aron, Rhapontik, Andora und Rießwurz.

Fenchel, Dill, Pfefferkraut und Meerrettig thun überall gut, und wachsen, wo sie nur guten Boden finden.

Zwölftens. Vom Sammeln und Bewahren der Kräuter und Wurzeln.

Blumen und Kräuter soll man abbrechen und sammeln, ehe sie zur völligen Zeitigung gelangen: denn in diesem Zustande stehen sie schon im Anfange des Abnehmens.

Alle Kräuter, Blumen und Wurzeln, die man zum Distilliren gebrauchen will, sollen Morgens Frühe, und wo möglich, vor Sonnenaufgang gesammelt werden. Will man sie aber zu andern Gebrauch dörren und aufheben, so soll es doch Vormittags geschehen, nachdem sie etwas von der Nässe durch die Sonne getrocknet worden, weil sie sonst leichtlich schimmeln, und also verderben.

Solche Sammlung aber muß an einem hellen stillen und trocknen Tage geschehen, weil sonst die Arzneykräuter leichtlich einen Fehler an sich haben.

Zum Distilliren sind die Kräuter am besten, welche im May und Juny gesammelt werden, sonst kann man auch noch wohl einige (die man öfters

nicht eher haben kann) im July und August, aber nicht später, sammeln.

Wer Blumen und Blüthen sammeln will, muß solche gleich abbrechen, wenn sie sich aufthun, weil sonst ihre beste Kraft dahin ist, wenn sie schon eine Zeitlang offen gestanden sind.

Die Wurzeln, welche man zum Arzneyzebrauch nöthig hat, sollen nie im Sommer, da sie Stängel haben, sondern entweder im Frühlinge, ehe sie schießen, da die Kraft noch völlig beisammen, oder im Herbste, da sie wieder zurückgezogen, gegraben werden. Wurzeln, die Stängel tragen, taugen nicht viel.

Die gesammelten Kräuter und Wurzeln muß man von allem Unrathe fleißig reinigen, doch aber, soviel möglich, ohne Benetzung oder Waschen solches thun.

Blumen soll man zwischen zwey Tüchern in frischer Luft, doch ohne Sonne, dörren und trocknen. Kräuter, die saftige Stängel haben, soll man an der Sonne abtrocknen lassen, andere aber im Schatten, doch an keinem erhöhten Orte. Wurzeln soll man zu runden Scheiblein schneiden, einen Faden durchziehen, und also im Schatten, doch lüftig dörren.

Blumen dauern nicht länger, als ein, Kräuter zwey, distillirte Wässer höchsteus drey, viele Wurzeln aber noch mehr Jahre. Alantwurzel nur zwey, Schollwurz drey, Holzwurz sechs, Angelika und Enzian wohl auch soviele Jahre.

Die gedörrten Kräuter und Wurzeln, auch Blumen, werden am besten in hölzernen Schachteln und Gefäßen verwahret, und zwar an schattigten, doch trocknen Oertern.

Drey-

Dreyzehntens. Von den monatlichen Verrichtungen an den Bäumen.

Im Jäner.

Da ist zwar wegen des Winters wenig zu thun im Garten, doch nach des Wetters Beschaffenheit kann man seine Bäume umgraben, und bedüngen, aber ohne die blosse Wurzel zu berühren. Die Raupennester soll man suchen, und abnehmen, auch solche entweder verbrennen, oder vergraben, oder in ein fliessendes Wasser tragen lassen. Wann der Boden offen ist, und keine scharfe Nordwinde wehen, kann man an trocknen Orten wilde und geschlachte Bäume setzen, die Pfähle oder Stützen darzu anschaffen, spitzen und rüsten, auch das Baumwachs in Vorrath machen. Endlich soll man fleißig nach seinen Bäumen sehen, ob die Winde nichts daran beschädigt haben, oder auch verletzen könnten, um dagegen Anstalt zu machen. Ist es gut Wetter, so kann man auch nach seinen Lusthölzern sehen, und dieselben ausbessern, oder einbinden.

Im Februar.

Was im Jäner hätte geschehen sollen, und etwa vergessen worden, soll nun nachgeholt werden. Uiber solches kann man nun, so der Boden offen ist, die Kerne und Steine von allerley Obst einlegen; insonderheit bei gutem Wetter pfropfen oder Pfropfreißer brechen, zuerst vom Steinobst, hernach vom Kernobst, die man hernach im Keller an einem trocknen Orte im Sand oder Erde bis zum Gebrauch verwahret. Zu Ausgang dieses Monats, wenn es gut Wetter, und keine scharfen

Winde wehen, kann man schon Steinobst in Spalt pfropfen. Man hauet an Bäumen aus, was hinweg soll, sonderlich das Dürre und die Wasserschosse; beschneidet den Zwergbaum, zuerst die Birn- hernach die Aepfel- und endlich die Aprikosen- und Pfirsigbäume. Allerley Bruthen von Haselstauden, Stachelbeeren, Rosen und dergleichen kann man bei gutem Wetter ausheben und versetzen. Nicht weniger können Bäume versetzt werden, wo man sie hin haben will, wenn das Wetter offen ist. Endlich ist auch das Schrepfen, wo man es nöthig hat, nicht zu vergessen.

Im März.

Hier muß nachgeholt werden, was im vorhergehenden Monate nicht geschehen, entweder des etwa noch allzu rauhen Wetters, oder anderer Ursachen halber, mit Kern einlegen, Bäume beschneiden, behauen und versetzen. Nun nimmt man auch, wenn es gut warm Wetter ist, das Ablaktiren vor. Pfropfreiser vom Kernobst, Aepfeln und Birnen, werden vollends gebrochen, desgleichen gehet das Spaltimpfen besonders in diesem Monate vonstatten: einige pfropfen auch jetzo in den Kerb, und wenn es früher Jahrgang ist, in die Rinde. Man muß nun bei feuchten Wetter das Moos von Bäumen sauber abräumen, auch den Bäumen, die mit Erde angehäuft, oder mit Stroh verbunden waren, wegen der Kälte, Luft machen. Wenn die Bäume in diesem Monate blühen, so soll man sie bis auf die Wurzel aufgraben, und täglich mit Wasser begießen, so soll ihnen der Frost nicht leicht schaden. Die Gehäge von Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren müssen in diesem Monate eingebunden,

und die Lücken ausgebessert werden. Wenn der Jahrgang spät, oder man an einem winterigen Orte wohnet, kann man jetzt erst seinen Bäumen schrepfen. Was an den Bäumen beschädigt oder zerrissen, kann man ausschneiden und verstreichen. Die Baumschollen werden gehackt, doch behutsam wegen den Wurzeln,

Im April.

Nun soll man keinen Baum, der schon Laub getrieben, mehr versetzen, noch bedüngen, kein Steinobst mehr pfropfen, noch den Bäumen schrepfen, wenn anders nicht ein später Frühling gewesen, aber impfen in Spalt, Kerb und die Rinde kann man nach dem letzten Viertl, und den Ameisen wehren, und die neuen Wurm-oder Raupennester suchen, und bei nassen Wetter verderben, weil einige sehr schädliche Gattungen sodann beisammen sind; auch wenn es hitzig Wetter, seine Bäume, besonders die nicht recht fortwollen, mit sonnenwarmen Wasser, darinnen Fleisch gewaschen, oder Rindsblut zerrieben, oder Mistlacken eingemischt worden, Morgens begießen. An gepfropften Bäumen sieht man nach den Nebenausschlägen, damit solche bald abgerieben oder geschnitten, und mit Baumwachs verstrichen werden. Den jungen, besonders Zwergbäumen, die reichlich blühen, nimmt man einen Theil davon, damit sie nicht verderben; wie auch den erst jährigen Pfropfreisern. So soll man auch das Gras um die niedrig gepfropften Bäume nicht aufkommen lassen, daß sie nicht ersticken, und abgetrieben werden. Wo etwa das Baumwachs von solchen abgegangen, muß man's um des Regens willen wieder frisch zustreichen. Die

Spalierbäume sollen nun angebunden und besorget werden. Um die neugesetzten Wildlinge kann man wohl verwesenen Schweinsmist legen, auch noch Maulbeerbäume setzen.

Im May.

Weil nun der völlige Saft in den Bäumen, und die Wärme da ist, so ist nicht viel mit den Bäumen zu thun, als daß man seine jungen Bäume und Reiser vor allem Ungeziefer, Mayenkäfern, Raupen, Schnecken, Ameisen und Vögeln verwahre, und solchen wehre. Die Wasserschossen an Zwergbäumen nicht aufkommen lassen, und den Ort mit guten Baumwachs verwahren; auch wenn das Wetter heiß, das Begießen nicht vergessen, das Unkraut nicht überhand nehmen lassen, und sonsten mit Schneiden oder Behauen der Bäume schonen, und sie also fortwachsen lassen, da man einen guten Fortgang sehen wird.

Im Juny.

Mit Schneiden ist an Bäumen gar nichts in diesem Monate zu thun, außer daß man ihnen schrepft, wo es im Februar nicht geschehen, oder sie bescheret. Weil bei vollem Safte die junge Baumrinde gern ausreißet, so muß man fleißig darnach sehen, mit Schrepfen helfen, und das aufgerissene mit Baumwachs zustreichen. Die Raupen, Würmer und Ameisen muß man wegschaffen, das Unkraut in dem Kern und Baumschollen ausrotten, und die Bäume, so nicht recht fortwollen, mit Wasser von Mistlacken, und mit Rindsblut des Abends begießen, auch gute Erde hinzu schütten. Nun kann man auch Pfeiflein oder Röhrlein, desgleichen

gleichen das Steinobst um Johanni okuliren; nach seinen Pfropfreisern muß man auch fleißig sehen, daß ihr frischer und zarter Trieb durch nichts beschädigt werde; und was in diesem Monate nicht treibt, das bleibt aus, da man die Beiaugen und Nebenschosse muß aufkommen lassen, damit das Stämmchen erhalten werde.

Im July.

Weil in diesem Monate die größte Hitze ist, so muß man gar nichts an den Bäumen schneiden, sonsten es leichtlich den Brand verursachet. Das Okuliren aber kann man beim Stein- und Kernobst fortsetzen; bei schwachen Bäumchen die taugliche Wässerung nicht vergessen, Steine von jetztzeitigen Früchten sammeln, die reichlich tragenden hochstämmigen Bäume mit Stützen versehen, an Zwergbäumen das überflüssige und untaugliche Obst abbrechen, und seine Impfen wegen der Ameisen wohl in Acht nehmen, auch wo etwa einige Baumwurzeln blos sind, solche mit Erde beschütten.

Im August.

Man okulirt noch in das schlafende Aug vom Kernobst, schneidet die Wasserschosse, und das allzu geile Gewächs von hohen und Zwergbäumen hinweg, verstreicht den Ort mit Baumwachs, und nimmt das Frühobst ab, das späte aber verwahret man mit Stützen; und so sich etwas vom Brande oder andern Schaden an Bäumen zeiget, muß mans ausschneiden und verstreichen. Die Bäume hackt man ein wenig auf, und reiniget sie vom Unkraute; siehet auch nach seinen Impfen, und bewahret sie wider allerley Unfälle. Man macht zu Ende dieses

Monats Löcher, im Herbste junge Bäume darein zu setzen; und sammelt allerley Kerne vom besten Obste zum künftigen Säen.

Im September.

Weil es gegen den Spätling gehet, so fängt der Saft in Bäumen an stark zurückzutreten, deswegen man beim Baumwerk wieder genug zu thun hat. Man beschneidet die unnützen Zweige an Bäumen, versetzet schon einige, besonders, was dickes Mark hat, doch nicht zu früh, und thut wohl verwesenen Schweinsdung mit guter Erde vermischt, auch ausgelangte Asche zu den Bäumen, wodurch sie sonderlich gestärkt werden. Das Obst wird nach und nach bei guten Wetter, wenn es lang dauern soll, abgenommen. Man siehet noch immer fleißig nach seiner Kern- und Baumschule, auch dem Impfen und Spalierbäumen; und sammelt abermal Kerne vom guten Obste.

Im Oktober.

Nun thut man das Winterobst völlig von den Bäumen, und läßt dieselben bis auf die Wurzel, doch ohne deren Verletzung, aufgraben, junge Baume aber, zahme und wilde, versetzen, wenn sie schon das Laub, wo nicht gar, doch meistens verloren haben. Was von Hecken oder Staudenwerk soll versetzt werden, geschieht jetzt am bequemsten. Was an Bäumen wegzuschneiden, kann nun wieder geschehen, auch Moos und anderer Unrath abgeräumet werden.

Im

Im November.

Jetzt thut man verwesenen Dung zu den Bäumen, doch nicht auf die blossen Wurzeln, und gegen den Advent kann man die Erde wieder zufüllen, auch wo es nicht genug, andere taugliche dazu thun. Man versetzt annoch allerley Bäume und Stauden, behauet, wo es warm Land ist, alles dürre und untaugliche, kratzet das Moos bei feuchtem Wetter ab, und verwahret seine Bäumchen mit Stroh wider die Kälte, und anderes Ungemach, bindet sie auch wohl an, daß ihnen die Winde im Winter keinen Schaden thun. Bei den Zwerg- und Spalierbäumen legt man Roßmist auf die Erde, die Wurzeln zu bedecken.

Im Dezember.

Anjetzo verbietet die Kälte, der Wind und Schnee in die Gärten zu gehen: es ist auch nichts darin zu thun, als daß man nach den Raupennestern sieht, und sie wegthut, auch die aufgegrabenen Bäume wieder zugräbt, und die Wurzeln mit Erde und Dung wider die Kälte beschirmet, nichts aber stümmelt oder schneidet. Man kann endlich auch Löcher machen lassen, darein im Frühlinge Bäume zu setzen. Wo Hasen oder Vieh zu den jungen Bäumen kommen können, müssen sie mit Stroh oder Dornen verbunden werden.

Vierzehntens. Eine Generalanweisung, was in jedem Monate des Jahrs ein Blumengärtner zu thun habe.

Im Jäner.

Im Garten ist wegen der Jahreszeit nichts zu thun, deswegen ein Blumenliebhaber nur auf seine Einsetzzimmer oder Keller zu sehen hat, wie die Gewächse darinnen stehen, ob sie nicht schimmeln, da man ihnen alsobald davon helfen, und sie säubern soll, sonst müssen sie verderben, indem der Schimmel eine Anzeige der Fäulniß ist. So es auch vonnöthen, und man nach angezeigter Probe findet, daß sie zu trocken sind, soll man außen am Rande, aber ja Stamm und Laub unberührt, solche mit lauwarmen Wasser befeuchten, daß die Näße zu der Wurzel dringe. Wenn es etwa gelinde Täge und Sonnenscheine giebt, so muß man die Läden oder Fenster um den Mittag öfnen, gegen Abend aber beizeit wieder zumachen. Die ersten Ranunkeln und Anemonien kann man einlegen, welche alsdann im April floriren. Im übrigen ist nicht viel zu thun, außer daß man etwa Stöcklein zum künftigen Gebrauch schnitzet, desgleichen seine Saamen ausmacht, zusammenliest und aufhebet.

Im Februar.

Weil dieses auch noch ein, und zwar gemeiniglich harter Wintermonat ist, so kann man ebenfalls nichts sonderliches anfangen, ohne daß man, was im vorigen bemerkt worden, in diesem auch beobachtet, fleißige Art auf seine eingesetzte Gewächse hat, Ranunkeln und Anemonien wieder einlegt, und

seine

seine Saamen zum nächsten Aussäen zurichtet. Wie man den Levkojen und Nelkensaamen in dazu gemachte, und mit guter Erde angefüllte Kästl säen, solche nachgehends in einem temperirten Zimmer aufhalten solle, so wird man frühzeitig Pflanzen zum Versetzen haben. Endlich soll man, wers gedenkt zu haben, jetzt ein Mistbeet zurichten, mit guter Erde versehen, und also zu baldiger Saat zubereiten.

Im März.

In diesem, als dem ersten Frühlingsmonate, fangen wieder etwelche Pflanzen an sich zu zeigen, deswegen sich bei einem Blumengärtner schon mehrere Geschäfte zeigen: und zwar, so ist das erste, daß er seine Levkojen, Nelken, und andere Stöcke, die vor andern etwas dauern können, so das Wetter nicht allzu rauh ist, bei Tag an die Luft bringe, Abends wieder einstelle; welches sonderlich dienet, eine frühe Flor zu bekommen; hernach soll er in das zubereitete Mistbeet nachfolgenden Saamen säen, nämlich von Levkojen, Nelken, Balsamina, Nasturtio indigo, Floribus africanis, Cyano moschato, Flore admirabili, Ricino, Convolvulo, Chrysanthemo, Thlaspi, Pipere indico und dergleichen; einige andere, die die Kälte ausstehen können, und das Versetzen nicht leiden wollen, soll er in die dazu zugerüsteten Blumenbeete ins Land säen, nämlich Rittersporn von allerley Farben, Ringelblumen, Skabiosen, Anthirrenon, gefüllte Oelmagen, und Schnollen ꝛc. so er etwas einfassen, oder einige Formen anlegen will, soll es ebenmässig jetzt geschehen, so wirds glücklich anwachsen und wohl gerathen; desgleichen kann

kann er jetzt seine Blumen, Bäumlein, oder Syringen, Schneeballen, Rosen, Periklimenon, wilden Jasmin ꝛc. umsetzen, nicht weniger die Arzneykräuter, Salbey, Quendel, Rauten, Lavendel, Stockwurz; Melissen, Edelleberkraut, Primula Veris, Auricula Ursi, Umbilicum Veneris, Satyrion, und dergleichen. Endlich hat er Anemonien und Ranunkeln einzusetzen, vornehmlich aber die trächtigen Hyaciathos tuberosos einzulegen, und ihrer nach obiger Anweisung wohl zu warten. Man kann sie zwar im Jäner oder Februar einsetzen, es ist aber sicherer, wenn es jetzt erst geschieht, weil sie sonst in Gefahr stehen, entweder gar zu verfaulen, oder doch um die Flor zu kommen, wo man sie nicht gar wohl zu traktiren weis, sonderlich aber soll ein Blumenliebhaber in diesem Monat sich mit genugsamer und tauglicher Erde versehen, um im künftigen seine Gewächse ungehindert versetzen zu können. Wer Lorbeerbäumlein von den Beeten begehrt zu erziehen, legt solche anjetzt auch ein. So es das Wetter zuläßt, versetzt man nun seine Nelkenstöcke, welche hernach zu rechter Zeit floriren; man kann auch wieder Levkojen säen.

Im April.

Weil nun alles wieder neues Leben beginnt zu empfinden, und die zuvor gleichsam erstorbene Natur überall in den Gewächsen sich durch neuen Trieb zeiget, so darf sich auch kein Lustgärtner zu träg finden lassen, sondern muß wohl wissen, sich in die Zeit zu richten. Was zwar die fremden Gewächse anbelangt, Pomeranzen, Zitronen, Jaßminen ꝛc. so därfen selbe noch nicht heraus, sondern

wegen etwa noch besorglichen Frost nur die Läden und Fenster bei ihnen geöfnet werden; aber Nelken, Levkojen, Lychnis Coronaria Chalcedonia, Cheiri können und dürfen sicher in ihren alten Platz im Garten, oder vor dem Fenster wieder gestellet werden, und nachdem diese bei zehen oder vierzehn Tage in freyer Luft gestanden, sollen sie völlig umgesetzt, oder doch wenigstens die alte Erde bis auf die Wurzel hinweggeräumet, und gute frische beigelegt werden, so werden sie wohl wachsen und floriren. Was man sonst für junge Pflanzen will durch Einlegen der Zweige von Rosmarin, Myrto Maro, Zitronen, und andern erziehen, soll jetzt in eine gute Erde eingelegt, und ihrer mit Begießung und Jäten fleißig gewartet werden. Die von den trächtigen Tuberosen abgenommenen Jungen werden nun vollends ins Land oder in Geschirre eingelegt, damit sie stärker, und künftighin auch trächtig werden. Wer kein Mistbeet gehabt, säet jetzt seine Sommergewächse in wohl zubereitete Erde ins freye Land, so werden sie nichts destoweniger aufgehen, und hernach wohl wachsen, ja manchmal eher und besser, als die andern, indem die im Mistlande erzogenen zarten Pflanzen den Wind und starken Boden nicht sobald gewöhnen können, als diese, da sie oft im Wachsen stecken bleiben. Es sollen auch die Blumenfelder vom Unkraute und alten Stängeln wohl gesäubert werden, damit das neue Gewächs seinen Fortgang ungehindert habe. So etwa ein Liebhaber einige Fibrosische Gewächse nicht hat, und doch dieses Jahr ihre Flor annoch verlanget, so lassen sie sich noch wohl anjetzt umsetzen, als da sind: Violo matronalis, Lychnis coronaria,

und Chalcedonica, Flos Amerius Cardinalis, Flos Cuculi, und was deren mehr sind. Jetzt ists auch die beste Zeit, die mit Buxbaum, oder andern eingefaßten Blumenbeetlein abzustutzen, und zu beschneiden, ehe die Hitze stärker kommt, so erholen sie sich zuvor, und wachsen frisch fort.

Im May.

Dieses ist der lieblichste Monat im ganzen Jahre, da alles in völligen Wachsthum kommt, auch die rauhe Winterluft, wenn es ordentlich geht nachläßt: daher nun alle Bäumlein, so wegen besorglicher Kälte noch im Winterquartiere gelassen worden, ohne Sorge an die freye Luft dürfen gebracht werden, welche man, so etwas dürres oder überflüßiges daran, ausputzen und säubern muß. So kann man auch zu dieser Zeit dieselben glücklich und wohl in die oben beschriebene Erde versetzen. Wer junge von Kernen gezogene Zitronen und Pomeranzenstämmlein hat, soll sie umsetzen, so werden solche schön wachsen, und bald zum Okuliren tüchtig werden. Es lassen sich auch in diesem Monate junge Rosmarinzweige, auch vom goldenen Lack und Levkojen einlegen: sonderlich aber die Blätter der Opuntia, wer sie zu vermehren gedenket, müssen jetzt eingesetzt werden; hat Jemand noch einige Anemonen oder Tuberosen übrig, so legt er solche noch ein; jätet im übrigen seine Beetlein fleißig, und siehet sorgfältig nach seinen Gewächsen, ob alle von dem vergangenen Winter unbeschädigt davon gekommen. Die Wurzelbeisätze sollen auch in diesem Monate abgenommen, und anderswohin versetzt werden; was man von Gewächsen nicht gerne versetzt, oder etwa

nicht

nicht versetzen kann, dazu soll man doch, wie auch obgemeldet, gute frische Erde legen, nachdem die alte zuvor bis auf die Wurzel weggeräumet worden. So soll man auch jetzt seine jungen Levkojen, auch andere Sommergewächse, die zur gebührenden Größe erwachsen, in dazu bereitete Felder versetzen, und mit Begießen fleißig warten, bis sie angewachsen sind. Wer auch noch einige Nelkenstöcke zum Versetzen übrig gelassen, kanns jetzt thun, so werden sie etwas später, als die erstern ihre Blumen bringen. Endlich sieht der Blumengärtner nach dem, so an Geländern anwachsen soll, als: Masturtium Indicum majus, Convolvulus hispanicus major, Phaseoli Brasiliani &c. daß ers gebührend anleite und aufbinde, sonst ist es leichtlich in Unordnung verwachsen. Jetzt hat er gleichfalls die beste Zeit zum Okuliren und Ablaktiren, theils weil der Saft nun völlig in den Bäumen, theils weil keine Kälte mehr zurück, die solchen schaden könnte, sonderlich, was die fremden Gewächse und Bäumlein betrift. Desgleichen lassen sich auch nun einige Scherblein an Nelken, und die raren Jasminen anhängen, welche hernach bis gegen den Spätling unabgelößt gelassen werden, da sie indessen genug Wurzeln schlagen, wiewohl bei den Jaßminen das sicherste, so man sie über den Winter am Stocke läßt, und im Frühlinge, da der Trieb ohnehin wieder in die Gewächse komt, erst abnimmt, bei den Nelken aber kann mans sicher abnehmen.

Im Juny.

Nun fängt der warme Sommer an, und zeigt sich durch starken Trieb in den Gewächsen, da ge-

wiß, was in diesem Monate nicht treibt, nimmermehr einiges Leben hat, sondern völlig erstorben ist. Jetzt kann man auch wieder durch das Okuliren und Ablaktiren seine fremden Gewächse vermehren, desgleichen mit Anhängung der Scherben, wie bei den Nelken geschieht. So der Rosmarin oder Thymus Creticus blühet, kann man beiden, sonderlich dem ersten, seine Blüthe fleißig abnehmen: welches auch zu seiner Zeit bei den blühenden Zitronen- und Pomeranzenbäumen zu beobachten, daß man nähmlich den Uiberfluß davon abnehme, so werden die übrigen desto besser wachsen, und vollkommen werden. Die jungen eingelegten Zweige von Rosmarin, Maro Vero, Myrtho, und anderen müssen jetzt fleißig vom Unkraute gesäubert, die Erde bei ihnen gelockert, und ihrer mit Begießung wohl gewartet werden. Es werden auch noch einige Levkojenpflanzen versetzt, nicht weniger andere Sommergewächse. Eben also nimt man auch jetzt den Jukko gloriosa ihre untersten Blätter ab, da aber der Ort alsobald mit Asche, oder zermalmetter Kreide bestreuet, und, so er ein wenig trocknen, mit Baumwachs überstreichen, und solchergestalten vor der Fäulniß versichert werden muß. Weil auch bereits einige Blumen verblühet, so kann man nach ihren Saamen fleißig sehen, um solchen abzunehmen: absonderlich nimmt man zu Ende dieses Monats seine Ranunkeln und Anemonien wieder aus, nachdem ihre Blätter völlig verdorrt, und die Erde bei ihnen wohl ausgetrocknet ist. Nicht weniger pflegt der Lustgärtner um Johanni bei trocknem Wetter seine Tulipanenzwiebel, die frühe floriret, auszunehmen, und vor den Mäusen wohl zu verwahren. Endlich soll er

ins=

insgemein fleißig nach allen seinen Gewächsen sehen, damit keinem ein Unfall zustosse, sonderlich aber ihr Begießen gebührend sich angelegen seyn lassen. Vor allem aber hat man jetzt und im July wohl auf die sogenannten Ohrhöhlen Acht zu geben, daß sie nicht die Nelkenköpfe ausfressen und verderben, weil sie solchen sehr gefährlich sind, solchen soll man auf die bei Beschreibung der Nelken angezeigte Weise vorbeugen, und also seine Blumen erhalten.

Im July.

In diesem Monate ist es Zeit, an die Nelkenstöcke, so defloriret haben, Anhenker zu machen. oder auch einige davon abgeschnittene Zweige unten ein wenig zu spalten, und also in gute Erde einzulegen, hernach in Schatten zu setzen. Doch schonet man billig mit dieser andern Art der edlen Gattungen, und bedienet sich der erstern, durch welche nicht soviele Zweige verderbet werden, die andere taugt nur für die geringeren. Nachdem auch die Anhenkscherblein also an die Stöcke gebracht worden, müssen sie der meisten Sonne entzogen, und an schattige Oerter gestellet, auch sonderlich die Anhenker fleißig begossen werden. Und weil nun die Blumensaamen meistens zeitig werden, so muß man solche fleißig in Acht nehmen, und abbrechen, da sie hernach an trocknen Oertern verwahret werden. Wegen des Ungeziefers, der Rauppen, Schnecken und Ohrengrübler, muß man besonders zu dieser Zeit wohl nach seinen Gewächsen sehen, daß sie von solchen nicht Noth leiden: zumal auch in diesem Monate die Hitze sehr groß, so müssen die Gewächse alle Abende mit Teich- Gräben- oder

Bachwasser gebührende Begießung haben, damit sie nicht verdorren, und an ihrer Flor gehindert werden. Keine Versetzung soll man in diesem und dem vorhergehenden Monate vornehmen, weil jetzt alles insgemein zu verderben pflegt. Um Jakobi bei trocknem Wetter nimmt man seine übrigen Tulipanen, Königskronen, Narzißen, Hiazinthen, Frittillarien, Zwiebeln aus, und traktiret sie, wie oben gedacht worden. So etwa auch einige Tulipanen, Königskronen, oder Nelkensaamen zeitig, nimmt man ihn ab, und säet ihn, nach angezeigter Weise, gleich wieder in die dazu bereitete Erde.

Im August.

Hier fängt die Flor der meisten Blumenpflanzen an aufzuhören, daher, wie im Juny und July gemeldet, also auch jetzt die Blumensaamen zu rechter Zeit mit Fleiß sollen gesammelt werden, um sie im folgenden Jahre wieder aussäen zu können. Nun wird die Iris Susiana ausgenommen, und wie an seinem Orte gedacht, zertheilt und verpflanzt. So auch etwa das Ausnehmen der Zwiebelgewächse im vorigen Monate nicht geschehen, kann mans jetzt vornehmen: desgleichen werden um diese Zeit Zweige von Levkojen und Chetri abgebrochen, und in gute Erde gedruckt, welche, so mans in Schatten, doch freyen Luft stellt, bald anwachsen, und treiben. Gegen Bartholomäi versetzt man die Bäumlein und Stäudlein, welche man will, oder es bedürfen, Myrtus, Balaustia, Flos Leonurus, Olea, Genista &c. und beschneidet auch nochmal seine Blumenfelder, so mit Buxbaum, Quendel eingefaßt sind. Nicht weniger lassen sich annoch

An=

Anhenker an die Nelkenstöcke machen, so vor dem Winter einzuwurzeln. Was man in diesem Monate versetzen will, soll erst zu Ende desselben geschehen; Einige pflegen also auch ihre Nelken zu versetzen, sonderlich die, so vom Saamen erzogen worden, so jedem frey stehet. Endlich ist nöthig, daß ein Blumengärtner um diese Zeit seine Beete wieder zurüste, darein er seine Zwiebelgewächse im folgenden Monate sezen will, welche mit wohl verwesenen Dung ein wenig gebessert, und wohl umgegraben werden müssen.

Im September.

Nun schickt sichs allgemach zum Herbste, und weil die Sonnenhitze vorüber, so darf ein Blumengärtner nun sicher alle seine Vertheil- und Verpflanzungen vornehmen, welche zuvor nicht rathsam gewesen, nämlich bei der Lychnide, Chalcedonica und Coronaria, Viola Matronali, Flore Cuculli, Hepatico Nobili, und anderen. Also müssen nun die ausgenommenen Zwiebelgewächse bei trocknem Wetter wieder eingelegt. und in die Erde gebracht werden. So noch etwas vom Saamen im Garten, muß mans nun vollends abnehmen und aufheben. Die gefüllten Levkojenstöcke, so im Lande stehen, werden nun ausgesetzt, und in Geschirre verpflanzt: ferner die Rosmarin- und Majoranstöcke, auch Myrthen, Feigen, Lorbeer, und dergleichen Blümlein in Geschirre oder Kästlein gepflanzt, um solche vor der Winterkälte verwahren zu können. Die zarten ausländischen Gewächse: Jasminus rarior, Canna Indica, Opuntia &c. müssen nun schon unters Dach gebracht,

und allda vor den besorglichen Reifen versichert, doch noch nicht gar eingesetzt werden. So soll auch ein akkurater Blumengärtner in diesem Monate nicht vergessen, allerley Farben einfacher Levkojenstöcke in Geschirre oder Kästlein zu pflanzen, und den Winter über zu den gefüllten zu setzen, davon wieder vollkommenen Saamen zu erziehen. Nun stellt er auch seine Hyacinthos Tuberosos wieder unters Dach, damit sie austrocknen, und hernach ausgenommen werden können. Was etwa von Nelkenstöcken den Sommer über im Lande gestanden, wird nun auch ausgesetzt.

Im Oktober.

Weil jetzt die rauhe Luft und kalten Nordwinde, auch zuweilen starke Nachtfröste sich spüren lassen, so müssen nun Zitronen, Pomeranzen, Lorbeer, Myrthen völlig eingesetzt werden, nur daß man bei Tag die Fenster oder Läden bei ihnen offen läßt. Was Nelken und Rosmarin, auch Levkojen anbelangt, so müssen solche zuvor ein paar Reife ausstehen, damit sie nicht allzuweich erzogen werden, alsdann bringt man sie auch an ihren Ort; wo sie den Winter über bleiben müssen. Will man Feigen- oder Genistenbäumlein im Lande stehen lassen, so muß man sie wohl mit Stroh verbinden, um die Wurzel, doch ohne Berührung des Stamms, mit Roßdung belegen, und mit starken Pfählen wider die rauhen und starken Nordwinde wohl versichern. Gibt es noch einige übrige Zwiebelgewächse, die nicht eingelegt worden, so läßt sichs anjetzt noch thun: Sonst soll man nichts mehr versetzen, weil die Wärme vorüber, und die Gewächse

wächse nimmer anwurzeln, folglich nothleiden müssen. Nun gräbt man auch die Wurzel von dem Flore Mexicano oder sogenannten Schweizerhosen aus, legt sie an einen temperirten Ort in geschnittenes Stroh, hält sie allda bis in den April, da man sie wieder einsetzet, nachdem sie zuvor eine Stunde in laulichtem Wasser gelegen. Die Blumenfelder sollen auch vom Unkraute und dürren Stängeln sauber gereiniget, und die Erde, darin Sommergewächse gestanden, wohl umgegraben und gedünget werden. Wenn der Hyacinthus tuberosus in seinem Geschirre wohl getrocknet ist, so nim̃t man ihn aus, und verwahrt ihn den Winter über in einem temperirten Gemach.

Im November.

Zu dieser Zeit ist gar wenig im Garten, oder bei andern im Geschirre gepflanzten Gewächsen mehr zu thun, als daß ein Blumengärtner nur zusehe, daß so die Kälte zuhart ansetzen sollte, sonderlich so etwa eine trockne Kälte ohne Schnee ist, er die vornehmsten Gewächse im Garten ein wenig mit Erbsen- oder Wikenstroh, oder Tannenreiß bedecke, die in Gemächern eingesetzten aber ein wenig erwärme, doch nicht zuviel, daß sie nicht vergeilen.

Im Dezember.

In diesem, als dem völligen Wintermonate, ist im Garten gar nichts anzufangen, daher ein Blumenliebhaber nur auf die eingesetzten Gewächse fleißig Acht haben soll. So sie etwa zu trocken seyn, soll man sie mit lauwarmen Wasser sorgfäl-

tig begießen, übrigens aber mit fleißiger Obsicht verhüten, daß kein Schade an seinen Gewächsen geschehe.

Fünfzehntens folgen noch etwelche wenige Garten-Anmerkungen.

Was über Winter im Keller soll versetzt werden, als da sind: die Artischocken, Karfiol, Antivi rc. (denn hier handeln wir allein von Küchenkräutern) wird besser in Sand gegraben, als in die Erde, sie verfaulen weniger, bleiben dauerhafter, und schmackhafter darin, oder wenigstens soll die Erde mit Sand vermischt werden; man muß aber nichts naß, sondern alles wohl ausgetrocknet in Keller thun, sonderlich den Antivi, der soll zuvor einige Zeit auf einen trocknen Boden gelegt, und erst alsdann in den Keller gebracht werden. Aller Saamen soll bei schönem Wetter eingesammelt und in trocknen Oertern verwahret werden.

Bei dem Saamen ist wohl zu beobachten, daß man ihn nicht unzeitig sammle, sonst er entweder gar nicht aufgehet, oder doch schlechte Pflanzen gibt. Man sieht es zwar bald an der Farbe, wo man anders weiß, wie von jedem Gewächse der Saame aussieht, dann er gar unterschiedlich ist, schwarz, weiß, braun, gelb, röthlich, rc. wo man aber dieses noch nicht weiß, oder sich nicht gleich erinnern kann, so gebe man nur darauf Acht, wann der Saamen, wenn man ihn zwischen den Fingern quetschen will, nicht weich; sondern hart ist, und gleichsam widerstehet; ist er aber weich, oder gar milchigt, so soll man ihn stehen lassen. Der Salatsaamen hat hierin etwas sonderliches,

daß

daß der Saamen davon nicht zugleich zeigt, sondern theils zeitig ist, theils in der Milch stehet. Hier ist kein besserer Rath, als man nehme sich die Mühe, und lese den zeitigen, der sich wohl zu erkennen gibt, nach und nach ab; oder wo man dieses nicht will, so ziehe man, wenn der Saame meistentheils zeitig scheinet, bei schönem Wetter die Stücke sammt der Wurzel aus, lasse sie heimtragen, und an der Sonne gar vollkommen werden. Dieses ist auch bei dem Rettigsaamen wohl zu bemerken, sonsten wenig davon zu hoffen stehet; wo man aber diesem Rath folget, wird man jederzeit vollkommenen Saamen erziehen, und haben. Aller Saamen soll vorsichtig bewahret werden. Einige machen ihn aus, und verwahren ihn in besondern Kästchen mit Fächern, so dazu bereitet worden; das beste aber ist, wenn man leinene Säckel verfertigt, und die Saamen darin verwahret, wovon weniger auf einander ersticken, Luft genug haben, und also zur künftigen Saat tauglich bleiben. Im Winter muß man den Saamen an einen temperirten Ort thun, wo es weder zu warm, noch zu kalt; auch wohl zu sehen, daß die Mäuse demselben nicht beikommen, weil sie ihm gar gefährlich sind.

Bei dem Säen muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht allen Vorrath auf einmal ausstreue, sondern von jeder Gattung etwas zurückbehalte, damit es um so weniger fehlen könne. Unter den Saamen dauern etwelche lang, etwelche kurz, daß sie bald untüchtig werden, und nimmer aufgehen. Uiberhaupt dauern die runden Saamen länger, als andere. Damit man aber auch hierin nöthigen Bericht haben möge, so will ich hier bei-

N 5 fügen,

fügen, wie lange jeder Saame von den bekanntesten sich halten könne, ohne seine Kraft zu verlieren.

Kraut= Kohl= Rettig= Rüben= und Kressensaamen dauert insgemein = =	4 Jahre.
Lattich = Blumenkohl = Portulak = oder Burzel= und Aneissaamen = = =	3 Jahre.
Spinat= Peterling= Entivien = Melten= Zwiebel= Selleri= Zuckerrüben= Körbel= Melonen = Kürbis= und Kukumernsaamen = = = = = = =	2 Jahre.
Bohnen= Pastinaken= gelbe Rüben=Lang=Spargel= Kardobenedikten=und Tulipanensaamen = = = = = = .	1 Jahr.

Erbsen und Bohnen werden in der Dauer einander gleichgehalten, desgleichen Mangold, rothe Rüben und Spinat. Ist der Saame zu alt, und zweifelt man, ob er aufgehen möchte, so rathen einige, man solle Sauerteig im fliessenden Wasser zerreiben, das Wasser seihen, und den Saamen darin ein wenig einweichen, wodurch er neue Kraft bekommen solle. Bei der Dauer des Saamens kommt es gar viel auf die Aufbewahrungsart an. Wird er schlecht, und an feuchten Orten aufgehoben, so wird er früher zum Aufgehen untüchtig.—

Mit diesem glaub ich nun, über die Gartenangelegenheit viel Nützliches gesagt zu haben, und werde deshalb, um nicht ins allzuweitläufige zu verfallen, meine Vorlesung für heute beschließen.

Die Gesellschaft dankte ihm also für dessen Mittheilung, und gieng sehr vergnügt auseinander.

Vierzehnte Zusammenkunft.

In welcher der Hirt Wendel seine in Erfahrung gebrachte, und bisher mit gutem Erfolge ausgeübte Mittel gegen die Krankheiten der Pferde und andrer Thiere mittheilt.

Ich habe mir, fieng Wendel an, seit meiner vieljährigen Praxis allerhand Erfahrungen gemacht, wie und auf was Art verschiedenes Vieh geheilt werden kann, und wenn mit nach gemachten Versuchen eine Kur gelang, so schrieb ich mirs gleich auf, damit ichs nicht vergessen möchte, wenn ichs etwa in langer Zeit nicht wieder brauchte. Diese meine aufgeschriebenen, und für ächt befundenen Mittel will ich hiemit aus besten guten Willen zum Nutzen anderer Menschen mittheilen, und von den Kuren für die Pferde den Anfang machen:

1) wider das Abnehmen der Pferde.

Das Abnehmen der Pferde ereignet sich öfters ohne einer sichtbaren Ursache. Das Pferd wird schwach und matt, und bekömmt eine rauhe Haut, es verliert sein Fleisch immer mehr und mehr, bis es darauf geht.

Wenn man bei einem Pferde den Anfang dieser Krankheit verspürt, so kann man üblern Folgen durch gegenwärtiges Mittel vorbeugen:

Man mische nämlich 6 ℔ Waizenmehl, 4 Loth zerstossenen Aneissaamen, 1½ Loth Feldkümmel, 1½ Quintl wilden Safransaamen, 3 Loth Bockshorn, 4 Loth Schwefelblumen, 6 Loth Vipern-

pulver,

pulver, 1 Quintl Safran, und 1 ½ Quintl zu Pulver gestossene Kochenille wohl untereinander, und versetze es mit ½ ℔ Baumöl, 1 ½ ℔ Honig und 1 Maaß weißen Weins. Alles dieses wird mit den Händen zu einem Teige gemacht, wenn er zu weich seyn sollte, mit noch etwas Mehl fester gemacht, oder, im Fall er zu hart wäre, mit ein wenig Wasser verdünnet werden kann. Wenn nun diese Species wohl durcheinander gearbeitet sind, so macht man Kugeln daraus, von der Größe einer Mannsfaust, und giebt dem Pferde alle Morgen und Abend eine davon in seinen Trank. Das Wasser muß aber allezeit kalt sein, und wird dem Pferde, wenn es dieses nicht saufen will, kein anderes gegeben, bis es doch endlich der Durst dazu zwinget. Hat es nun einmal davon getrunken, so wird es dieses Wasser lieber, als jedes andere, zu sich nehmen. Zugleich muß man aber auch dafür sorgen, daß es während dieser Zeit gutes Futter bekomme, gelinde Bewegung habe, und dabei doch niemals ermüdet werde; und daß es rein und trocken liege; und so wird das Pferd seinen Muth, sein Fleisch und gutes Ansehen in Kurzem wieder erhalten, und vollkommen gesund werden.

2) Die Pferde gesund und fett zu erhalten.

Um Pferde fett zu erhalten, ihre Haut glänzend zu machen, und sie vor Krankheiten zu verwahren, sucht man zur Zeit, wenn die Nesseln wachsen, diejenigen, die am schärfsten stechen, und sammle einen guten Vorath von ihrem Saamen. Diesen Saamen läßt man nach und nach in dem Ofen, oder, was noch besser ist, an der Sonne

trock=

trocknen; macht denselben zu Pulver, und mischt ungefähr eine hohle Handvoll unter den Haber, womit das Pferd Morgens und Abends gefüttert wird.

3) Ein gutes Verwahrungsmittel wider alle Pferdekrankheiten.

Man nimmt Enzian, Fœnum græcum, Lorbeer, von jedem 1 Pfund, pulverts klein, vermischts untereinander, und gibt den Pferden zur Frühlings- und Herbstzeit, soviel man zwischen den Fingern halten kann, 12 oder 14 Tage lang unter dem Futter zu fressen.

4) Mittel wider das Verrenken der Pferde.

Man zerstosse ½ Unze Nießwurz, und ½ Unze Euphorbium, vermische es mit 1 Unze Lorberöl und 1 Löffelvoll Hanföl, und reibe mit dieser flüssigen Latwerge die Bug des Pferdes, und binde es fest, daß sichs nicht reibt, nach 5 Tägen schmiere man das Pferd mit Olivenöl, und lasse es etwas arbeiten, oder wenigstens Morgens und Abends herumführen.

5) Wider den Rotz der Pferde.

Den Rotz der Pferde heilt man auf folgende Art: Man wirft eine hinlängliche Menge ungelöschten Kalks in ein irdisches Gefäß, und gießet allmählig soviel Wasser darüber, als zum Ablöschen erfordert wird. So wie sich der Kalk allmählig löschet, thut man immer mehr Wasser hinzu, um

ihn

ihn zu verdünnen, seihet das Wasser alsdann durch, und tränkt die Pferde damit. Dabei sprützt man ihnen des Tags 2 bis 3mal folgende Auflösung ein: Man nimmt 40 Gran Merkurii sublimati korrosivi, löset sie in 20 Loth Weingeist auf, und gibt davon 2 Loth in einem Pfunde abgekochten Leimtranke ein.

6) Von dem hitzigen Fieber bei Pferden und dessen Heilart.

Das gewöhnliche Fieber bei Pferden ist eine Krankheit, wobei Hitze mit Kälte abwechselt. Die Ursachen, die dieses Fieber erregen, sind meistens: Uibertreibung der Pferde, wobei sie über ihr Vermögen laufen, und dann gählings stillstehen müssen, unordentlicher Wechsel der Witterung, oder wenn kalte Täge zu schnell auf Warme folgen; dumpfe warme Ställe zur Winterszeit, oder Zurücktretung der Ausdünstung, wenn die Thiere aus der Wärme in die Kälte getrieben werden; auch das Saufen eines kalten Wassers, wenn die Pferde zuvor gejagt, oder erhitzt worden sind, und endlich auch verdorbene Säfte, oder wenn das Blut dieser Thiere scharf oder verdorben ist.

Die Kennzeichen, daß ein Pferd mit dem hitzigen Fieber geplagt werde, sind: ein Schauder, worauf Hitze folgt. ein Eckel vor dem Futter, aufgedunsene, halbzugeschlossene und triefende Augen, Traurigkeit und Kopfhängen, blasse Lippen und Nasenhaut, heißer Athem, stark bewegliche Flanken, Herzklopfen und röthlichen Harn.

Die Zufälle, welche dieses Uibel begleiten, sind: Hartnäckige Verstopfung, Verlust der Kräfte, übermäßige Hitze, und schlechte Verdauung.

Ob-

Obwohl das Fieber für sich nicht gefährlich, noch tödtlich ist, so kann es doch, vermög der Zufälle oft den Tod nach sich ziehen.

Um dieses Uibel zu heilen, verändert man:

1tens. Das gewöhnliche Futter der Thiere, Man gibt ihnen wenig, oder gar keinen Haber, weil dieses nur die Hitze vermehrt; dagegen gibt man ihnen einen Mehltrank, welcher also zubereitet wird:

Man nimmt Roggen= oder etwas anderes Kornmehl 6 Händevoll, und menget dieses mit genugsamen Wasser, so, daß es gesoffen werden kann. Unter dieses thut man 2 Loth gemengten Salpeter, oder 2 Händevoll Küchensalz.

Auch von gutem Heu kann man einen Absud machen, diesen dann mit Mehl rinrühren, Salpeter oder Salz zusetzen, und es dem Thiere zum Tranke geben, und läßt sie hievon saufen, soviel als sie wollen.

2tens. Macht man ihnen eine gute Streue, damit sie sich legen; und ausruhen können; auch belegt man sie mit leichten Decken, und reinigt die Luft im Stalle täglich durch Oefnung der Fenster, oder man verbrennt etwas Wachholderholz.

3tens. Setzt man den Pferden ein Haarseil auf die Brust, womit also verfahren wird:

Man macht an dem Orte, wo man das Haarseil will hineingesetzt haben, einen Einschnitt in die Haut, oben, wo man die Schnur hineinzieht, und einen unten, wo man sie herauszieht; alsdenn führet man diese Schnur zwischen Haut und Fleisch durch, läßt sie stecken, bis es eitert, oder ziehet sie täglich in der Wunde auf und zu; und wenn

sich dadurch das Fieber und die Hitze nicht vermindert, so öfnet man eine Ader.

4tens. Die Verstopfung der Thiere muß man mit Klistiren heben, welche auf folgende Art zubereitet werden:

Man nimmt Leinsaamen 4 Handvoll, kocht diesen in 4 Pfund Wasser, löst darin gemeines Küchensalz 2 Handvoll auf, und setzt Leinöl zu 6 Loth. Alles dieses wird gut gemengt, und dem Thiere durch ein Klistier laulicht beigebracht.

Man gebraucht auch zuweilen Seifenklistire, diese werden auf folgende Art bereitet:

Man nimmt gemeine Seife 4 Loth, löst diese in 5 Pfund warmen Wasser auf, und gibt es lau.

Auch gibt man annebst die Latwerge:

Fein gestossenen Weinstein 1 Loth;
Salpeter 1 Loth,
Küchensalz 2 Loth,
Hönig $\frac{1}{4}$ Pfund,

gut gemengt auf einmal, zweymal des Tags.

Auf diese einfache Heilart wird sich das Fieber vermindern, das Pferd seine Kräfte wieder erhalteo, und wenn man ihm noch saure Aepfel, Rüben rc. während seiner Besserung gibt, so wird man es bald wieder gesund haben.

7) Von der sogenannten Drüse, Kehlsucht, Stengel oder Kropf.

Die Drüse oder Kehlsucht wird jene Krankheit genennt, bei welcher die Drüsen im Kehlgange anschwellen, sich entzünden, und wobei zuletzt eine Art Feuchtigkeit aus der Nase fließt.

Diese

Diese Krankheit ist unter den Pferden so gemein, wie unter den Menschen die Pocken: fast alle junge Thiere werden damit befallen, und das geschieht nicht nur einmal in ihrem Leben, in jedem Alter kann sie wieder kehren.

Die Ursache dieser Krankheit ist eine der Natur der Pferde eigene böse Materie, welche in ihrem Blute solange verborgen liegt, bis hinlängliche Nebendinge sie in Bewegung bringen, wo es dann die Natur aus dem Leibe zu schaffen pflegt. Sie entstehet meistens im Herbste und Frühlinge, wozu vielleicht die plötzlich veränderte Nahrung Anlaß gibt. Man erkennet, daß ein Pferd mit diesem Uibel behaftet ist, wenn es traurig wird, die Lust zum Fressen verliert, und sich zugleich unter der untern Kinnlade eine Geschwulst sehen läßt, die von dem Anschwellen der Speicheldrüsen entsteht.

Je einfacher man diese allgemeine Pferdekrankheit behandelt, je weniger man die Natur in der Verkochung der Krankheitsmaterie stöhrt, desto gesünder wird in der Zukunft das Pferd, desto mehr wird das Blut gereiniget.

Zur Heilung dieser Krankheit ist also nothwendig:

1tens. Sehr wenig hartes Futter zu geben, und die Thiere nur mit einem etwas dichtern Mehltranke zu nähren, in welchem man sodenn 2 Loth Salpeter auflößt: Alles kalte Wasser muß ihnen in diesem Zustande versagt werden.

2tens. Um die Entzündung zu stillen, und den Ausfluß aus der Nase zu befördern, läßt man Kleyen im Wasser aufsieden, thut sie in einen Sack, hängt diesen dem Pferde um den Kopf, damit dadurch die Gefäße der Drüsen erweitert, und der Ausfluß

freyer werde, anbei gebraucht man alle 4 Tage folgendes Mittel:

Spießglasleber feingestossen 2 Loth, Kleyen vom Waitzen 2 Händevoll, gut und auf einmal als Futter gegeben.

3tens. Wollten sich hingegen die Knoten der Geschwulst nicht zertheilen, so muß man dafür sorgen, daß sie in Eiterung gebracht werden, und sich öfnen. Man brauche daher folgendes Mittel:

Schweineschmalz ½ Pfund,
Hönig ¼ Pfund,
Terpentinöl 30 Tropfen.

Alles dieses wohl gemischt, und als Salbe gebraucht, und beschmiere damit die harte Geschwulst, und binde ein Schaffell um den Hals des Pferdes, damit die Wärme die Theile zum Aufbruch geneigter mache; brächte aber

4tens. Auch dieses Mittel in kurzer Zeit nicht die genugsame Wirkung hervor, so muß man muthmassen, daß die Krankheitsmaterie sich vielleicht auf ein Eingeweide werfe, wodurch das Pferd in Lebensgefahr kommen könnte.

Man muß daher ein reitzendes Mittel gebrauchen, die böse Materie auf jene Theile hinzubringen, die zu ihrem Absatze bestimmt sind, und sie allda fest halten.

Spanischfliegenpulver ½ Loth,
Schweineschmalz 4 Loth,

gut untereinander abgerieben, und dick auf die kranken Theile gestrichen, wird sie in kurzer Zeit öfnen, und wenn die böse Materie ausgelaufen, braucht man das Mittel um die Geschwüre zuzuheilen:

Ter=

Terpentin ½ Pfund,
Terpentinöl 1 Loth,
Frische Eyerdotter 3.

Alles dieses so lang abgerührt, bis es eine gleich gelbe Farbe erhält. Uibrigens ist es sehr gut, daß man die Pferde, wenn sie sich bessern, auf eine Weide lasse, wo sich durch die grüne auflösende Nahrung, und durch das Bucken der Thiere die böse Materie dann ganz entfernt, und aus dem Leibe geschaft wird.

8) Von dem Husten der Pferde.

Der gemeine Husten entsteht bei Pferden, so wie bei Menschen, von Erkältung. Er ist Anfangs trocken, späterhin aber fließt Schleim sowohl aus der Nase, wie aus dem Munde.

Für sich selbst ist diese Krankheit nicht gefährlich, aber durch Vernachläßigung kann sie Lungensucht erregen.

Man hat die Gewohnheit, bei einem Husten eine Ader zu öfnen, aber dadurch wird nicht selten der Auswurf dieser Thiere gehemmet und unterdrückt.

Um den Husten zu heilen, ist keine Aderlaß nöthig, sondern, ist der Husten trocken, so gebe man in diesem Zustande dem Pferde kein Heu, am wenigsten solches, welches staubig ist, wohl aber statt dessen Kleyen, welche man mit Salz bestreuet, und zum gewöhnlichen Tranke gibt man einen Kleyenabsud, wozu man Kräuter und Pappelblätter mengen kann, und alle zwey Täge gebraucht man folgendes Mittel:

Schwefelblumen 1 Loth,
Hönig 2 Loth,

Man mische es gut, und streiche es auf einmal auf die Zunge. Hiermit fährt man fort, bis der Husten flüßig wird. Alsdenn verhält man das Pferd immer noch, wie im ersten Falle; aber statt obigen Mittel gibt man täglich folgendes:

Schwefelblumen 1 Loth,
Alantwurzel 1 Loth,
Hönig, soviel nöthig, um daraus eine Latwerge zu machen.

Auf die einfache Behandlung wird sich der Husten, wenn er eine Verkältung zum Grunde hat, bald heben; aber oft entstehet er von einer Lungensucht, von scharfen Blute, von fremden Körpern, die in die Luftröhre dringen, oder aus andern Ursachen. In allen diesen Fällen wird der Husten dann weichen, wenn man die Kennzeichen zu heben versucht, welche die Ursache von Husten sind.

9) Von der Entzündung der Lunge, und der Lungensucht der Pferde.

Die Lungensucht oder Lungenentzündung ist eine hitzige Krankheit, welche gewöhnlich von einer Erhitzung, und plötzlich darauf folgenden Erkältung, oder von dem kalten Saufen während einer Erhitzung entsteht. Auch kann die Lungenentzündung und darauf die Lungensucht zuweilen eine Folge von einer vorhergehenden Krankheit seyn, wenn sich zum Beispiele bei einer bösartigen Drüse, oder bei dem Wurme das Gift auf die Lunge setzt, diese reizt und entzündet, und endlich gar in Eiterung bringt.

So=

Solange die Lunge blos entzündet, und nicht in die Eiterung übergegangen ist, erkennet man diese Krankheit daraus: daß das Pferd von einem heftigen Fieber überfallen wird, den Kopf hängt, nichts frißt, schwer athmet, und beständig nach der Seite hinsieht, wo es den Schmerz fühlt.

Die Lungenentzündung endigt sich auf dreyerley Art: Entweder vertheilt sich die Entzündung, oder sie geht in Eiterung über, oder es entsteht der Brand. — Die zween erstern sind heilbar; der Brand ziehet immer den Tod nach sich. Der erste Versuch bei der Heilung dieser Art Krankheit muß sich auf die Zertheilung der Entzündung beziehen, um diese zu bewirken, fängt man die Heilart auf folgende Art an:

1tens. Setzt man sogleich auf der Brust ein Haarseil, womit also verfahren wird:

Haarseile oder Haarschnüre werden zuweilen an die Brust, an den Bauch, oder an die Seitentheile, an die Füße, oder auch an den Hals, oder an die Stirne der Thiere gesetzt, man nimmt dazu eine Schnur von Hanf oder auch Pferdehaaren. Man macht an dem Orte, wo man das Haarseil will hingesetzt haben, einen Einschnitt in die Haut oben, wo man die Schnur hineinzieht, und einen unten, wo man sie herauszieht; alsdenn zieht man die Schnur zwischen Haut und Fleisch durch, läßt sie stecken, bis sie eitert, oder zieht sie täglich in der Wunde auf und nieder, damit durch den erregten Reitz die Entzündung von der Lunge sich entferne, und auf die Oberfläche sich werfe.

2tens. Oefnet man eine Ader, damit das Blut vermindert werde, und durch seinen geschwächten

Trieb die Entzündung der Lunge sich nicht vermehren könne.

3tens. Hält man das Pferd im Fressen sehr mäßig, gibt ihm keinen Haber, sondern nur Kleyen und Mehltrank, und löst in diesem gereinigten Salniter folgendes auf:

Roggen = oder anderes Kornmehl 6 Händevoll, und vermenget dieses mit genugsamen Wasser so, daß es gesoffen werden kann. Unter dieses thut man 2 Loth gereinigten Salpeter, oder 2 Händevoll Küchensalz, und gibt es dem Thiere zu saufen.

Auch von guten Heu kann man einen Absud machen, diesen dann mit Mehl einrühren, Salpeter oder Salz zusetzen, und es dem Thiere zum Tranke geben.

4tens. Hat das Pferd Verstopfung, so gibt man ihm ein Klistir, wozu man folgendes nimmt:

Leinsaamen 4 Händevoll, kocht dieses in 4 Pfund Wasser, löst darinnen gemeines Küchensalz 2 Händevoll auf, und setzt Leinöl zu 6 Loth.

Alles dieses wird gut gemenget, und dem Thiere durch ein Klistir laulicht beigebracht, oder man braucht das Dunstbad, wozu man folgendes nimmt:

Pappelkraut, Wollkraut, von jedem 2 Händevoll, kocht dieses in genugsamen Wasser ab, gibt alsdann Essig dazu ½ Pfund.

Thut dieses zusammen in einen dichten leinenen Sack, und hängt es dem Pferde so um den Kopf, daß die Nase in den Sack hineinkömmt. Auch sind den Thieren in diesem Zustande saure Aepfel, Rüben und Kohl zuträglich.

Wenn auf diese Behandlung die Entzündung sich zwischen dem sechsten und neunten Tage nicht zertheilt, so gehet sie gemeiniglich in Eiterung über,

wel-

welches man daraus erkennt, wenn das Athmen sehr schwer wird, und das Pferd hustet; wenn der Athem stinkend wird, und Eiter zum Maul oder Nasen ausfließt. In diesem Zustande muß das Thier auf folgende Art behandelt werden:

1. Man unterläßt die Aderläße, behält aber das Haarseil an der Brust noch immer fort, auch das Dunstbad wird jetzt häufiger gebraucht, als vormals, und zur Nahrung bekommt das Thier Mehltrank und Kleyen.

2. Wird dem Pferde alle Morgen folgender Trank gegeben:

Wachholderbeere 1 Handvoll, gekocht in 1 ℔ Wasser, alsdenn gepulverten Schwefel 1 Loth, Essig ¼ ℔, Hönig 3 Loth darunter gerührt, und nachdem man mit diesem 5 oder 6 Täge lang fortgefahren, und der Husten nicht mehr so schwer ist, so gibt man alle Morgen statt obigen Tranke folgende Pille:

Kopaivbalsam 2 Loth,

Gepulvertes Süßholz, soviel als nöthig, um daraus eine Pille zu machen.

Mit dieser fährt man eine Zeitlang fort, und wenn es die Jahrszeit erlaubt, so wird dann das Pferd auf eine hochliegende trockne Wiese geführt.

10) Von dem Dampfe, oder der Engbrüstigkeit der Pferde.

Der Dampf ist nichts weiter, als ein schwerer Athem, und hat entweder Verhärtungen oder Knotten in der Lunge an dem Brust- oder Zwergfell zur Ursache. — Die erste Ursache ist die gewöhnlichste.

Dieses Uibel ist sehr leicht zu erkennen, wenn man auf das Athmen des Thieres Acht hat; ein-

mal ist der Athem sehr schwer, und sehr oft mit einem Röcheln oder Pfeifen begleitet, zum andern ist die Bewegung der Rippen beim Ein= und Ausathmen sehr unrichtig.

Der Dampf ist schwer, und, wenn nicht gleich Anfangs Rath geschaft wird, gar nicht mehr zu heilen. Alles, was man thun kann, besteht darin, daß man den Pferden dann eine gelinde Nahrung von Stroh und Kleyen, wenig Heu, und keinen Haber gibt, und sie besonders auf eine gute Waide führet, wo sie sich gelinde bewegen, und Nahrung nach ihrem angebornen Triebe, nach ihrer Stimmung in diesem Zustande auswählen können. Auch kann man den Thieren alle zwey Täge folgendes Pulver geben:

Schwefelblumen 1 Loth,

Spießglasleber 1 Loth,

Hönig soviel, als man nöthig, um eine Latwerge zu machen, auf einmal dem Thiere auf die Zunge gestrichen.

Wenn aber der Athem zu schwer würde, so kann man dem Thiere mit einem Dunstbad, welches im vorigen Stücke von der Entzündung der Lunge schon beschrieben worden, zu Hilfe kommen. Auf diese Art wird man das Thier im Acker, oder bei mäßiger Arbeit noch lange erhalten können, aber ob es ganz zu heilen ist, daran zweifle ich.

11) Von dem Bauchgrimmen oder Kolik der Pferde.

Das Bauchgrimmen ist ein heftiger Schmerz in den Gedärmen; die Ursachen dieser Krankheit sind zahlreich; bald ist es eine Verstopfung, bald

sind es Würmer, oft eine Entzündung in den Eingeweiden, oft Winde, oft sogar fremde Körper in den Därmen, als Harn, u. s. w.

Das Bauchgrimmen, welches von einer Verstopfung entsteht, ist das gewöhnlichste, und wird daran erkannt, daß das Pferd sich windet, unruhig wird, nicht frißt, immer nach den Seiten umsieht; oder auch daran, daß das Pferd entweder gar nicht, oder sehr hart mistet, und der Mist selbst sehr ausgetrocknet, und wie oben verbrannt aussieht.

Die Heilung wird auf folgende Art bewirkt:

Man gibt dem Thiere alsobald folgendes Klistir:

Man nimmt Leinsaamen vier Händevoll, kocht diesen in vier Pfund Wasser, löst darinnen gemeines Küchensalz zwey Händevoll auf, und setzt sechs Loth Leinöl hinzu. Alles dieses wird gut gemengt, und dem Thiere durch eine Klistir laulicht beigebracht; oder

Im Falle man nicht die Instrumente hiezu hat, die Stechpille, welche also gemacht wird:

Enzianwurzel,

Alantwurzel,

Grundwurzel, von einem jeden eine Handvoll in drey Pfund Wasser gekocht, in zwey gleiche Hälfte getheilt, und eine Morgens, die andere Abends eingegossen.

Um Oefnung zu verschaffen, gießt man dem Pferde viel laues Wasser durch den Mund in den Leib.

Wären aber die Winde Ursache an dem Bauchgrimmen, welches man daran erkennet, daß der Bauch oft gespannt, das Thier den Schweif vom Leibe, wie bei dem Misten, streckt, und sich or-

deutlich bemüht, die Winde aus dem Leibe zu drücken: so steckt man oben benannte Stechpille tief in den Mastdarm, und führet das Pferd herum; erfolgt darauf keine Oefnung, Winde oder Erleichterung, so gibt man eine Seifenklistir, und folgendes Mittel:

Gemeinen Kümmel eine Handvoll,

Gestossenen Pfeffer zwey Fingerhüte voll,

Hönig, soviel als nöthig, eine Latwerge zu machen, auf einmal dem Thiere auf die Zunge gestrichen.

Wenn das Bauchgrimmen von Würmern entsteht, so kann man dieses nur aus den Würmern erkennen, die im Miste gefunden werden; dabei werfen sich die Thiere oft auf die Erde, und walzen sich. Alle bittern Kräuter sind Hilfsmittel wider die Würmer; aber das sicherste Mittel dawider ist folgendes:

Ruß aus dem Schornstein fein gestossen sechs Loth;

Milch ein Viertelpfund, vermengt auf einmal gegeben.

12) Von dem Durchlaufe der Pferde, oder von dem Bauchfluße.

Der Durchlauf ist eine Krankheit, in der die Pferde eine lange Zeit hindurch dünnen, und zuweilen gar flüßigen Koth von sich geben. Diese Krankheit ist leicht aus den Zeichen zu erkennen.

Oft ist dieser Durchlauf sehr heilsam, und man thut unrecht, wenn man ihn sogleich stillt; denn, wenn er das Pferd nicht entkräftet, und der Koth weder Schleim noch Blut mit sich führt, sondern

dern blos verdünnter Koth fortgeschaft wird, so werden dadurch die Eingeweide entleeret, und er ist dem Pferde gesund.

Aber zuweilen geht bei einem Durchlaufe viel zäher Schleim mit dem Kothe fort, und diesen Bauchfluß nennen die Schmiede das Fettschmelzen. Wenn hingegen mit dem Miste zugleich Blut von dem Pferde geht, so wird dieses die Blutruhr genannt. Bei dem ersten Bauchfluß, wo weder Schleim noch Blut mit dem Miste vermenget ist, sind selten Arzneyen nöthig, das Uibel heilt sich von selbst. Wenn es jedoch zu lange anhielte, das Pferd zu schwach würde, und seine Kräfte verlöre, so kann man ihm folgendes Mittel geben:

Enzianwurzel,

Alantwurzel,

Grindwurzel, von jedem eine Handvoll in drey Pfund Wasser gekocht, in zwey gleiche Hälften getheilt, und eine Morgens und die andere des Abends eingegossen.

Bei dem sogenannten Fettschmelzen hingegen ist schon mehr Vorsicht nöthig. — Man braucht daher dieses Klistir:

Leinöl ein halb Pfund,

Eyerdotter zwey;

Wohl gemengt, und zwey Pfund laues Wasser zugesetzt, und das Klistir gebraucht.

Man hält das Pferd in der Nahrung mäßig mit Kleyen, gibt ihm aber häufig Mehltrank.

Und alle Morgen und Abende wird dem Thiere folgendes Mittel gereicht:

Käsepappeln zwey Handvoll, in zwey Pfund Wasser gekocht, und darin ein Loth Salniter aufgelöst.

Hat

Hat sich auf diese Art der Schmerz in etwas vermindert, so gibt man ihm alle Morgen, fünf bis sechs Tåge hindurch, das Mittel:

Leinöl ein halb Pfund,

Salpeter ein halb Loth, gut vermischt, und auf einmal gegeben.

Bei der Blutruhr hingegen ist oft eine kleine Aderlaß nöthig, ob man gleich behutsam hiemit seyn muß, um das Pferd nicht von zwo Seiten durch den Blutverlust zu schwächen.

Auch setzt man ihm folgendes Klistir: Leinsaamen vier Håndevoll, man koche diesen in vier Pfund Wasser, löse darinnen zwey Håndevoll gemeines Küchensalz auf, und setze sechs Loth Leinöl hinzu; alles dieses wird gut gemenget, und dem Thiere durch ein Klistir laulicht beigebracht.

Man gebe ihm auch alle Morgen zugleich das Mittel:

Leinöl ein halb Pfund,

Hönig ein halb Pfund,

Gestossenen Alaun ein Quintchen, auf einmal gegeben.

Wenn sich darauf der Durchfall vermindert, so ist durch einige Tåge folgendes Mittel anzurathen:

Wachholderbeeren ein Loth,

Rhabarbar ein Loth,

Hönig, soviel nöthig, eine Latwerge zu machen, auf einmal.

Worauf das Pferd seine Gesundheit wieder erhalten wird.

13) Von der Verstopfung des Harns.

In diesem Zustande kann das Pferd keinen Urin von sich geben, obschon es sich immer dazu anstellt, und sich dazu ordentlich zwingen will.

Die Ursache davon ist gewöhnlich eine allzu ausgedehnte Urinblase, welche daher entsteht, daß auch die Pferde im Laufe, oder bei der Arbeit verhindert worden, den Urin zu lassen, wodurch sich alsdenn derselbe in der Blase anhäuft, sie übernatürlich ausdehnt, so, daß sie sich nicht mehr zusammenziehen, und den Urin weglassen kann.

Um dieses Uibel zu heben, hat man die Gewohnheit, mit der Hand in den Mastdarm zu fahren, und den Urin vermittelst eines Drucks auf die Urinblase herauszudrücken: aber dadurch wird nicht nur das Uibel nicht gehoben, sondern man verursachet gewöhnlich dadurch auch noch eine Entzündung. Andere führen das Pferd in einen Schaafstall, und glauben, daß durch die Dünste des Schaafsmistes die Urinblase sich zusammenziehen solle, und das Pferd zum Strallen bringen könnte; andere nehmen Oel, und schmieren damit den Rücken des Thieres.

Alles dieses ist falsch angewendet, und gerade gegen die Natur des Gebrechens. Da der Fehler der Urinblase in einer zu grossen Erschlaffung seinen Grund hat, so muß man alles vermeiden, was diese Erschlafung vermehrt; aber sowohl die warmen Dünste im Schaafstalle, als auch das Oel befördern diese Erschlaffung.

Das sicherste, was man in diesem Uibel anwenden kann, ist: das Pferd fleißig herumzuführen, und gelinde zu bewegen, dabei einen Absud

von

von Kamillen ganz lau durch ein Klistir dem Thiere beibringen, wozu man einige Tropfen Lorbeeröl geben kann.

Auch ist es gut, wenn man das Pferd beim Herumführen öfters stillstehen läßt, und den Bauch mit einem wollenen Tuch gelinde reibt.

14) Von dem Unvermögen der Pferde, den Urin zu halten.

Dieses rühret von der Erschlafung desjenigen Muskels her, der die Harnblase schließen soll.

Man trift diesen Fehler besonders bei alten Hengsten an, welche viele Füllen gezeugt haben.

Selten kann man das Uibel vom Grunde aus heilen. Wenn man jedoch den Schlauch, und die ganze Gegend um die Zeugungstheile mit kaltem frischen Wasser fleißig wäscht, und innerlich drey oder vier Wochen lang alle Morgen folgendes Mittel gibt:

Terpentin ein Quintchen,

Mehl, soviel nöthig, daraus eine Pille zu machen, so wird das Pferd nicht selten wieder geheilt.

15) Von der Krankheit des Mauls.

Die allgemeinen Krankheiten, so dem Pferde im Maule widerfahren, sind allenthalben bekannt, und ein jeder weis, wenn dem Pferde der Gaumen für die Zähne stehet, daß solcher mit dem Hörnlein oder Laßeisen eröfnet, oder gebrennet werden muß; wenn er den Frosch unter der Zunge hat, daß dieser mit der Scheere abgeschnitten wer-

den muß; wenn es an den innern Lefzen kleine Bläschen hat, welche es jucken, und im Fressen verhindern, daß man diese mit dem Laßeisen schröpfen, und hernach mit Salz und Essig waschen solle; und wenn endlich das Pferd Wolfs = oder Uiberzähne hätte, wie man solche mit dem Eisen geschicklich abstossen kann, damit das Thier von allen diesen Ungelegenheiten mit geringer Mühe befreyet werde, und darnach, wie gewöhnlich, wieder sein Futter genießt. Es trägt sich oftmals zu, daß das Pferd auf einmal die Lust zum Essen verliert, und sonsten ganz gesund ist, so daß man keine Ursache davon errathen kann, wodurch man aber auf der Reise oder im Marsche darnach verhindert und aufgehalten wird.

Dieser Umlauf kommt theils nur von unreinen stinkenden Futter, oder von unsaubern Bahren, welcher lange Zeit nicht geputzt worden ist, öfters hat sich auch ein Pferd übergangen, oder auf einmal zuviel Haber eingeschluckt, davon es ecklich worden ist.

In einen oder andern Fällen ist nichts bessers, als die Mastikazionskugeln, daran man das Pferd eine Stunde Vor = und eine Stunde Nachmittags an einer Spieldrensen kauen läßt, wodurch die Gaudeln des Magensafts eröfnet werden, und der ordentliche Appetit darauf wieder erfolget. Nimm:

Getrocknete Wachholderwurzeln, zu Pulver gestossen 5 Unzen,
Lorbeerkörner fünf Unzen,
Gestossenen Ingwer eine Unze,
Knoblauch ein Loth,
Gemeines Küchensalz zwey Loth,

Alle

Alle diese Materien zu feinen Pulver zerstossen, welches in einem steinernen Mörser geschehen muß; alsdenn wird unzeitiger Weintraubensaft soviel daran gegossen, als es nöthig ist, eine Masse daraus zu formiren, davon man zwey Unzen schwere Kugeln machet, und an der Luft trocknen läßt. Man nimmt darnach eine dergleichen Kugeln, und bindet sie in einem leinernen Tuche auf das Gebiß des Zaums, oder auf eine Spieldrense, und zaumet das Pferd damit auf, läßt es daran mit der Gruppe gegen den Bahren eine Stunde lang stehen, und daran kauen; darnach wäschet man ihm das Maul mit frischen Wasser aus, und überall ab, so wird es sich bald wieder zum Futter neigen.

16) Will ich auch eine trefliche Wundsalbe bekannt machen.

Thue in eine Pfanne oder Becken vier Pfund Baumöl, und mische ein halb Pfund Bleiweiß und dreyviertel Pfund Gold- oder Silberglätte mit einer halben Maaß Wasser darunter. Thue alles in einen erdenen Hafen, welcher unten gespitzt zugehet, rühre und mische alles kalt wohl untereinander, und klopfe es eine Viertelstunde lang mit einem starken hölzernen Spadel; stelle alsdenn den Hafen auf ein gutes Kohlfeuer, rühre ohne Unterlaß, damit die Materien allezeit vereinigt bleiben, und wenn es kochet, nicht übergehe. Das Feuer muß allezeit gleich seyn, und die Komposizion muß solange kochen, bis sie nimmer aufsteigt, alsdenn ist es ein Zeichen, daß das Wasser völlig verdämpfet und ausgeraucht ist, welches in anderthalb Stunden geschehen kann. Wenn dieses geschehen, so nimm den Hafen vom Feuer, und thue ein

Vier-

Viertelpfund klein geschnittenes weißes Wachs dazu, und rühret es untereinander, alsdenn soll man schon vorher präparirt haben, ein und ein halb Pfund von alter sauberer Leinwand in einem Mörser zu Pulver gestossene und durchgesiebte Faßen, diese thut man in die Komposizion mit 5 Unzen pulverisirten Myrrhen, und eine Unze Aloe in Pulver, thut alles noch über das Feuer, lasset es unter beständigen Umrühren noch eine Viertelstunde kochen, und fähret damit fort zu rühren, bis die Salbe kalt ist.

Dieses Pflaster oder Salbe wird im Felde für Menschen und Pferde zu allerhand Wunden gute Dienste leisten, weshalb man es allemal zur Vorsorge verfertiget bei sich nachführen soll.

Die Wunden werden, sonderlich die geschossenen, allemal supuriren und Eiter machen, derowegen müssen sie jederzeit, und bevor die Meiseln oder Wicken mit der Salbe darein kommen, mit Weingeist, der mit Aloes und Myrrhen präparirt ist, sauber gereiniget und ausgewaschen werden.

Bei starken Wunden ist allezeit gut, daß man dem Pferde eine Ader öfne, um die Inflamazion zu verhindern, und die Klistiren können niemals zuviel gegeben werden, damit sich keine Suppression der Exkrementen formire. Wenn es die Gelegenheit zuläßt, dem Pferde eine Diät von guten Heu und wenig Haber mit Mehl, dann das Wasser auch mit Gerstenmehl angemacht zu geben, so ist es um soviel besser, widrigenfalls aber kann meine Vorschrift nichts helfen, und man muß sich nach der Gelegenheit schicken.

Ich kann auch keinem sagen, wenn er im Marsch ist, wie er sein Pferd verbinden soll; denn

wenn die Wunde in einem solchen Muskel ist, der sich stark bewegen muß, so wird diese Wieke schwerlich darin bleiben, es muß alsdann ein jeder seinen Verstand zu Rathe ziehen, und sehen, wie er es mache, daß das Verband halte, ohne daß dadurch dem Pferde die Bewegung verhindert werde. Endlich ist auch noch zu erinnern, daß, wenn die Wunde in einem trocknen nervigten Theile wäre, wo der Knochen entblößt ist, so ist die vorher gemeldte Salbe darum nichts nütze, weil sie ölicht und fett ist, davon die Nerven und die Knochen brandig würden. In solchen Theilen soll eine Salbe von Terpentin, vom Gelben von Eyern, und Brandwein gemacht, balsamische Sachen darunter gethan appliziret, und sonst spirituöse Sachen gebraucht werden.

17) Eine vortrefliche Nervensalbe.

Es wird ein groß Seitel etwas gequetschter grüner Wachholderbeere in ein Maaß Weingeist gethan, welchen man in einer zugemachten Flasche 48 Stunden lang auf dem Ofen, oder in nämlicher Wärme distilliren läßt; alsdenn zerläßt man zwey Pfund frischen Butter, wenn der Butter erkaltet, und anfängt zu gerinnen, so rühret man mit Zurücklassung der ausgezogenen Wachholderbeere, den Weingeist nach und nach unter den Butter, woraus eine Salbe entsteht. Mit dieser reibt man die Knienerven und untern Theile stark ein, dieses thut man allemal den dritten oder vierten Tag, bis zur merklichen Besserung, hernach aber nur alle sechs bis sieben Tage. An den Tagen, da man keine Salbe einreibt, werden jedoch täglich

die

die an den Haaren hängenden Fettigkeiten mit der Hand eingerieben. Die Salbe wird in einer wohl verbundenen Büchse verwahrt, damit der Geist nicht verflieget. Auf jeden Fuß schmiert man etwa einer halben welschen Nuß groß ein. Durch den Gebrauch dieses Mittels sind schon eine Menge zusammengerittener und ganz unbrauchbarer Pferde hergestellt worden.

Auch ist in ähnlichen Fällen folgendes Mittel von der besten Wirkung erfunden worden.

Sechs Loth Terpentinöl, welches mit dem Gelben von zwey Eyern in einem Mörser wohl gerührt und abgerieben wird; eine halbe Maaß guten Hefenbrandwein, ein Quintlein Kampher, und zwey Loth Salmiakgeist, alles wohl vermischt, und auf die Füsse gerieben.

18) Ein gutes Augenwasser für Pferde.

Man nehme ungelöschten Kalk ein Pfund, reines Brunnenwasser eine Kanne oder zwey Pfund; eine Maaß Wasser wiegt vier Pfund, mithin eine Kanne die Hälfte; thue es in einen neuen Topf zusammen, und lasse es sieden; wenn es recht gesotten hat, so setzt man es auf einen Ort, und läßt es drey Täge lang stehen, dann setzt sich der Kalk, und stehet oben auf dem Kalke ein schön lauteres Wasser. Dieses Wasser seihet man durch Löschpapier fein gemächlich in ein Glas ab, und nimmt von demselben 6 Loth, Grünspann und Salmiak von jedem ein halbes Loth. Diese drey Stücke temperire man zusammen, thue es in ein Glas, so wird ein schönes blaues Wasser daraus; solches Was-

ser streicht man dem Pferde dreymal mit einem Federchen in die Augen, allezeit um den andern Tag, so wird man finden, daß sich die Felle verlieren werden.

19) Mittel für gedrückte Pferde.

So bekannt das Drücken und Wundreiben der zu Pferde Reisender und anderer ist, und so verschiedene Mittel man auch schon dagegen bekannt gemacht hat, worunter vorzüglich das sogenannte blaue Wasser ist, so werde ich doch nichts überflüßiges thun, wenn ich noch eins derselben zum beliebigen Gebrauch weiter bekannt mache, welches sonst bei der ehemaligen Sachsen Zeitzischen Hofstelle für ein Arkanum gehalten worden; es wird sich sowohl wegen seiner vielmaligen guten und geschwinden Wirkung, als auch wegen der ganz bequemen Mitführung sehr angenehm und beliebt machen; es bestehet in folgenden Ingredienzen: Alaun 1 Pfund, Kupferwasser ¼ Pfund, Salmiak für 1 Groschen, Grünspann für 1 Groschen, guten Weinessig einen Löffelvoll. Dieses alles zusammen in einen neuen Topf gethan, auf gelindes Kohlfeuer gesetzt, immer umgerührt, bis alles zerschmolzen, und am Topfe sich wie ein Schaum angesetzt hat; alsdenn wird es vom Feuer genommen, der Topf zerschmolzen, und der Stein zum Gebrauch trocken aufgehoben. So nun ein Pferd Schaden bekömmt, nimmt man ein Stückchen einer welschen Nuß groß davon, solvirt es in einem Glas frischen Brunnenwassers, seihet es durch ein reines Tüchlein, waschet den Schaden oder die Wunde mit diesem Wasser täglich 2 bis 3mal

aus, und legt ein darinnen genetztes Läppchen darüber, so lindert es die Hitze und Geschwulst, läßt kein faules Fleisch wachsen, und heilet unvergleichlich.

20) **Wider Auflaufen vom schnellen hitzigen Fressen, kothigen Wasser, giftigen Thieren 2c.** werfe man das Vieh auf dem Mist um, und wälze es auf dem Rücken hin und her; oder gebe ihm zwey Quintl Safran, soviel gestossene Lorbeere, gemischt mit etwas Hollerblühwasser ein. Das Vieh frißt oft auf Weiden die giftigen Maykäfer, oder andere vergiftete den Roßkäfern ähnliche Insekten, wovon es zum Zerspringen aufschwillt, dawider schütte man dem Viehe kühewarme Milch, oder in Wein gesottene Feigen ein. Ein laulichtes Klistier von Wasser und Leinöl kann auch beigesetzt werden.

21) **Wider Aufschwellen der Küheeuter**, räuchere diese mit Wachholderbeeren, oder mit Natterbalg und Asank. Kommt das Auslaufen und der Geschwulst von Krotten, welche gern an den Euterstrichen saugen, so schmier diese Striche mit frischer Butter, stelle zugleich einen alten Diegel mit Wagenschmier in den Stall, so werden die Krotten abgetrieben.

22) **Wider Bisse von Schlangen, Nattern 2c.** schlage man das Woll- oder Kerzenkraut, oder Dreyfaltigkeitsblumen in Wasser gesotten warm über. Das Brennen mit glüenden Eisen, und Ausreiben der Wunden mit Knoblauch, dient eben so, wie bei Hundsbissen.

23) **Wider Blutharnen**, so von heftigen Erhitzungen im Sommer, oder von Erkältungen im Winter, von den auf Weiden gefressenen Maykäfern ꝛc. kommt, schütte Buttermilch ein. Man koche ferner 6 Loth Hirse, und soviele Hanfkörner gestossen in 2 Maaß Wein, mische 2 Loth Theriak dazu, und gieße es dem Viehe ein. Oder man mischt fein geriebenen Blutstein mit Gerstenmehl in laulichten Essig, und gieße es ein.

24) **Wider den innern Brand**, vermische man zwey Löffelvoll Asche, Schießpulver und Schwefel, gebe von jedem einen halben Löffel voll dem Viehe mit warmer Milch ein. Oder man gieße warme Milch unter Schießpulver, Kreide und Lilienwurzel gemischt ein.

25) **Wider den Brand**, wo sich die zwischen der Haut und dem Fleisch befindlichen Säfte entzünden, und ein Auflaufen der Haut verursachen, schlitze man die rauschende Haut mit scharfen Messer, damit die verbrennten Säfte ausfließen, drücke man auch das stockende Geblüt heraus, wasche die Wunde mit Hefenbrandwein aus, und überschmiere alle Plätze, wo die Haut aufgelaufen, mit fetten Letten, Thon oder Leimen, die Hitze zu dämpfen: so oft der Thon trocken, schlage man frischen über.

26) **Wider den Brand vom Ingeweide**, welches entzündet ist, gebe man Boretsch und wilde Wegwarten in zwey Maaß Milch zum 4ten Theil eingekocht als ein Klistier: zum Trank aber eine Maaß laulichtes Wasser mit Mangoldsaft.

27) **Wider die Darmsucht** oder Kolik, so von Verwicklung oder Verstopfung der dünnen Gedärme kommt, wobei das Vieh nicht frißt, nur umtrizelt, kratzt oder scharrt ꝛc. schiebe man in das geöffnete Maul ein starkes Unschlittlicht ein, so, daß der untere Theil voran geht, halte den Kopf vom Viehe in die Höhe, und es wird, weil es wider die Natur ist, bald durch die verwickelten Gedärme dringen, und wegen seiner Schlüpfrigkeit in einer halben Stunde wieder abgehen.

28) **Wider den Durchlauf der Kälber**, gebe man gekochte Holzbirnen mit etwas gesiegelter Erde ein. Jedem Rindviehe kann gehacktes Eichenlaub mit Lorbeerschaale in Milch gereichet werden.

29) **Wider den Eckel am Futter**, gebe man dem Viehe Nußöl mit dem zartesten Theile eines Krauthauptes zerstossen, oder Blätter vom Kraut, auch rothe Rüben in Essig ein.

30) **Wider Fäulung der Lunge und Leber**, vom Saufen des faulen stinkenden Wassers auf Sommerweiden, wo das Vieh plötzlich hinfällt, gebrauche man ohne Verzug gekochte Lungenwurz, Ehrenpreiß, Hirschzunge oder Wermuth unter das gewöhnliche Futter gemischt.

31) **Wider Hinken vom Viehe von der Kälte**, macht man mit der Lanzette eine Oeffnung in den gewaschenen Fuß, wascht die Wunde mit Mineralwasser aus, in die getrocknete lasse man erwärmtes Terpentinöl: bemerkt man ausge-

trettenes Geblüt, so schröpft man es in der Nähe weg, und legt Schmeer auf die Wunde.

32) **Wider alle böse Krankheiten vom Rindviehe**, wird Attigkraut, Schwefel, Teufelsabbiß, klein gepülvert mit Schießpulver vermischt: damit reibt man dem Viehe alle Morgen und Abend nach abgeschabener Zunge Zähne und Zunge wohl ab. Oder man mischt zu klein gestossenen und zerhackten Lungenkraut sammt Wurzel, Wermuth, Meisterwurz, Liebstöckel und Salz, wovon dem Viehe alle Morgen und Abends etwas zu lecken vorgelegt wird.

33) **Wider stechende Mücken, Bremsen, Wespen** rc. verwahre man das Vieh mit Nußlaub, oder Kürbsblühen, schmiere es mit dem Saft davon. Den Stich überstreiche man mit Speichel, oder mit Hönig und Essig, mit in Wasser zerriebenen Bleyweiß, oder mit Saft von zerstossenen und gesottenen Lorbeeren.

34) **Wider Räude** wasche man das Vieh mit Wasser, worin Biertrebern oder Tannenzapfen gekocht worden.

35) **Wider die Ruhr vom Viehe** gebe man zerstossene Lorbeerschaalen, oder Eichenlaub in der eigenen Milch. Zerstossene Traubenkörner im rothen Wein schlagen dem Viehe auch gut an.

36) **Wider Stossen des Rindviehes**, wenn nämlich ein Rind gestossen worden, sammle man in den Hölzern, oder auf Wiesen **Wolverley**,

ley, so den ganzen Sommer blühet, dörre das Kraut sammt den Blühen am schattigen Orte an der Luft, koche davon eine Handvoll in ½ Maaß Wasser, und gebe es durchgesiehen noch warm ein. Dieses wird, obschon es stark treibt, ein oder zweymal wiederholt. Menschen können es bei starken Verwundungen wie Thee trinken.

37) **Was überhaupt bei Viehseuchen zu thun.** Das mit Seuchen befallene Vieh zittert, hängt den Kopf, frißt nicht, hat das Wiederkauen nicht, hat trübe Augen, aus Augen, Nasen, Maul fließen böse Feuchtigkeiten, es mistet mit Zwang ꝛc. Wider solche Zufälle dienen folgende Mittel:

1) Gebe man Gerstenwasser mit Essig zu etlichen Gläsern, auch zwey Hände voll Gerste oder Habermehl mit vier Maaß Wasser abgekocht, etliche Maaß Buttermilch, oder saure Molke zum Getränk.

2) Ferner ist eine Laxirung von 1½ Loth Rhabarbara mit so viel präparirten Weinstein in warmen Wasser aufgelöst, wobei die obgedachten Getränke zu geben.

3) Merkt man am übeln Geruch des Mistes die Fäulung, so stelle man Raute, Salbey, Münze, Wermuth, Lavendel, jedes eine Hand voll, sammt 2 Maaß guten Weinessig in warme Asche, oder zum Ofen vier Tage lang gedeckt, nachmals wird der Essig durchgesiehen, in Gläser gefüllt, zu jeder Maaß kommt ein Loth Kampfer; davon gibt man dem Viehe alle 2 Stunde einen Löffel voll ein. Oder man bereitet ein Pulver aus ¼ Pfund reinen

Salpeter, 3 und 7/8 Pfund präparirten Weinstein, und 12 Loth Kampfer; davon sind alle Morgens und Abends 3 Quintl einzugeben.

Oder man kocht ½ Pfund frische Weiden- oder wilde Kastanienrinde in 2 Maaß Wasser, und gibt davon alle zwey Stunde ½ Maaß mit 60 Tropfen sauren Vitriolgeist ein.

4) Wider das Ausfließen vom Maule und der Nase ꝛc. reibe man das Maul mit Salz und Essig. Wider die Verstopfung gibt man Molke, oder saure Milch zu trinken, oder ein Klistier von 2 Löffel voll Hönig und Wasser oder Leinöl, oder man stecke eine Seifenkugel mit Oel bestrichen bei. Wider den Durchfall aber kann man 4 bis 6 Bogen Papier in erdener Schüssel verbrennen, und die Asche davon in ½ Maaß saurer Milch geben: dieses ist nachmals öfters im Tage zu wiederholen. Wider den Zwang lasse man öfters den Dampf vom Wasser, worinnen Rübenschelfe gekocht worden, an den After steigen, oder gebe Klistiere von Kamillenblumen mit Leinöl, oder binde Kamillenblühen in Milch gekocht über den After.

5) Das Vieh soll nichts zur Nahrung erhalten, als nur einige Hände voll Haber- oder Gerstenmehl, welches täglich mit warmen Wasser angebrühet auch warm gegeben wird.

6) Die Absönderung des kranken Viehes vom gesunden muß das erste seyn, das kranke Stück soll vom andern entfernt stehen, damit nicht eins das andere anstecke.

7) Dergleichen gefallenes Vieh ist tief zu vergraben, damit es nicht anstecken könne.

38) **Wider die Kolik, Grimmen** &c. so aus den Krümmungen des Viehes abzunehmen, gebe man alle halbe Stunde ein paar gepülverte Eicheln in Wein, oder man kocht Zwibeln in alten Wein, und läßt sie vom Vieh verschlingen.

39) **Wider Verstopfungen** bringe man ein Klistier von Leinöl und Salzwasser bei, gebe dem Vieh kein Heu, sondern Kleyen in warmes Wasser eingerührt. Oder man kocht Leinsaamen mit Wasser, und gibt ihn den Kühen oder anderm Viehe zu saufen. Oder man kocht Hollerwurzeln in Wasser, gibt davon ½ Maaß ein.

40) **Wider das Verfangen**, wo das Vieh ein kaltes Maul und kalte Ohren hat, schlitze man die Ohren zum Bluten, und reibe das Maul mit Salz und Essig.

41) **Wenn das Vieh stinkende Wässer sauft**, gebe man den Saft von gequetschten Lauch mit Wein vermischt. Oder man mischt für 2 Kreuzer gestossene Eberwurz, so viel Lungenkraut, Terpentinöl und Kleye, Wermuth, Hirschzunge, Ehrenpreis und Lungenkrautwurzel unter die Süde, oder anderes Futter. In einem Trank kann dieses auch eingeschüttet werden.

42) **Wider Würme** gebe man dem Viehe, nachdem es recht durstig geworden, einen oder zwey Tage nichts anders zu saufen, als an einem dunkeln Orte Wasser mit aufgegossenen Baum- oder Leinöl.

43) **Wider alle äußerliche Wunden, Schäden, Verrenkungen, Lähmungen, Geschwülste, wider Schlagen, Stossen, Querschen ꝛc. dient das**

Mineralwasser.

Dieses wird verfertiget aus Essig und Goldglett: man nimmt nämlich so viele Maaß guten Weinessig, als Pfunde Goldglett, siedet beide in einem Kessel oder Topf, unter beständigen Rühren mit einem hölzernen Spachtel, ohngefähr $\frac{5}{4}$ Stunde lang, nachhero wird es kalt durch ein Tuch gesiehen, durch Löschpapier aber vollkommen gereinigt aufbehalten: dieses ist der sogenannte Extrakt Saturni.

Das Mineralwasser davon zu machen, nimmt man zur Maaß Wasser einen Löffel voll vom Extrakt, und 2 Löffel voll guten Brandwein, schüttelt diese wohl untereinander, und verwahrt den Krug mit Wasser im Keller. Einige nehmen dieses Wasser zu machen, ein halb Loth Kampfer mit 3 Loth Brandwein fein abgerieben, 1 Loth Bleyzucker auch mit Brandwein abgerieben, und schütten alles zusammen in einen steinernen Wasserkrug, den sie mit Wasser gefüllt im Keller aufbehalten. Hievon wird das Wasser ganz weiß.

Dieses Wasser kann man allzeit schwächer oder stärker machen, nachdem man viel oder wenig Wasser nimmt, oder in dieses Extrakt mischet.

Man kann auch für das Vieh den Extrakt allein gebrauchen, Wunden und Schäden zu heilen.

Beim Gebrauch dieses Wassers wird es in kleinen oder größern Geschirren zum Ofen gesetzt erwärmet,

met, hernach mit darein getunkten Lumpen die Wunde ausgewaschen, und zuletzt etwas ausgedruckt warm übergeschlagen und verbunden. Auf diese Art können alle Schäden bei Pferden, Rindvieh, Schaafen, Schweinen, Federvieh, wie bei Menschen geheilt werden.

An gewissen Orten kostet die Maaß von diesem Wasser einen halben Gulden, wer aber den Extrakt selbst zubereitet, kann einige Jahre im Hause davon haben, und sich das Wasser nach Wohlgefallen zubereiten: wenigstens sollte Jedermann einen Krug voll dieses Wassers im Hause haben, sich in jedem Zufalle oder Nothfalle damit helfen zu können; denn es ist wider alle und jede äußerliche Schäden, dahero allein außen, und niemals von innen zu gebrauchen, weil es von innen zum tödtlichen Gift würde.

44) **Wider die Darmgicht**, wo sich die Schaafe oft krümmen, auf der Erde wälzen ꝛc. dörre und stosse man eine Unze Haselnußwurzel mit 6 Zwiebeln zu Pulver, und gebe solche den Schaafen mit Salz. Vielleicht thun die gepülverten Eicheln, mit Wein gegeben, gleiche Dienste, wovon oben gemeldet worden.

45) **Wider den Durchlauf** gebe man Mehl oder Sommerkorn, gedörrte und gepülverte Hollerbeere, Alantwurz und Enzian mit Salz zu lecken.

46) **Wider eingesoffene Egel**, welche der Schaafe gemeinste Krankheit ist: die Egel sind weiße oder rothe, ein halben Zoll lange, auch längere

gere dicke Würme, so in der Lunge auch anderer Jugeweiden leben, und die Schaafe zernagen, dabei schnappen die Schaafe am Bauch, springen in die Höhe, und rasen wie wüthige. Man schütte den Schaafen warmen Weinessig, oder besser warmes Oel ein, so gehen sie ab. Wenn aber das Eingeweide einmal von Egeln besetzt ist, schlachte man solche Schaafe, sonst gehen die vom Oele getödteten Egeln in eine Fäulung, wobei auch die Schaafe zu Grunde gehen können.

47) **Verschwollene Euter von der versteckten Milch zu heilen,** ist ein anderes Lamm von einem schwachen Mutterschaafe anzulegen, und das Euter mit warmer Buttermilch zu waschen.

Einige schlagen Brandwein, andere warmen Kühmist, oder mit warmer Milch angemachten Leimen warm über das Euter.

48) **Wider die Fäulung** gebe man öfters Wermuth, Meerrettig (sonst Green) und Wachholderbeere mit Haber, Erbsen oder Wicken und Salz unter ihr Futter.

49) **Wider das Fieber** stosse man Kalmus, Enzian, Liebstöckelwurzel und Lorbeere, mische Schwefel und Erlenasche in gleichen Theilen dazu, und gebe diese alle Wochen ein paarmal den Schaafen unter ihr Futter, sie wider mehr Krankheiten zu bewahren, zur Fieberzeit aber gibt man täglich davon.

50) **Wider Giftschwämme,** welche die Schaafe zur Herbstzeit begierig einfressen, und

theils

theils gleich ersticken, theils auch später fallen, ist am besten, wenn sie gleich auf der Stelle, wo man sie Giftschwämme fressen sieht, gestochen werden, in diesem Falle ist nur der Magen mit den Gedärmen unbrauchbar, das übrige Fleisch bleibt gut.

51) **Gute Heilmittel für Schaafe** sind das Erlensalz, mit gedörrten Hopfen oder Beyfuß, so im August zu sammeln; Birkenlaub und Saft sind für Schaafe die fürtreflichste Arzney.

52) **Wider den Husten** sind warm gehaltenen Schaafen Königskerzen gesotten, oder Hollerblühen gekocht Frühe und Abends einzuschütten: dabei ist dürr gepülvertes Lungenkraut und Brunnenkresse mit Salz zu geben. Ein Trank von türkischen Klee, Kümmel und Kornmehl, in laulichten Wasser gereicht, schlägt ihnen wohl an.

53) **Wider Krankheiten die Schaafe zu bewahren**, soll jeder Schäfer den Schaafen alle Vierteljahre gestossene Wachholderbeere mit Haber und Salz, oder Hollerbeere mit Brod gebacken sammt Haber und Salz alle Monate geben.

54) **Wider die Läuse**, siede man Mandragora oder Alraunwurzel in Wasser, und gieße es auf den Rücken, wasche die Schaafe damit, so verschwinden die Läuse: die Schaafe dürfen aber nichts davon lecken, dieses Wasser ist für sie ein Gift, und schadet wie viele andere Säfte oder Wässer von innen, da sie von aussen heilen.

55) **Wider die Lungensucht**, von nasser Weide und Lackenwässern, geben einige Wurmmehl von einem Birnbaume mit Salz zu lecken, wodurch die Lungenwürmer abgetrieben werden. Sonst ist ein Trank von gekochten Lungenkraut, von Brunkressen mit Wurzeln, Leberkraut, Liebstöckel, Hirschzungen, Beifuß, Attig, Eichenmisteln, Osterluzey, und Kreuzdorn, öfters mit Wein und Butter zu reichen, worunter einige noch Gersten mischen.

56) **Wenn Schaafe naß zwischen Haut und Fleisch**, wie man im Fühlen wahrnimmt, oder wenn eine Nässe unter der Wolle, so gebe man Leinkuchen in Wasser geweicht, oder dürres trockenes Salz mit Wermuth vermischt zu lecken.

57) **Wider die Raute**, wird das gelbe Wasser, welches sich in acht Tagen auf Regen in eichenen Holz ansetzt, angerathen: man sammelt dieses mit Lumpen auf, vermischt es mit einer Maaß Häringslake aus der Tonne; damit wird das räutige Schaafvieh geheilt, wenn man es einigemal gewaschen hat.

58) **Ringelköpfige Schaafe** lesen das Uibel vom Stossen auf, oft lernen sie es als Lämmer, denen es abzugewöhnen: man binde solchen stossenden Lämmern ein Bündlein von alten Lumpen auf die Stirne, oder kleine Eisenbleche mit scharfen Höhlungen, damit sie sich verwunden, und so wird ihnen das Stossen abzugewöhnen seyn.

59) **Wider Sterben und Seuchen**, stosse man dürr gemachtes Farrnkraut mit den Wur-

zeln,

zeln, Attigblätter und Nußlaub im Heumonat gebrochen zu Pulver, mische Hirse, grobe Kleyen und Salz dazu: davon gebe man Frühe und Abends den Schaafen zu lecken.

60) **Wider das Rothe**, so von bösen Nebeln, unreinen, besudelten Gräsern kommt, und woran oft Schaafe sterben, dörre man im Backofen die Wurzel vom Ochsenzungenkraut, und gebe sie zerstossen öfters unter Salz. Die gedörrte und gepülverte Alantwurzel mit Salz wird auch angerühmt.

61) **Wider Würmer, Durchfall, Röthe, Lungenfäulung** 2c. wird das gebrennte Federweiß mit Salz öfters gute Dienste leisten.

62) **Von weichen Hornen werden die Schaafe öfters hinkend**, man schneidet daher die Horne etwas ab, und schlägt ungelöschten Kalk darüber, bis das Horn wieder erhärtet.

63) **Feuchte Weiden verursachen den Schaafen nicht selten Geschwülste wie ein Gansey**, oft ist damit die Fäulung der Lunge oder Leber verknüpft; solche Beulen sind behutsam mit in Milch geweichten Brod, oder gequetschten aufgelegten Knoblauch aufzuweichen, oder wenn sie nur voll Wasser, lind aufzustechen, und nach ausgedrückten bösen Wasser mit einer Salbe von Essig und Hönig, oder mit warmen Mineralwasser zu schmieren, zu waschen, zu verbinden, und zu heilen.

64) **Wider plötzliches Umfallen der Schaafe**, wird das Schellkraut mit gelben Blü-

hen dürr gepülvert mit Salz eingegeben: einige lassen auch unter der Zunge und Augen zur Ader.

65) **Wenn Schaafe bei der Kälte gelitten**, reibe man sie mit Hopfen, Weinhefe, und Oeldrüsen (Oelkuchen) drey Tage, wasche sie auch mit Salzwasser öfters ab, davon wächst die Wolle nachmals ungemein schön.

66) **Wider die Ruhr ist ein kräftiges Mittel**, wenn man einen Brey oder Mus von Hollerbeeren, und damit einen Brodteig macht, kleine Brode backt; die Gebackenen werden zerschnitten, abermal wie Zwieback gebacken; nachmals wird es zu Pulver gestossen, in warme Milch gerührt, hernach den Lämmern oder Schaafen wider die Ruhr oder Durchfall zum Trank eingeschüttet; es kann auch mit Habermehl vermischt gegeben werden. Dieses Mittel ist auch für Menschen, die mit der Ruhr behaftet sind, das sicherste und beste.

67) **Zum Rauch in die Ställe** sammeln sich vorsichtige Schäfer Poley, wilden Balsam, Wohlgemuth, Raute, und besonders Wachholderstauden, damit die giftige Luft abzutreiben. Nur sollten sie bei Einbringung der Wachholderstauden darauf denken, sie von unten herauf so zu beschneiden, daß daraus schöne Stämmlein erwachsen, nicht die obersten Theile, und was in die Hände fällt, abschneiden; denn das Wachholderholz wird dem Zedernholz gleich gehalten, und hat die nützlichste Verwendung.

68) **Kranke Schaafe von den gesunden zu unterscheiden**, lege man öfters Erlen-

laub vor, und welche keines fressen, sondere man als kranke von den gesunden, damit nicht auch die gesunden angesteckt werden.

69) **Die Schaafe bei den Sommerweiden wider Krankheiten zu bewahren,** muß man ihnen zur Nachtzeit allzeit ein trockenes Strohfutter vorlegen: die Schaafe fressen es gern, weil ihre Natur zur Austrocknung der mit dem grünen Futter eingenommenen Nässe ein dürres Futter fodert. Dieses ist aus allen Mitteln das sicherste, vorzüglich in nassen Jahren, wenn man anderst die allgemeinen Viehseuchen und Sterben unter Schaafen verhüten und vermeiden will. Einen Beitrag zu diesem Futter könnten die auf den abgeschaften Hutweiden gebauten Sommerfrüchte geben: und was könnte eine Schäferey mehr dabei gewinnen, als ein tägliches Futter für die Schaafe, und zugleich die Gesundheit der Heerde? Wann wird doch jener erwünschte Augenblick kommen, wo man allenthalben besser auf jedes Stück Rind- und Schaafvieh denkt? — — es besser versorgt? — —

70) **Wider Ungeziefer in der Wolle** soll man die Wurzel vom Ahornbaume zu Pulver stossen, davon wird eine Unze in eine halbe Maaß Wasser gethan, damit gekocht, und die Schaafe mit solchem Wasser gewaschen, so verlieren sie alles Ungeziefer.

71) **Ein köstliches Salz für Schaafe, und anderes Vieh, auch für Menschen selbst:**

Wann im Frühlinge die Erlen in den Saft tretten, und allbereits angefüllt sind, lasse man

etliche Stücke 3 bis 4 Schuhe lang wie Wasserröhren vom Wagner oder sonst ausbohren, fülle sie mit guten Salz aus, schlage die Oefnungen auf beiden Seiten mit Erlenzäpfen zu, stelle sie darauf gegen 14 Tage an einen Ort, wo keine durchstreichende Luft ist; endlich lasse man das Holz im Feuer ausbrennen, zuletzt wird es voneinander gemacht, und man findet ein aschenfarbes Salz, so fest wie Steine.

Eine andere Art, dieses Salz zu erhalten, ist eben jene wie bei Birken, welches wider Stein und Gries angepriesen wird: nämlich die Birken werden von obigen in die Tiefe schief eingebohrt zur Zeit, wo der Saft anfängt zu steigen, die Löcher werden mit Salz ausgefüllt, hernach oben mit einem guten Zapfen verwahrt, und so bleiben sie stehen, bis das Saftfließen geendigt ist. Nach dieser Zeit werden die jungen Erlen wie Birken abgenommen, und das Stück Holz mit Salz im Feuer verbrennt, endlich bleibt eine Kruste, und das Salz wird zum Gebrauch herausgenommen, welches weit kräftiger als anderes Salz ist.

Von diesem Salze kann man alle Wochen etlichemal Frühe etwas auf das Futter streuen: es bewahrt das Vieh wider giftige Thaue, Nebel, und Seuchen, wenn es in gewissen Zeiten täglich gegeben wird.

72) **Offene Wunden vom Stossen** rc. zu heilen, sind Baumharz, Wagenschmiere, der Schaum von guter Saife über die Wunden übergestrichen, durchaus dienliche Mittel; denn da die Heilung von innen erfolgen muß, so wird durch diese Mittel der Theil, so beim Verwunden ver-

letzt

letzt worden, gleichsam bedeckt und geschützt, bis darunter ein feines Häutlein ansetzen, und die Heilung folgen kann. Tischlerleim übergestrichen dient eben so.

73) **Bewahrungsmittel wider die Bräune der Schweine.** Man lege den Schweinen die Wurzeln von Burzeln und Hauswurzeln, oder Mauerpfeffer in ihr Saufen.

74) **Wider die Finnen der Schweine.** Diese Krankheit scheint den Schweinen vor andern Thieren eigen zu seyn, vermuthlich weil sie insgemein zuviel versäuerte Getränke am Spühlig oder veralteten Futter bekommen: viele wollen das Futter verbessern, und werfen noch Salz dazu hinein, wodurch die Säure verdoppelt wird, weshalben auch die mehresten Schweine mit diesem Uibel geplagt, und wenige davon befreit bleiben.

Man lasse demnach vor allen kein Schweinfutter so alt und sauer werden, sondern gebe es frisch.

Sonst siede man in einem Häflein etwas gestossenen Alaun, Schwefel und einen Stängel Sevenbaum, gebe davon den Schweinen drey = oder fünfmal unter ihr Saufen.

75) **Ein anderes Mittel wider die Finnen.** In Oesterreich sind in Betracht finniger Schweine vortrefliche Anstalten; die zu schlachtenden Schweine werden von dazu bestimmten Beschauern genau durchsucht, an der Zunge besehen, und finnige ausgemustert, dadurch üble Folgen und Krankheiten abzuwenden. Man reibe die Schweine

mit einer rauhen in kaltes Wasser getunkten Bürste gegen die Haut, und bürste stark; hernach koche man das gewöhnliche Trank, und mische dazu Petersillwurzel, Raute und Mutterkraut, 4 Loth gestossenen Alaun und Salz, oder gebe es allein.

76) **Wider Maden in Köpfen und Ohren**, wo die Schweine traurend die Köpfe auf die Seite der geschwollenen Ohren hängen, auch bluten, zerquetsche man Pfersichlaub sammt der Nießwurzel zwischen zwey Steinen; reinige die Ohren mit Hölzlein, und gieße den gedachten Saft ein.

77) **Die Schweine gesund zu erhalten**, kann man ihnen auch Lorbeere, Schwefel und Kreide in gleichen Theilen gestossen und vermischt alle Vierteljahre ihrem Fressen oder Saufen beisetzen; hievon ist auf jedes Schwein ein Loth zu rechnen.

78) **Wider Verfangen, sonst Uiberfressen**, so aus erkalteten Ohren, wie auch, wenn Schweine nicht fressen, abzunehmen: steche man also ein Schwein ins Ohr, oder ritze es, fange das Blut mit einem Stück Brod auf, schmiere etwas Butter dazu, und gebe es dem Schwein zu fressen; einige setzen ein Stück Wieselfell bei.

Dritter Sonntag.

An welchem Herr Kaplan Treumann seinen Begleitern abermals lehrreiche Beispiele erzählt.

Diesmal hatte Herr Treumann noch mehr Begleiter, als das vorigemal; denn die Alten waren

nicht weniger, als die Jungen, durch die schönen Beispiele belehrt und unterhalten worden; sie konnten sich gar nicht satt daran hören, und hatten schon das vorigemal gewünscht, daß der Spaziergang länger gedauert hätte, es kam ihnen ganz anders dabei vor, als wenn sie eine Predigt hörten, da däuchte ihnen alles zu geistlich zu seyn, aber hier, da sie die besten Lehren in dem Gewande der Erzählung vor sich hatten, däuchte es ihnen viel angenehmer, und wünschten nur sehr oft, so gut belehrt zu werden; denn sie glaubten sich dies alles besser merken zu können, als die Predigt, und es gieng ihnen doch so gut, und noch besser ans Herz, als in der Predigt. Die Alten baten also den Herrn Kaplan, diesmal nur hauptsächlich auf sie den Bedacht zu nehmen, und beim Zurückgehen die Kinder durch den Schulmeister nur noch etwas zu ihrer Erbauung und Belehrung erzählen zu lassen. Der Herr Kaplan konnte ihnen ihre Bitte nicht abschlagen, und fieng folgendergestalt an: Es ist zwar in dem ersten Bande dieses Büchleins schon viel von der Thorheit des Aberglaubens geredet worden, dem ungeachtet ist er doch unter den Landleuten noch immer sehr tief eingewurzelt, und wird leider sobald nicht ausgerottet werden, hauptsächlich derjenige, daß einer des andern Vieh, besonders die melkenden Kühe behexen, und es dahin bringen könne, damit der Besitzer bei aller guten Fütterung wenigen oder gar keinen Nutzen davon habe. Die Betrügereien, die hierinnen gespielet werden, sind auch oft so fein, daß sogar Kluge hinter das Licht geführt werden, und wenigstens eine Zeitlang diesen elenden Aberglauben für gegründet halten können. — Fol-

gende Geschichte, die sich unlängst in einem Orte wirklich zugetragen hat, kann vielleicht darzu dienen, euch die Augen zu öfnen, wie zuweilen die Hexerey anzustellen sey, wenn man einen guten Theil Milch von des Nachbars Kühen erhalten will. Der Betrug ist bis in den Sommer des andern Jahrs gespielet, währender Zeit bei Scharfrichtern und klugen Männern wider die eingebildete Hexerey alle Hilfe gesuchet, und viel ungereimtes Zeug vorgenommen worden.

Ein Weib, die in ihren jüngern Jahren bei einem Bauer als Magd gedient hatte, und in dessen schlecht verwahrten Hofe gut bekannt war, bekömmt zuletzt ihren Wohnplatz hinter dem Garten desselben, und ihre meiste Nahrung besteht in einer Kuh, die sie als **Häuslerin** halten darf. — Aus alter Bekanntschaft sucht sie in dem Hause des Bauers Zutritt, den sie leicht findet. Sie klagt der Frau öfters, daß sie mit ihrer Kuhwirthschaft unglücklich sey, indem sie öfters keine Milch erhalten könne, und behext seyn müsse. Nach dieser gemachten Vorbereitung steigt sie des Morgens in aller Frühe, wo noch Niemand aufgestanden, durch ein Loch, welches hinter einem Fliederstrauche im Garten befindlich gewesen, in des Bauers Kühstall, und melket die Kühe aus, daß hernach die Bauersfrau natürlicherweise die Milch nicht wie vorher von ihren Kühen bekommen kann. Sie thut dieses Anfangs nur über den andern oder dritten Tag, endlich fast alle Tage, und überredet die Bauersfrau, daß die Hexerey, womit nur sie bisher geplagt gewesen, nunmehr auch in den Stall derselben gekommen sey, wo sich mehrere Kühe befänden. Sie gibt der Bauersfrau allerhand Mittel an, die

sie selbst gebraucht hätte, um sich davon zu befreyen; bleibt darauf immer etliche Tage weg, wenn sie ihr etwas hauptsächlich gerathen hat, daß die Bauersfrau dadurch immer mehr in dem Gedanken von Hexerey gestärkt wird.

Mitlerweile setzet die listige Betrügerin ihren Diebstahl die ganze Zeit fort, fängt ihn auch in dem darauffolgenden Frühjahre zeitig wieder an. Gegen Johannis aber ward eben dieser Hollunderstrauch, der bisher ihr Diebsloch verdeckt gehalten hatte, ihr Verräther. Sie bricht vermuthlich beim Heraussteigen etliche junge ausgeschossene Zacken ab. Der Knecht kömmt zu Mittage in den Garten, bemerkt dieses, und suchet weiter hinter dem Strauche nach, da er denn die deutlichen Fußtritte vom öftern Hin- und Wiedersteigen durch dieses Loch wahrnimmt. Man schöpfet Verdacht, und unvorsichtigerweise wird auch der getreuen Nachbarin sogleich erzählt, daß vielleicht durch dieses Loch die bisherige Hexerey aus- und eingegangen sey, und daß man nun schon auflauern wolle, wer da aus- und eingehe? Mehr war nicht nöthig, um der Hexerey auf einmal ein Ende zu machen, und Jedermann konnte es leicht errathen, wer die Hexe gewesen sey.

Wie oft mögen ähnliche Betrügereyen selbst durch die Mägde verübt werden, die ihre Frauen eben so listig zu überreden wissen, daß es Hexerey sey.

Sagt mir, meine lieben Freunde, kann es wohl eine Naturgeschichte eines Undinges geben, welches der Aberglaube erfunden, und dem Teufel

 zuge-

zugeschrieben hat? — Gewiß nicht! — da aber doch bei diesem Nichts ein Etwas ist, so will ich euch dies Etwas, und wo möglich, den Ursprung dieses Aberglaubens von einem sogenannten Heckemännchen untersuchen und aufklären. Kaum aber werdet ihrs glauben, daß eine solche Art des Aberglaubens, die unter allen fast die sinnloseste und unvernünftigste ist, noch in unsern Zeiten im Schwange gehe, wovon ich erst kürzlich auf einem benachbarten Dorfe Zeichen und Wunder gesehen habe.

In diesem Dorfe lebt ein Ackersmann, der die Städter zu Markte führt — ich habe ihn als einen Mitmenschen zu lieb, als daß ich seinen Namen nenne, — welcher noch steif und fest glaubt, daß es Heckemännchen gebe, und gegen seine Vertrauten behauptet, selbst einmal eines gehabt zu haben.

Uiberhaupt ist dieser Mann noch so voll des unsinnigen Aberglaubens, daß ich seines Gleichen kaum noch weiß, an ihm hat man eine lebendige Geschichte, Kronik und Wörterbuch des ältesten, dummsten und längst ausgestorbenen Aberglaubens. Geradezu erfährt man nichts von ihm. Man muß es durch seine Vertrauten erfahren, denen er es an dem offenen Munde, an welchem sie ihn anhören, ansiehet, daß sie ihm glauben. Gegen andere ist er sehr argwöhnisch, und Zweifel kann er gar nicht leiden. Sobald ihm Jemand Einwendungen macht, so sagt er gar kein Wort weiter, als dieses: ich hab es schon gehört, sie sind ein Gelehrter — die glauben nichts. Man muß also sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn man ihn ausfragen will.

Dieser gute Mann ist schon seit vielen Jahren seines Aberglaubens gewesen; kein Ackersmann

im Dorfe hat mehr Unglück an seinen Kindern, am Viehe, in seinem Ackerbau und Hauswesen gehabt, als er. Das kann ich mir sehr gut erklären. Er hat bei allen Krankheiten keine vernünftige und ordentliche, sondern lauter abergläubische Mittel gebraucht, wodurch es nur befördert wurde. Bekam zum Beispiele ein Pferd die fallende Sucht, und sich immer in die Seite sahe, so wars behext, so wurde es geräuchert, und dann zur Arbeit gezwungen, daß es warm werden sollte; daran aber dacht er nicht, daß es Würmer hätte, die sich in den Magen gebohrt hatten. Da gieng es dann auch so, daß es vor dem Wagen umfiel, und auf der Stelle blieb. Und so wurde fast kein Stück Vieh, kein Kind wieder gesund, wenn es in eine Krankheit fiel. Es wurde durch Gegenzaubermittel wider die ihm angethane Hexerey hingezaubert. Wurde ihm auch noch so vernünftig vorgestellt, daß alle seine Nachbarn dergleichen Unglücksfälle nicht hätten, weil sie bei Zeiten ordentliche Mittel gebrauchten, so blieb er bei seinen sechs Sinnen.

Als neulich eins von seinen Kindern krank wurde, weil es entweder mit Kartoffeln verfüttert ward, oder Würmer hatte, so wurde ihm gerathen, da er doch sehe, daß es behext wäre, im Kloster die Messe über dasselbe lesen zu lassen; nur müßt er sich in Acht nehmen, daß ihm die gewisse Frau, die man für die Hexe hielt, im Dorfe beim Herausfahren nicht begegnete, sonst helfe alles Messelesen nichts. Zum Unglücke geschah solches; die Frau begegnete ihm, da er mit dem Kinde durchs Dorf fuhr. Wäre er nicht bald in der Wuth und Verblendung an dem unschuldigen Weibe zum Mörder geworden? Rasend fuhr er auf sie zu, und

hätte sie sich nicht in ein Haus gerettet, so hätte er sie gerädert. Soweit gehet der Aberglaube, daß er sich kein Bedenken daraus macht, ein Mörder zu werden.

Er glaubt wirklich nicht, daß ihn die Obrigkeit wieder am Leben strafen werde, weil er, seiner Meinung nach, nur eine Hexe getödtet hätte, welche sie doch auch nicht hätte müssen am Leben lassen.

Dieser Mann soll uns die Naturgeschichte des Heckemännchens erzählen. Denn nie wäre es sonst möglich, daß Vernünftige, denen solch Zeug nicht einfallen kann, diese Geheimnisse erführen, wenn sie solche nicht aus dem Munde ihrer eigenen Priester bekämen? Wie es nun Jemand von ihm selbst gehöret, und mir gesagt hat, will ichs wieder erzählen.

Das Heckenmännchen ist ein kleines Männchen, mit langen Haaren. Es muß, wenn es seine Dienste thun soll, von andern gekauft werden, die es entweder an besondern Orten finden, oder es selbst schon gehabt haben. Hier möchte man fragen: Warnm diese es nicht selbst behalten, wenn es täglich Geld schaft? Ja! heißt es, es wird zuweilen tückisch, wenn es nicht recht abgewartet wird, oder sich für beleidigt hält, und bringt kein Geld mehr. Dann ist es Zeit, daß es wandere. Sonst geschiehet ein größeres Unglück im Hause.

Aber sage er doch, lieber Mann! glaubt er dann wirklich, daß es was lebendiges sey? Ey freylich ist es das; nur kann und darf man es nicht so recht besehen, sonst kehrt es einem gleich etwas zu, daß man nicht gerne sieht, und macht sich auch wohl unrein, daß man statt des Geldes

so was findet. Es muß also, wenn man es kauft, in ein weißes Hemdchen gewickelt, in eine Schachtel gelegt, und diese in eine verschlossene Lade gesetzt, und sehr wohl abgewartet werden. Die Hauptsache ist: wie man es bezahlt, wenn man es kauft. Gibt man acht Groschen, so findet man auch täglich bei ihm ein acht Groschenstück in der Schachtel. Ists ein Thaler, so gibt es auch einen Thaler wieder, u. s. w. Es muß es auch ja kein Fremder und Unglaubiger zu sehen bekommen, sonst hört alles auf, und man ist vor Unglück nicht sicher.

Soweit die leibliche Naturgeschichte des Heckemännchens. Welche Widersprüche in derselben! Es ist was lebendiges, und im Grunde nur eine Wurzel, wie ich unten zeigen werde: Es kann sich unrein machen, und doch ist es kein thierischer Körper, genießt auch nichts; wird aber böse, wenn es oft beunruhiget, und nicht fleißig abgewartet und gepflegt wird. Wo bekommt es aber das Geld her, was täglich bei ihm gefunden wird? Da zuckt man die Achseln, und mit geheimnißvoller Miene kommt soviel heraus, daß das der — Gott sey bei uns — wohl bringen möchte.

Wenn ich alle meine Vernunft zusammen nehme, so kann ich nicht begreifen, was der arme Teufel davon habe, wenn ihm zu gefallen ein Stückchen Wurzel verehrt und gepflegt wird, als wenn es etwas Lebendiges wäre. Ist es in der That wahr, daß sich bei dem Dinge öfters körperliche Unreinigkeiten finden, und daß täglich ein Stück Geld in der Schachtel angetroffen wird, so kann ich nicht anders urtheilen, als daß ein listiger Betrüger mit darunter stecke, und das ganze Haus

äffe,

äffe, das nun einmal für den Aberglauben mit Leib und Seele eingenommen ist. Dieser kann ja leicht einen Nachschlüssel zu der Lade haben, worinnen es verwahret wird. Es kann ja selbsten die Unreinigkeiten in die Schachtel bringen, und die Einfalt in dem Wahn stärken, daß das Heckenmännchen böse sey. Er ist es gewiß, der täglich einige Groschen in die Schachtel legt, um von der Leichtsinnigkeit der armen Leute Thaler wieder zu bekommen, wovon man in der Geschichte des Aberglaubens hundert Beispiele hat.

Soviel aber ist gewiß, gäbe es wirklich ein Heckemännchen, das Thaler und Dukaten bringen könnte, man würde sich in unsern Zeiten, da die Uippigkeit und übertriebene Verschwendung soviel arm macht, alle Mühe geben, ein solches Ding zu bekommen.

Daß aber doch dabei kein grosser Segen seyn müsse, erhellet daraus, weil der obige Landmann nach seiner eigenen Versicherung, eine geraume Zeit eines gehabt, und in seinem Hauswesen doch ein Unglück über das andere gekommen sey, daß er nichts vor sich bringen konnte. Woher das? Er hatte ein Heckenmännchen, und wurde doch nicht reich? Weil die Betrüger sich seine Einfalt zu Nutzen machten, und ihm arm stahlen.

Es ist Zeit, daß ich meine vernünftigen Leser auf den Ursprung dieses Aberglaubens führe. Wenn man das Ding betrachtet, welches für das Heckenmännchen ausgegeben wird, so ist es, wie ich oben sagte, ein Etwas, nämlich eine besonders gestaltete Wurzel der Mandragora, die in feuchten sumpfigten Gegenden wächst. Daher ist dieser Aberglauben sonst am Unterharzgebürge häufiger gewesen,

weil

weil die Wurzel in den sumpfigten Gegenden des Holzes gefunden wird.

Der Aberglaube hat zwar, was den Ort betrift, wo die Wurzel wächst, seine Variaten; so heißt es auch: die Wurzel müsse mit gewissen Zeremonien unter einem Galgen mit einem schwarzen Hunde gegraben werden. Allein, wenn viele Körper am Galgen gehangen haben, so wird unter ihnen die Erde auch fett und feucht, unter diesen Umständen kann die Wurzel daselbst ebenfalls wachsen. Der Galgen an sich kann sowenig dazu beitragen, als der schwarze Hund, welches doch wohl kein anderer, als der Patron der Hölle seyn soll, den der Aberglaube bald in Bocks= bald in Hunds=gestalt auftretten läßt. Nach dem Wörterbuche des Aberglaubens führt sie auch den Namen Allruen, Allraun. Dies bringt uns auf den ersten Ursprung dieses Aberglaubens. Die Cumbrischen Wahrsagerinnen hießen Altrunen (Allrunen), weil Runen soviel bedeutet, als Zaubern, Wahrsagen, oder Heimlichmurmeln, wie die Zauberer zu thun pflegten. Unter den Deutschen selbst, wie verschiedene alte Schriftsteller bezeugen, sind ehedem gewisse Weibspersonen unter dem Namen Allrunen gewesen, von welchen die Männer, wenn sie in Streit zogen, den Ausgang des Krieges verkündigten, und diese Allrunen gern bei sich im Lager hatten. Sie giengen mit blossen Füssen, mit losen aufgebundenen hangenden grauen Haaren, hatten ein weißleinenes Hemd an, unten zugebunden, und um den Leib einen messingenen Gürtel. Brachten die Männer Gefangene aus dem Streite, so liefen sie solche rasend an, schnitten ihnen die Gurgel ab,

fin=

fingen das Blut in kupferne Schaalen auf, und weissagten darauf künftige Dinge.

Von diesen Uiberbleibseln der alten heidnischen deutschen Abgötterey hat ohne Zweifel der Aberglaube einfältiger Leute seinen Ursprung genommen, daß sie sich darauf verlegt haben, eine Allraun im Hause zu haben, von dem sie grosses Glück erwarteten, woraus denn nach und nach durch Betrug und Habsucht das Heckenmännchen entstanden ist.

Es haben sich daher Landstreicher und Betrüger gefunden, welche solche Allraunen feil tragen und verkaufen. Es sind kleine Bildchen, geschnitzte Männchen und Weibchen mit allerley Gliedmassen, deren Kopf mit langen Haaren bewachsen ist. Das Ding muß ein weißes Hemdchen anhaben, wie die alten heidnischen Allraunen gekleidet waren. Eben daher hat auch noch am Harze das Schimpfwort seinen Ursprung, da man übelgestalte Personen, besonders alte Weiber, Allraunen, Allrunken zu nennen pflegt.

Im Grunde ist es nichts anders, als die Wurzel des Mandragorakrauts, welche von Natur wie ein kleiner nackender Mensch gestaltet ist. Diese graben die Betrüger aus der Erde, putzen sie ab, und schnitzeln sie gar aus, daß sie einem Männchen oder Weibchen ähnlich wird, wie man es verlangt. Da aber am Haupte lange Haare seyn müssen, so stecken sie Gerstenkörner, oder andere Sämereyen hinein, lassen es lang auswachsen, und wieder trocknen, so sind die Haare fertig. Alsdann ziehen sie ihm ein weißes Hemdchen an, machen ihm einen Gürtel um den Leib, legen es in ein sauberes Schächtelchen, und befehlen dem Käufer, daß

er es wohl pflege, wöchentlich bade, und keinen Fremden dazu lasse.

Was nun das Uibrige von den Geldhecken und dergleichen betrift, so hat der Aberglaube, wie in andern Fällen, diese Brühe darüber gemacht, daß es auch hier wie immer gegangen ist, und einer den andern betrogen, und um sein Geld gebracht hat.

Itzt will ich euch eine gar sonderbare Spuckgeschichte erzählen, die in ihren Umständen, und in der Art ihrer Aufklärung, soviel Sonderbares hat, daß vielleicht wenige von der Beschaffenheit vorkommen möchten. Sie lehrt uns vorzüglich, wie nöthig in solchen Fällen, worin öfters der Weise selbst in Verlegenheit kömmt, eine gesetzte Fassung und kaltblütige Untersuchung sey.

Als ich noch auf der Universität zu Halle war, so reiste ich mit einigen Freunden nach Trotte, wohin wir auf ein Landgut zum Essen eingeladen waren. Es war eilf des Abends, da wir zurückfuhren. Wem die Gegend bekannt ist, der wird wissen, daß der Weg bei Gibichenstein dicht bei dem Hochgerichte vorbeigeht, wo damals noch verschiedene Körper auf dem Rade lagen.

Wir hatten unsern Spas im Wagen, je näher wir der Hochgerichtsstätte kamen; allein unser Postillon bat, wir möchten über die Sache nicht lachen, er habe es hier schon öfters erfahren, daß es nicht richtig sey. Wir lachten destomehr über seine Furcht, und waren nun recht an der Stelle, wo die Räder standen. Mitten im Lachen standen die Pferde mit einemmale, und waren durch nichts

von der Stelle zu bringen. „Da haben wirs, sagte der Postillon, da sitzt es schon auf den Pferden; nun mag uns der Himmel gnädig seyn, Gott der Vater wohn uns bei. — Was denn? riefen wir ihm zu. — Ja! wer das wüste. Ich nicht. Ein weißer Schatten springt immer um die Pferde herum. Habe ich nicht genug gebeten: Sie möchten nicht so sicher seyn. Uiber solche Dinge muß man nicht spotten, man wird dafür bezahlt."

Meine Gefährten, worunter gewiß einige recht heroische Männer waren, saßen stockstill, und ich merkte es an ihnen, daß sie Herz und Muth verloren hatten. Ich rief dem Postillon zu: Er sollte absteigen, und nach den — Nicht für tausend Thaler, war die Antwort! — Was sollte ich machen? Weil ich damals schon über solche Dinge weg war, so stieg ich ab, und bat den Postillon, die Pferde anzuhalten, damit ich keinen Schaden nehme. Die wollen wohl stehen, hieß es. Meine Leser setzen sich nun einmal selbst in die Umstände, in denen wir damals waren. Die Nacht um 12 Uhr; dicht bei den Rädern mit todten Körpern; die stehenden und schnaubenden Pferde, die allerdings die Witterung des Aasgeruchs haben mochten. Sie denken sich alte Geschichten dazu, die von den Spuckereyen bei den Hochgerichten erzählt werden; von meinen Gefährten, selbst vom Postillon verlassen — Ob nicht unter solchen Umständen dem gesetztesten Mann ein Grausen überfallen sollte. Hören sie nur, wie sich die Sache entwickelte: Als ich abgestiegen war, ging ich zu den Pferden, und suchte sie zu besänftigen — Da unten, rief der Postillon immer, das Weiße. Ich sah es auch, aber nur nicht, wie unser Schwager, als einen herumsprin-

genden

genden Schatten. Vielmehr sahe ich, daß es dem Pferde an dem Vorderfuße hing. Anfänglich getraute ich mich nicht, ihm näher zu kommen. Da ich aber merkte, daß das Pferd dafür nicht stehen konnte, sondern trippelte und stampfte, so faßte ich mir ein Herz, und grif zu. Das Pferd hob den Fuß von sich selbst in die Höhe, und gab mir dadurch zu erkennen, daß es Hilfe haben wollte. Ich grif also selbst nach dem weißen Dinge — und fühlte — was meynen meine Leser wohl! Schwerlich dürften sie es errathen — und fühlte einen kalten Knochen, den sich das Pferd in den Fuß getretten hatte.

Da ich mich bückte, und recht zusahe — es war eine der schönsten Sommernächte — so wurde ich gewahr, daß es der Schädel eines Körpers vom Rade war, der durch Zufall in den Weg gekommen seyn mochte. Das Pferd hatte mit dem Hufe in die Unterseite getretten, und sich also natürlicherweise geklemmet, daß es nicht fortgehen konnte, daher blieb es stehen, und das andere auch. Wie leicht mir da ums Herz wurde, können sie denken. Ich riß das Ding ab, unsere Pferde gingen. Da ich den sichersten Aufschluß hatte, so rief ich meinen Gefährten zu: ein Todtenkopf — ein Todtenkopf. Das vermehrte ihre Furcht, weil sie in der Zeit, da ich mit den Pferden zu thun hatte, schon Angstschweiß genug vergossen hatten. Ich setzte mich ein, und unsere Pferde gingen ruhig weiter.

Wem konnte es einfallen, daß eine so sonderbare und entfernte Ursache die Pferde erschreckt und aufgehalten hatte? Just unter dem Gericht — Just in der Spuckstunde — Just der Schädel eines gerichteten vom Rade. Hätten wir die Pferde mit

Gewalt angetrieben, wäre der Schädel von selbst abgegangen, wären wir ohne Untersuchung weiter gefahren, würde nicht ein jeder bei dem Gedanken geblieben seyn: da ist es ganz gewiß nicht richtig gewesen. Je wunderbarer und unnatürlicher die Umstände scheinen, jemehr alles sich vermenget, dem Spuckglauben das Wort zu reden, desto nöthiger ist eine gelassene und genaue Untersuchung, um hinter die Wahrheit zu kommen. Denn die Umstände können oft, wie hier, so seltsam zusammenkommen, daß man sichs kaum vorstellen kann. Wird die Sache nicht aufgekläret, so behält der Aberglaube den Sieg, und selbst gesetzte Leute fangen an, zu wanken, welches für die menschliche Ruhe die nachtheiligsten Folgen hat. In Verlegenheit und seltsamen Fällen ist keine bessere Regel, als die Sache aufs genaueste zu untersuchen, und nicht eher zu ruhen, bis sie entschieden ist.

Nichts, meine lieben Freunde, richtet in der Welt mehr Unglück an, als der Müssiggang; daher pflegt man auch im gemeinen Sprichworte zu sagen: Müssiggang ist aller Laster Anfang, und des Teufels Ruhebank. — Ich will euch eine Geschichte erzählen, die euch davon überzeugen wird:

„Weil Sie denn wissen wollen, wer ich bin, sagte ein alter Mann zu mir, den ich im Hospitale zu B. antraf, und um seine Geschichte ersuchte, und warum ich den Kopf so hänge, so will ichs Ihnen kurz und treulich erzählen. Ich heiße Hans L., und bin in einem Dorfe, nicht weit von hier, Namens G. geboren. Meine Aeltern waren christlichgesinnte Leute, und gaben mir auch eine

gute Erziehung. Ich lernte von Jugend auf mancherley Vortheile, den Feldbau und die Viehzucht betreffend. Das wars aber nicht alles, sondern ich konnte auch gut lesen und schreiben. Jedermann liebte mich, besonders aber hatte unser seliger Herr Pfarrer eine grosse Freude an mir. Er kam öfters in meiner Aeltern Haus, und lobte mich, daß ich am Sonntage so fleißig in die Kirche komme, und wie er höre, an Werktägen so brav arbeite; ich sollte so fortmachen, setzte er hinzu, so werde es mir gewiß wohl gehen. In meinem achtzehnten Jahre starb mein Vater, und ich wurde bald der Erbe eines ansehnlichen Vermögens, das dem Vogt im Dorfe, einem ehrlichen Manne, zur Verwaltung übergeben wurde: mich brachte man bei dem Wirthe des Ortes als Knecht unter. Mein Dorf lag an der Landstrasse, und mein Hausherr hatte täglich viel Einkehr, und da gings oft unordentlich genug her. Anfangs empörte sich mein Herz gegen das Böse, das ich in diesem Hause mit ansehen mußte; endlich wurde ich des Anblicks gewohnt, empfand keinen Abscheu mehr, und mein junges Blut, durch das böse Beispiel meines Mitknechts aufgereitzt, riß mich zu Dingen hin, deren Andenken mich schamroth macht. Ich lernte trinken, spielen, lief den bereits verdorbenen Mädchen im Hause nach, und versäumte darüber oft meine Arbeit. Mein Gewissen machte mir zwar öfters die bittersten Vorwürfe darüber, aber immer suchte ichs durch neue Zerstreuungen zum Schweigen zu bringen, und so würde ich auf diesem Wege bald zum liederlichsten Menschen geworden seyn, wenn mich nicht der Herr Pfarrer, der immer im Stillen ein wachsames Aug auf mich gehabt haben muß,

an einem Sonntage Nachmittags hätte zu sich rufen lassen. Hier hielt er mir dann mein sündliches Leben vor, zeigte mir, was für schlimme Folgen daraus entstehen könnten, und rieth mir, mich lieber zu verheirathen, als länger in einem Hause zu bleiben, wo man soviel Gelegenheit hätte, Böses zu thun. Gerührt und mit dem festen Vorsatz, mich zu bessern, ging ich hinweg. Ich gab mir alle Mühe, meinem Vorsatze getreu zu bleiben, und es gelang mir. Ich verheirathete mich, ein halbes Jahr nach des Herrn Pfarrers Ermahnung, mit einem braven Mädchen: sie verstand die Haushaltung gut, und hielt streng auf Ordnung und Reinlichkeit, und so wurde ich endlich ein sehr vermöglicher Mann. Mein Weib gebar mir drey Kinder, die aber alle bald nach ihrer Geburt wieder starben. Dies machte mir viel Kummer, doch trug ichs mit Geduld, und dankte Gott, daß er mich in meinem übrigen Hauswesen gesegnet hatte. Aber ein grösseres Kreuz traf mich in meinem fünf und vierzigsten Jahre, da ich durch den Tod mein Weib verlor, die ich über alles lieb hatte. Dieser Verlust machte mich beinahe untröstlich, und ich nahm mir schon damals vielleicht zu meinem Unglücke vor, nie wieder eine andere zu nehmen. So lebte ich einige Jahre, trieb mein Feldgeschäft fleißig und getreu fort, und ließ mich in meinem Berufe durch nichts stören. Aber nun, fuhr Hans fort, merken Sie wohl mein Herr, kommt die Geschichte meines Zerfalls, der durch einen kleinen Zufall veranlaßt wurde. An einem heissen Erndtetag ging ich wegen einiger Unordnungen, die meine Dienstboten angerichtet hatten, vom Felde nach Haus. Mein Weg führte mich an einem Garten

vor-

vorbei, wo ich einen Herrn sah, der etwa gerade so alt als ich damals war. Er schlief unter einem grossen Lindenbaume, und hatte ein aufgeschlagenes Buch neben sich liegen. Der Herr hatte sich nämlich in unserm Dorfe angekauft, und lebte ganz allein von seinen Renten. Hm! dachte ich, der hats gut! den brennt die Sonne nicht bei seiner Arbeit! der arbeitet sich nicht ab von Morgen bis in die Nacht, und ißt und trinkt doch so gut, oder noch besser, als du, und am guten Schlafe fehlt es ihm auch nicht. Mit diesen Gedanken schlich ich nach Hause. Oft ging ich wieder jenen Weg, sah meistens den Herrn entweder im Garten spaziren gehen, oder in einer Laube in einem Buche lesen. Ich hatte daher Gelegenheit, mich oft jener ersten Empfindung des Unwillens und der Unzufriedenheit zu erinnern, daß ich dachte: Du hast ja ein hübsches Vermögen, du kannsts ja auch machen, wie dieser Herr; was brauchst du dich für nichts und wider nichts so abzuarbeiten? wenn du deine Güter verkaufst, das daraus gelöste Geld ausleihest, so kannst du ja von den Zinsen leben! Je länger ich mich mit solchen Gedanken beschäftigte, desto mehr leuchteten sie mir ein. Ich führte mein Vorhaben aus, ohne irgend einen Menschen darüber um Rath zu fragen, sondern zeigte es geradezu der Ortsobrigkeit an, daß ich meine Güter verkaufen wolle, wenn ich Käufer dazu fände. Es ging so schnell, als ich nur wünschen konnte. Ich hatte meine Güter immer wohl im Bau erhalten; sie waren unstreitig die besten im Dorfe, und wurden mir alle gut bezahlt. Auch das Vieh wurde fortgeschaft, bis auf ein paar Kühe, wegen denen ich noch ein Stück und einen Garten nahe bei mei-

nem Hause behielt. Nun war meine Haushaltung ins Kleine zusammengezogen, und ich lebte, sobald ich mein Geld untergebracht hatte, einige Wochen sehr vergnügt und ruhig. Aber nach diesen stellte sich schon die Langeweile ein: Essen, Trinken, Schlafen wollte mir nicht mehr so gut schmecken, wie ehemals. Nun, dacht ich, du mußts machen, wie jener Herr im Garten, du mußt dir Bücher kaufen, und fleißig darin lesen; denn Bücher, wie du selbst gesehen hast, müssen nicht nur die Langeweile vertreiben, sondern werden wohl auch den Schlaf leicht herbeirufen: der Herr schlief ja in seinem Garten sanft neben seinem Buche. Um mir aber für selbigen Tag die Zeit zu verkürzen, ging ich ins Wirthshaus. Hier traf ich einen Werber an, der viel Schönes zu erzählen wußte, und mir so wohl gefiel, daß ich ihn oft zu mir in mein Haus bat. Nun ging auf einmal ein wüstes Leben an: da wurde nichts gethan, als gespielt, getrunken, und in Büchern gelesen, die mir der Werber geliehen hatte. Die Bücher waren so beschaffen, daß ein einfältiger Mann viel Böses, aber wenig Gutes daraus lernen konnte; denn damals hielt ich alles für wahr, was ich gedruckt sahe. Zwar regte sich oft in mir das Gewissen, und hielt mir vor, daß dies oder jenes unmöglich recht seyn könne, aber immer wurde diese innere Stimme durch die vielen Zerstreuungen zum Schweigen gebracht, und endlich kam es soweit mit mir, daß ich alle Uiberlegung beiseite setzte, und an nichts mehr dachte, als an Fressen und Saufen, Spielen und unnützes Geschwätze. Bei dem vielen Essen und Trinken, Schlafen und Müssiggehen konnte es dann auch nicht anders seyn, als daß sich die

Flei=

Fleischeslust sehr stark vermehrte; die bei mir dienten, wurden durch mich unglücklich, und ich wurde durch andere liederliche Buhldirnen um einen ansehnlichen Theil meines Vermögens gebracht. Dies alles aber war nicht im Stande, mich zu mir selbst zu bringen, sondern ich fuhr in meinem wüsten Leben so lange fort, bis es endlich so weit mit mir gekommen, daß mir nicht mehr übrig blieb, als mir nun hier im Hospitale ein Plätzchen zu kaufen. Hier bin ich nun schon seit meinem sieben und fünfzigsten Jahre, und vor acht Tagen war ich zwey und siebenzig alt. Hier habe ich nun Zeit, über mein böses Leben nachzudenken, habe Zeit, mir Vorwürfe darüber zu machen. Herr! ich könnte nun ein glücklicher, angesehener, vermöglicher alter Mann in meinem Dorfe seyn, wenn ich mich nicht dem Müssiggange ergeben hätte. Der Müssiggang hat all mein Unglück angerichtet, durch ihn bin ich als ein liederlicher Mann in das Hospital gekommen. Sagen Sie nun, mein Herr, habe ich nicht Ursache, mit mir unzufrieden und traurig zu seyn? — Ich suchte ihn, soviel möglich, zu beruhigen, einigermassen gelang es mir doch nicht ganz. Hierauf schied ich mit dem Wunsche hinweg, daß jeder Müssiggänger nicht nur die Geschichte dieses Bauern hören, sondern daß sie auch einen solchen Eindruck auf ihn machen möchte, daß er Arbeitsamkeit für die angenehmste Würze des Lebens erkennen lernte.

Zuletzt will ich euch noch ein schönes Stück von einem sehr braven Bauern erzählen, welches werth ist, daß es euch bekannt wird.

In einer Gegend im Walde ohnweit Straubingen lebte ein Bauer, Peter mit Namen, der ein Weib und sieben Kinder hatte. Er und seine Familie waren rechtschaffene brave Leute, und eben deswegen hatte sie auch die ganze Gemeinde recht lieb. Sie arbeiteten unverdrossen den ganzen Tag hindurch, und wurden dabei reiche und wohlhabende Leute. Aber einmal fiel ein Schauer, und verderbte dem Bauer alles, was er auf dem Felde hatte. Zwey andere darauf folgende Mißjahre setzten endlich die ganze Familie in die äußerste Noth, und es war wirklich schon an dem, daß sie andere gutherzige Leute um Unterstützung anflehen mußten.

Um sich also dem Jammer zu entreißen, ging der Bauer einmal an einem Sonntagsabende vom Hause weg, kam in vollem Wehmuthe und mit blutendem Herzen ins Wirthshaus, und erzählte dann da vor mehrern benachbarten Bauern sein trauriges Verhängniß. Bin, solange ich lebte, seufzte er, nie nachläßig gewesen, habe allemal meine Leute hübsch zur Arbeit angehalten, litt nie was Unrechtes im Hause, und habe gethan, was Gott und die Welt von uns fordern konnten, und doch bin ich ohne mein Verschulden so unglücklich, doch Gott im Himmel wird es wissen, warum er so hart auf mich schlägt. Er hat mir nun alles genommen.

Fasse dich, sprachen seine Nachbarn, die neben ihm saßen, Gott kann dir es ja auch wieder geben. Wirst selten gehört haben, daß der zu Grund gehe, der das Seine thut, und der brav ist, und der bist du ja, hat es unser Herr Pfarrer schon öfters gesagt.

Unserm Peter rollten häufige Thränen über seine braunen Backen herunter, während ein anderer

derer Bauer, der gegen ihm saß, ihm mit dem Kopfe winkte, und den Unglücklichen hinaus haben wollte. Beide entzogen sich allmählich von den übrigen Bauern.

Bist freylich recht unglücklich, mein lieber Freund! sprach Michel, so hieß er, draußen leise zu ihm. Hab recht Mitleiden mit dir! Soviel du Geld zum Ankaufe und zu deiner Hauswirthschaft im Jahre hindurch nothwendig hast, will ich dir gern vorstrecken. Sey dabei wieder recht fleißig, du kannst hernach schon wieder dein Bischen erlangen. Mir ist es doch lieber, wenn du mit diesem Gelde wieder glücklich wirst, als daß dasselbe unterdessen unbenützt in meinem Kasten liegt. Wie gesagt, die Hand her! ein Mann ein Wort!

Der Michel kam auch wirklich, die Bauern halten ihr Wort perfekt, des andern Tags sehr frühe vor der Arbeit in Peters Behausung an, bracht einen Sack von 500 Gulden mit sich, und gab denselben dem Peter mit diesen Worten:

Hauset wieder brav, seyd fleißig und habt Gott vor Augen! Brauch kein Interesse. Sollt ihr stecken bleiben, so will ich noch schon thun, was zu thun ist, könnt mirs wieder bezahlen, wenn ihr glücklicher werdet.

Und hierauf ritt er wieder fort.

Nun legten alle freudig Hand ans Werk. Sie pflügten und bebauten den Boden von neuem, und die folgenden zwey Jahre gaben reiche Aerndten reichliche Einnahmen, und ihr Vermögen zeigte sich wieder.

Bald darauf verfiel Peter in eine kränkliche Auszehrung, und wurde sehr lange liegerhaft. Das Vermögen nahm wieder merklich ab. Peters Zu-

stand

stand wurde täglich schlimmer, und er fühlte wirklich schon den herannahenden Tod. Er rief noch um seinen Gutthäter, und derselbe kalopirte eilends herbei.

Hier fand der gute Mann den Kranken in der Todesfarbe, und um seine Liegerstadt Weib und Kinder heulen.

Tritt näher, Michel, sprach der Sterbende und das Weib, und führte ihn zum Bette. Ich muß sterben, fuhr er fort, und hab also nimmer auf Erden die Freude, so fleißig wir auch waren, dich noch vor meinem Ende befriedigen zu können. Das schmerzt mich mehr, als der Tod selbst. Nimm die Schuld nach meinem Absterben fristenweise an, und ich sterbe leichter!

Mann Gottes! sprach Michel, kränke dich nicht! laß dir deine letzte Stunde nicht so schwer fallen! Ich will dir die ganze Schuld nachlassen, darfst mir gar nichts mehr bezahlen. Gott wird dirs auch vergeben! Hab zwar auch Weib und Kind, und das, was ich besitze, ist hinreichend genug, uns zu ernähren. Man thuts ja Gott, was man den Armen thut, und ihr seyd so ohne euer Verschulden in die Armuth gerathen. Denkt bisweilen in euerm Gebete an mich!

Gehab dich wohl, mein Peter, fuhr er fort, und trocknete den Todenschweiß von seiner Stirne. Und der Sterbende drückte noch Michels Hände, und schloß seine Augen.

Der Michel ist nun einer der reichsten Bauern in dieser Gegend. Der Segen des Himmels vermehrt jetzt seine Heerden, seine Feldfrüchte, und seine Zufriedenheit. Dieser Bauer ist eine Krone werth. Schade! daß dieses edle Herz eine Joppe umhüllt, und daß er so wenige seines Gleichen hat. —

Alte und Junge wurden ob dieser Erzählung gerührt, und wusten es ihrem Herrn Pfarrkaplan sehr hoch zu verdanken, daß er sie so lehrreich und rührend unterhalten habe. Und nun war die Reihe an dem Schulmeister, um den Kindern auch etwas mit auf den Weg zu geben.

„Ihr habt so eben gehört, meine Kinder, fing er an, wie der liebe Gott die Wohlthätigkeit dieses guten Bauers segnete, daß er bei all seiner Gutthat ein reicher Mann wurde, nun will ich auch erzählen, daß es auch wohlthuende Kinder giebt, die Gott auch dafür recht lieb hat, und sie dafür segnet, wenn sie groß sind: Der kleine Christian Frommann ging mit Nachbars Peter aus, um Mayblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand. Ihnen begegnete eine Frau mit einem kleinen Knaben. „Ach, lieber Kleiner, sagte die Frau zu Petern, geb' er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von seinem Butterbrode — er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.“ Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Christian? er war auch hungrig; aber, da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein Butterbrod; und der Knab freute sich, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen. Auch lief der Knab vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viel Mayblumen standen, und half sie ihm pflücken. Christian brachte einen grossen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur weniges zu Hause.

Als Philipp einmal seine Mittagsmahlzeit eingenommen hatte, bemerkte er, daß Lotchen und Herold, seine Geschwister, immer einander zuniften

und lächelten. Er konnte nicht errathen, was sie vorhatten, erfuhr es auch nicht, ob er sie gleich einigemal darum fragte. Es kam aber bald an Tag; Herold fragte ihn: Willst du nicht mit uns in den Garten gehen? Er war gleich dazu bereit, und sagte: Wenn es euch Vergnügen macht, so geh' ich gern mit. Da ging er denn mit ihnen fort, glaubte aber immer, daß dieser Gang etwas zu bedeuten haben müsse, weil seine Geschwister ganz ungewöhnlich freundlich waren, und das Lachen nicht verbergen konnten, ob sie sich gleich Mühe darum gaben. Er hatte auch wirklich recht; denn sobald er in das Gartenhäuschen trat, fand er da zehn kleine Leutchen versammelt, die ihm alle freundlich entgegen kamen, ihn umarmten und küßten, und sagten: **Viel Glück zu deinem Geburtstage, lieber guter Philipp! erlebe ihn noch vielmal, und allemal gesund und vergnügt!** — Sie führten ihn darauf zu dem Tische, der mit allerhand artigen Sachen besetzt war. Es stund Kaffee und eine Schüssel voll Zwieback da, um seine Freunde zu bewirthen, es lagen da ein paar Bücherchen, die ihm seine guten Aeltern hingelegt hatten, es lag da ein schöner Geldbeutel, den ihm Lottchen ganz heimlich gestrickt hatte; es stund da ein recht schöner Farbenkasten, der von seinen übrigen Freunden für ihr zusammengelegtes Taschengeld war gekauft worden. Das rührte nun den guten Philipp fast bis zu Thränen, er umarmte seine Freundchen alle, und dankte ihnen für die Liebe, die sie zu ihm trugen. Er schenkte ihnen drauf Kaffee ein, ließ den Zwieback unter ihnen herumgehen, und hatte mit ihnen ein paar recht vergnügte Stunden. Er schlug ihnen hierauf vor, ein kleines gesellschaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Gesellschaft war zufrieden, glaubte aber,

daß dieses sich besser für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen schicke; und so ging denn der Zug durch den Garten, und Lottchen wußte ihn so artig zu lenken, daß er gerade nach Philipps Blumenbeete zugieng. Philipp sprang voraus, um seinen Gästen alle Blümchen und Kräuterchen zu zeigen, mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er selbst vermuthete. Ein herrlicher Levkojenstock, dicht voll blau gefüllter Blumen, und verschiedene Sommergewächse waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung stund er still, und dachte nach, wie diese schönen Gewächse auf sein Ländchen möchten gekommen seyn. Er brauchte aber nicht lange nachzudenken; denn sobald er seinen kleinen Freunden ins Gesicht sah, merkte er gleich an ihrem schalkhaften Lächeln, daß auch diese schönen Geschenke von ihnen herrührten. Sie hatten sie ebenfalls von ihrem Taschengelde heimlich gekauft, und auf sein Beetchen verpflanzt. Diese Gefälligkeit machte ihm neues Vergnügen, und er gab sich alle Mühe, bald durch Worte, bald durch sein Betragen, ihnen zu zeigen, wie sehr er durch ihre Liebe gerührt sey.

Der ganze Nachmittag wurde unter Spiel und Vergnügungen zngebracht. Erst da die Abenddämmerung eintrat, nahmen sie von ihm Abschied. Alle nahmen vergnügt Abschied, nur Anselm nicht. Diesem sahe man deutlich an, daß er verdrüßlich sey, ob er es gleich zu verbergen suchte.

„Fehlt dir etwas Anselm? fragte ihn Friz beim Weggehen, Friz, der verständigste unter allen. „Mir fehlt nichts, antwortete er, aber wie kömmt es denn, daß ihr alle Philippen solieb habt? ihr habt ja seinen Geburtstag gefeiert, als wenn er ein

kleiner Prinz wäre. Mein Geburtstag ist ja im vorigen Monate auch gewesen, und —

Und, fuhr Fritz fort, deine Freunde haben dich nicht so beschenkt, wie Philippen, das ist freilich wahr. Aber dazu können sie nichts. Sieh! Philipp ist, wie du weist, der gefälligste Knabe. Er sinnt immer darauf, wie er andern Freude machen will. Wenn er Sämereien oder Spielwerk bekommen hat, so müssen alle seine Freunde an seinem Vergnügen Theil nehmen. Er zeigte es ihnen nicht nur, sondern er beschenkte sie auch oft. Erst vorige Woche hatte er unter uns etliche Duzend Nelkenpflänzchen, die er aus dem Saamen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir spielen wollen, so spielt er gern jedes Spiel mit, das andern Freude macht, und wenn einer oder der andere ihm bisweilen ein Späschen macht, so wird er darüber nicht böse. Durch dieses gefällige Betragen macht' er nun, daß ihn alle Leute lieb haben und ihm gern Freude machen. Du aber, lieber Anselm, bist ganz anders. Wenn du Pflänzchen bekommst, die wir noch nicht haben, so gönnst du uns nichts davon, und willst sie gern allein besitzen. Deine Spielsachen läßt du nicht anrühren; wenn es an ein Spielen geht, so sollen wir allezeit spielen, was du haben willst, und wenn wir es nicht thun, so murrest du, und spielst oft gar nicht mit; und wenn dir Jemand zunahe kommt, dich etwan am Kleide zupft, oder von hinten sich beischleicht, und dir die Augen zuhalt, so wirst du gleich böse, fährst hämisch um dich herum, und schimpfest wohl gar. Sieh! da kann es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber als dich haben, und lieber ihm, als dir Freude machen."

Anselm wurde über diese Rede sehr betrübt, gleichwohl sah' er ein, daß Fritz recht habe. Er nahm sich

vor,

vor, hinführo freundlicher und gefälliger gegen seine Freunde zu seyn. Im Anfange kostete es ihm viel Mühe, aber nach und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde auch reichlich belohnt; denn je gefälliger er gegen andere war, desto gefälliger waren diese gegen ihn. Je mehr er andern Freude machte, desto lieber machten ihm diese wieder Freude. Sonst wünschten sie immer Anselmen von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anselm allemal herbei gerufen werden, wenn ein gesellschaftliches Vergnügen angestellt werden sollte.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß er bald Meyer wurde; und bald darauf ward er von der Herrschaft, bei der er diente, seiner Geschicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen. Wie er nun bei diesem Dienst einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte, so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohne zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahre etwas davon. Da dachte er an seine armen Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Gelde, davon sie sich dienstfrei kaufen konnten. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Aeltern durch mich ein ruhiges und frohes Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermassen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben.

Hornig war ein armer, aber rechtschaffener Landmann. Wo er helfen konnte, half er mit Freuden, und nie war er vergnügter, als wenn er das Vergnügen anderer vermehrt hatte; deswegen hatten ihn auch alle seine Nachbarn herzlich lieb, und erwiederten seine liebvollen

vollen Gesinnungen, so oft sich ihnen eine Gelegenheit darbot. Einst brach im Dorfe Feuer aus. Hornig war krank. Schon hatte die Flamme das Haus Heilmanns seines Nachbars ergriffen; plötzlich aber trieb ein Windstoß das Feuer auch über Hornigs Strohdach, und im Augenblicke stand es in vollen Flammen. Da Heilmann dieses sahe, floh er zum Hause des Kranken. Seinen Freunden, die ihm riethen, zuerst auf die Rettung seiner Güter bedacht zu seyn, antwortete er: Mein kranker Nachbar ist nicht im Stande, sich selbst zu helfen, und ich weiß gewiß, er rechnet auf meinen Beistand. Mit diesen Worten stürzte er sich in die Glut, die schon von allen Seiten um Hornigs Bette ausbrach. Er hob den Hilflosen auf, und trug ihn auf seinen Schultern glücklich aus den Flammen. Hornig schwebte in Todesgefahr, aber seines Nachbarn Liebe rettete ihm das Lebē.

Eben so Nächstenliebend war auch Christian Ruhig aus dem benachbarten Dorfe. Dieser fuhr mit seinem Nachbar Hans einst aus der Stadt nach Hause, und sah einen armen Reisenden, der vor tiefem Schnee die Stadt nicht hatte erreichen können, und sich am Wege niedergesetzt hatte, um auszuruhen, in der Gefahr zu erfrieren. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch, rief er, der ist entweder todt oder betrunken.“ Christian, der den zweyten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könne, fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm, rief Hans, laß ihn liegen, was geht er uns an; wir müssen nach Hause.“ „Nein, antwortete Christian, ich habe in der Schule gehört, daß, wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will

zurück nach der Stadt fahren, und ihn zum Arzte bringen. — „Das wäre mir eben recht, antwortete Hans, ich sitze hier einmal warm, und sollte mir die Füsse wieder kalt machen — und damit fuhr er fort. Christian hub ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte. Alle guten Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian, aber Hans ward als ein Liebloser verachtet.

Solange Wilhelm Böhmer im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wuste wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederlicher Mensch nicht eher ruhet, als bis er auch andere verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerhand Gefälligkeiten erwieß. So zeigte er ihnen z. E. die Vortheile bei manchem von ihren Geschäften; wieß ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten, besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. — Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun nahmen sie auch seine Lehren gern an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beispielen bewies, dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mässigkeit als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche ihres Lebens, und ihres Standes insbesondere, zu ertragen, und zu versüssen. Als einsmal ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er sich freundschaftlich angenommen hatte, so ließ dieser Wilhelmen rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frei

vor allen Umstehenden, daß er nächst Gott durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren vor Lastern frei bewahrt geblieben. — Darum, meine Kinder, werdet Menschenfreunde, denn einen Menschenfreund schätzt und liebt jeder Rechtschaffene, und seine Belohnung kommt vom Himmel! —

Unter diesen Gesprächen waren sie nun bis zum Dorfe zurückgekommen, und Alt und Jung schieden, nachdem sie sowohl dem Herrn Kaplan Treumann, als auch ihrem gelehrten und gutherzigen Schulmeister für ihren lehrreichen Unterricht herzlich gedankt, und gebeten hatten, daß diese Lehrstunden der Welt auch in dem neuen Noth- und Hilfsbüchlein bekannt gemacht werden möchten, und auch, damit sie sich selbst hieran bei dessen Lesung fleißig erinnern könnten, sehr erbauet und vergnügt von einander.

Alles, was nun auch in den Versammlungen vorgelesen und gesagt worden, wurde ordentlich zusammen getragen, ins Reine geschrieben, und dem Herrn von Mildheim übergeben, der es denn abermals zum Besten und zum Unterricht seiner Unterthanen sowohl, als auch überhaupt des gemeinen Wesens, zum Druck befördern ließ, und eine gute Anzahl davon an seine Bauern austheilte, die sich darob herzlich freueten, und beschlossen, ihrem gütigen Herrn eine Ehrensäule mit dessen Brustbilde beim Eingange des Dorfs Mildheim zu errichten, und die Besorgung dessen dem Herrn Pflegskommissär übertrugen, und dieses zu dem Ende, damit alle durch dieses Dorf reisende Personen diesen ihren Wohlthäter, der zum Muster aller übrigen Dorfsherren dienen könnte, bewundern, zugleich aber auch ihre grosse Liebe gegen ihren Herrn und Obrigkeit in der Welt desto bekannter machen könnten.

Ende.

Le

[Becker]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Rudolf Zacharias,

Noth- und Hülfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte der Einwohner zu Mildheim

Bd.: 4.

Grätz 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 160 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250763-1
VD18 80063519-001